

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Prosa

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876

FRIEDRICH ERNST
PETERS

Ausgewählte
Werke

HERAUSGEGEBEN VON
CHRISTIAN JENSSEN

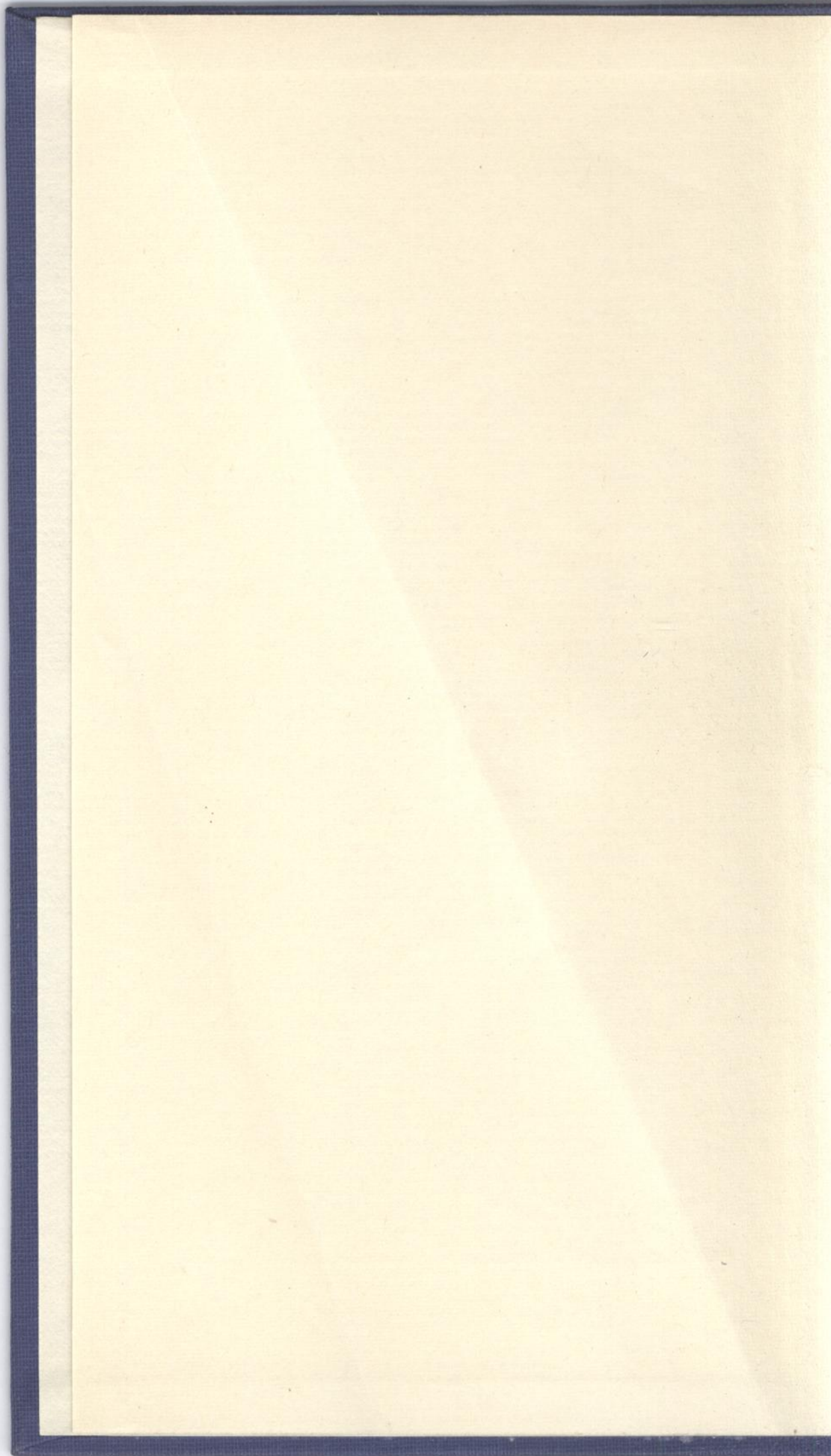
Band II Prosa

HOFFMANN UND CAMPE

Der zweite Band unserer Auswahl aus dem Werk von Friedrich Ernst Peters ist dem Prosaisten gewidmet. Was er in dem Buch der Besinnung und Erinnerung, das den Inhalt dieses Bandes ausmacht, von den „guten Mächten“ erzählt, die er in der Rückschau über seiner Jugend walten sieht - auch das spiegelt, wie die Lyrik, Erfahrungen, wie sie in dieser oder jener Weise jeder Mensch macht. Es spielt dabei durchaus keine Rolle, ob er, wie Peters, in der kleinen, aber doch spannungsreichen Welt eines Dorfes oder in dem - immer doch auch intim umgrenzten - Bezirk einer Stadt, gar einer Großstadt, aufgewachsen ist. In der lebensvollen, von Nachdenklichkeit und verhaltenem Humor überhöhten Wiedergabe seiner eigenen Erfahrungen und Einsichten läßt Peters den Leser die - mit Jean Paul zu sprechen - „Götterbilder der Frühzeit“ erkennen, die ihn dann sein Leben hindurch begleitet und ihm Richtung gegeben haben.

Lindley Cress Peters







FRIEDRICH 2. KÖNIG

ADIGERWILDE WILDE

IN DER BANDER

BLAU-GRÜNER
LEBENS-LEBEN

54

HOTELMANN UND CAMPF VERLAG

FRIEDRICH ERNST PETERS

AUSGEWAhLTE WERKE

IN ZWEI BÄNDEN

HERAUSGEGEBEN VON
CHRISTIAN JENSSEN

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG

FRIEDRICH ERNST PETERS

AUSGEWÄHLTE WERKE

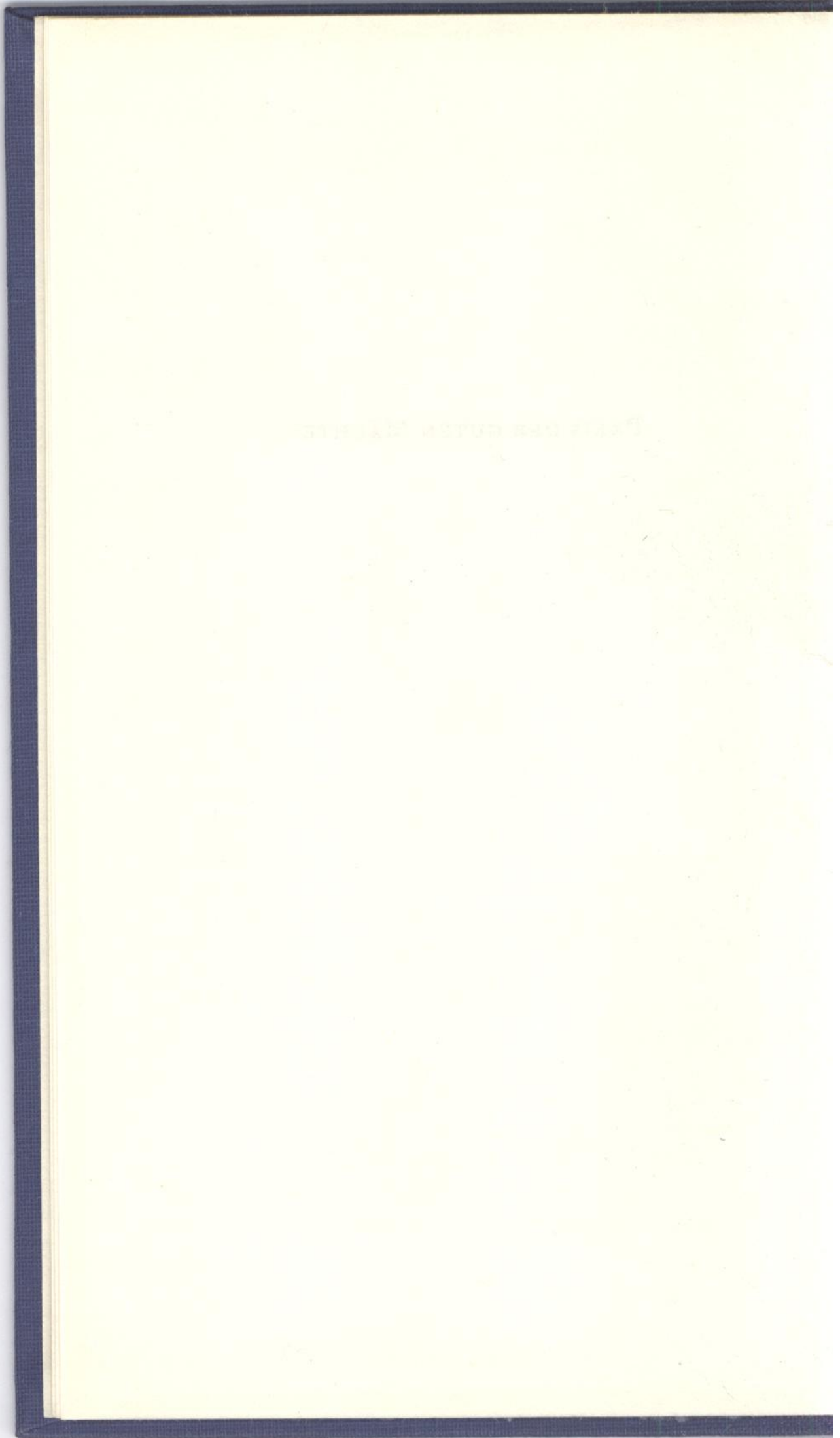
BAND II

PROSA

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG

© 1958 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlag- und Einbandgestaltung: Hans Hermann Hagedorn
Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg
Printed in Germany

PREIS DER GUTEN MÄCHTE



DIE PARADIESPFORTE

„Große Taten? Ja,

Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn!

.. .. .

Da fuhr wohl manchmal einer nach dem Schwert,
Und künft'ge Taten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.“

In den Tagen der Jugend träumt der Mensch davon, seine künftigen Taten gleich so groß zu tun, wie „Jahre lang durch Länder und Geschlechter der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt“, und ungeduldig sieht er sich vom trägen Strom der Zeit fortgetragen. Aber zu bald nur kommen die Jahre ins Stürzen und stellen Forderungen, die zum Träumen keine Zeit mehr geben. Wen sie einmal zur Besinnung kommen lassen, der erkennt mit einem Erschrecken, daß immer noch keine Taten vollbracht sind, die würdig wären, vom Munde der Dichter gewälzt zu werden. Tiefer und tiefer sieht er sich aus der Freiheit, in der die großen Taten geschehen, hineingezogen in die Verstrickung der kleinen, alltäglichen, ruhmeseunwürdigen Pflichten, und dann führt er wohl Klage gegen ein Leben, das ihm zur höchsten Bewährung keine Gelegenheit gab, oder, er sieht die Grenzen seiner Kraft, das eigene Versagen, die eigene Schuld.

Seine Jugend aber, die er um ihrer Enge und Tatenlosigkeit willen schmähete, sieht er nun hinter sich wie das verlorene Paradies. Düstere Wolken hängen ihm zu Häupten, doch über der Jugend leuchtet die Sonne. Zwar blitzt in ihrem Licht auch das Schwert des Cherubs auf. Wenn aber das Heimweh im Auge des Rückschauenden sich steigert, bis es beschwörende Macht gewinnt, dann lächelt der Strenge, senkt das Schwert und gibt die Pforte ins Paradies der Jugend für eine Stunde frei.

Greise, die aus der Verantwortung schon halb entlassen sind, dürfen sich auf seinen Wegen und Steigen hinschlendernd ergehen. Ihnen ist noch Zeit gegeben zum Verweilen bei Dingen, die uns weniger wichtig oder gar läppisch vorkommen wollen. Wer aber nach einer Stunde unerbittlich zurückgerufen wird an

die Arbeit, der nutze den kurzen Aufenthalt für sein Werk! Und wenn seine Taten auch nicht die Maße derer haben, von denen er einst träumte, so kann er doch hier im Paradies nachprüfen, ob er seinen Auftrag zugunsten einer beliebig gearteten, selbstgewählten Beschäftigung hingeworfen hat, oder ob er das zugewiesene Werk immer noch mit der Großmut, der Unbedingtheit und dem Eifer seiner frühen Jahre tut. Und wenn er es irgendwo hat fehlen lassen, so gibt vielleicht die befristete Heimkehr ins Paradies dem Ermüdeten etwas wieder von seinem alten Schwung.

Die hier vorliegende Rückschau ins Paradies hat nicht den Voratz, die *Geschichte* einer Jugend darzubieten. Zu einem solchen Unternehmen darf sich der Mensch gedrängt fühlen, wenn die Taten seines reifen Alters sich dem allgemeinen Bewußtsein tief eingeprägt haben, wenn also das Volk, oder doch größere Menschengruppen, welche stellvertretend als Volk gelten dürfen, mit ihrer Anteilnahme an solchen Büchern sich dankbar bezeigen und zugleich den Mann, den sie bisher aus der Ferne scheu verehrten, nun, da er als Kind zu ihnen kommt, in einen vertraulichen Umgang nehmen können. — Einem anderen mag es gelingen, die eigene Jugend so vor den Zeithintergrund zu stellen, daß dieser seinen Kulissencharakter verliert und zur lebensvollen geschichtlichen Landschaft wird. Dann ist aber der Erzähler selbst nur eine belanglose Figur, die mit abgewandtem Gesicht im Vordergrund sitzt und hinauszuschauen scheint in die Landschaft, auf die allein es ankommt. — Einem dritten wieder ist es nicht zu tun um die Geschichtlichkeit, um den dokumentarischen Charakter seiner Darstellung. Er malt die Landschaft seiner Jugend als Poet, und wenn er über das Individuelle hinaus den Zauber des Menschenfrühlings als allgemeines und nicht zeitgebundenes Erlebnis wirksam machen kann, so ist sein Tun gerechtfertigt. — Und endlich liefert wohl einer mit Erinnerungen aus seiner Jugend wertvolle Beiträge zur Psychologie des Kindesalters.

In dem, was den Leser hier erwartet, sind solche Voraussetzungen der Anteilnahme nicht erfüllt. Wenn auch der autobiographischen Einzelheiten genug berichtet werden, so bin ich doch keineswegs der verwegenen Meinung, die Umstände meines Lebens verdienten ihrer an sich bestehenden Bedeutsamkeit wegen die Aufzeichnung. In allem meine ich nicht eigentlich *mich*, sondern

die guten Mächte, deren Wirken ich erfahren zu haben glaube. Ihrem Preis und ihrem Ruhm ist alles geweiht. Wo kann ein Mensch die guten Mächte unmittelbarer erfahren als in sich selbst?

Dichtung, Musik, Sprache, Geist, Gott! Kaum sind die guten Mächte mit einiger Mühe einzeln namhaft gemacht worden, so fließen sie schon wieder ineinander und bekunden so ihren Willen zu inniger Verbundenheit. Da aber die Sprache in meiner Aufzählung die Mitte hielt, wird es so sein, daß sie von links und rechts je zwei der anderen in sich aufgesogen hat. In der Sprache ist die Musik, der ganze sinnliche Zauber des Klanges, den der Geist, der von der anderen Seite herzutritt, aus der anfänglichen Unverbindlichkeit des Nur-Schönen schnell in die strenge Verpflichtung des Übersinnlich-Guten emporhebt. In der Sprache wird die Dichtung möglich, d. h. die Verdichtung des Universums zu einem kleinen Klanggebilde. In der Sprache ist Gottes Dasein bewiesen. Unter den Händen der Berufenen vollzieht sich am unscheinbaren täglichen Brot der Sprache das Wunder der Wandlung. In der gedichteten Sprache ist Gott zu jeder Stunde gegenwärtig.

Die Landschaft der Väter und das Blut der Ahnen halten ihren Platz im Ring der guten Mächte. Aber der kreatürliche Mensch nimmt ihre Wohltaten dumpf und — wie es scheint — undankbar hin. Erst der geistige, und das heißt: der sprechende Mensch wird sich ihrer bewußt, und dadurch, daß er das unbewußt Empfangene in die Unvergänglichkeit der Sprache nimmt, genügt er zugleich den Forderungen der Dankbarkeit.

Solcherart verlangt das Wort „Paradiespforte“ hier, in einer anderen Bedeutung genommen zu werden. Von der sinnlichen Anschaubarkeit, von den Erinnerungen etwa an eine Bilderbibel befreit, geht es hinüber in eine Bildlichkeit von mehr geistiger Art. Da erscheint die Sprache als Pforte, die den Eintritt in hohe Hallen freigibt, die alle Wunder und Wonnen des Lebens im Geist uns er wandelbar macht.

Weil mich die Sprache mit himmlischer Gewalt ergriffen hatte, fing ich als Siebenjähriger an, Packpapier mit Märchen und Versen zu beschreiben. Nicht anders fühlte ich mich zu solchem Tun gedrängt als es die Spinne treibt, ihr Netz zu spannen, und heute,

nach mehr als vier Jahrzehnten, ist das Schreiben immer noch mein wesentliches Anliegen. Mir war also Zeit gegeben, an Tassos Erfahrung das eigene Erleben immer wieder und immer gründlicher zu messen, und nach langer Prüfung darf ich wohl auch sagen:

„Wenn ich nicht sinnend oder dichten soll,

So ist das Leben mir kein Leben mehr.“

An Versuchen, dem Seidenwurm das Spinnen zu verbieten, hat es freilich nicht gefehlt, und meistens gab ich mir selbst den unausführbaren Befehl. Auch hatten die geschichtlichen Erdstöße zwischen 1890 und 1940 wahrlich Gewalt genug, einem abseitigen Wanderer den nicht sehr klar vorgezeichneten Weg zu verschütten und ihn zu einer Änderung der Richtung zu zwingen.

Wer sich solchen Widerständen gegenüber behaupten will,

„Und wer sich rüsten will, muß eine Kraft

Im Busen fühlen, die ihm nie versagt.“

Der Beweise für das Versagen dessen, der mit sich immer allein bleibt, sind beschämend viele, und beim Wandern auf einem Wege, der mir zugewiesen wurde, ist die Kraft zum Ausharren nicht in mir selbst entsprungen. Sie muß mir zugeflossen sein. Wie ein Kind an der Hand des Vaters bin ich, zuweilen wohl in Angst erschauernd, aber im ganzen doch vertrauensvoll durch einen dunklen Wald geschritten. An den Rändern des Weges lärmten die drohenden, gewalttätigen Mächte. Aber die Übermächte zogen mich vorwärts mit einer Gewalt, die eben, weil sie aus der Übermacht kommt, wieder still und sanft sein darf.

Preis der guten Mächte also, und keine Biographie! Darum sind auch die einzelnen Teile dieses Buches nicht streng am Leitfaden der Zeit aufgereiht; sie haben unter sich nicht den Zusammenhang, den die Geschichte fordert. Vielmehr möchten sie die wunderbaren und seltenen Augenblicke darstellen, in denen das niedergehende Leben sich zu stauen scheint. (Denn der Bach geht von allem Anfang her nieder und ist darin vom Strom nicht unterschieden.)

Der Zauber dieser Stockung bemißt sich nicht nach dem Gewicht des angesammelten Wassers. Überwältigend wirkt er noch aus dem Geringsten. Die Feuchte eines nebligen Herbsttages sammelt sich im Schlehenhag an den Dornen und rieselt an ihnen nieder, bis an den Spitzen in weiten Abständen wieder und wie-

der ein Tropfen schwer und rund wird, der in der Andeutung eines Sonnenblicks einmal kurz aufleuchtet und dann zu Boden fällt. Nach einem Augenblick des Stillstandes wird dann dem Fluß sein Recht zurückgegeben. In seiner Rundung aber war der unscheinbare Tropfen vollkommen, und in seinem vergänglichen Glanz leuchtete die Ewigkeit auf.

So macht im Fluß eines verborgenen Menschenlebens der Augenblick vor dem Fall eines Tropfens die Welt vollkommen, weil diese Sekunde so wirkt, als sei die Welt dem Zwang der Zeit entzogen. Vergangenheit und Zukunft sind aufgehoben, und im seligen Augenblick ruht das Wesen ganz und gegenwärtig. Auf den runden, zeitentrückten Augenblick kommt es mir an, auf die Stockung, in der das Ewige ist, nicht auf den Fluß der Geschichte.

Laßt mich die Rundung noch unter einem anderen Bilde rühmen! Seifenblasen sind eine hingehauchte Vergänglichkeit, und eine leise Bewegung der Luft kann sie zerstören. Es gibt aber ganz windstille Tage, an denen ein Kind es wagen darf, seine schillernen Kugeln im Garten steigen zu lassen. Dann schmiegen sich Himmel und Erde, zum Bilde geworden, um die Vollkommenheit der siebenfarbigen Rundung. In frostklaren Winternächten steht die Halbkugel des bestirnten Himmels selbst nicht vollkommener über der stillen Erde. Jede Kugel ist Bild der göttlichen Schöpfung, und die Vollkommenheit der Rundung ist unabhängig von den Maßen des Umfangs.

Es hat mich gelockt, aus meiner Jugend Augenblicke des Innehaltens, der Windstille noch einmal zu beschwören; es drängte mich zu dem Versuch, einer bedrohten und schnell zersprühenden Vollkommenheit der Welt dennoch eine kleine Dauer in der Sprache zu verschaffen. Vielleicht gelingt es mir dabei, dem Leser in stürmischer Zeit eine Spanne der Windstille vorzutäuschen. Wenn er sich dann mit der Wirklichkeit seines Leibes auch unvermindert wachsam gegen die anheulenden Gewalten stemmen muß, die ihm den Atem vom Munde reißen, so hat doch seine Seele eine andere Wirklichkeit und ein anderes Atmen. In einer Windstille, die im diesseitigen Verstande immer vorgetäuscht sein mag, kann sie so tief Atem holen, daß auf geheimnisvolle Weise dem bedrängten Wanderer eine Kraft zuströmt, seinen vorgebeugten Leib entschlossener gegen den Sturm zu stemmen.

Einfachen Bildern aus den frühen Jahren eines fremden Mannes sind solche Wirkungen freilich an sich nicht gegeben. Sie sind allein der Sprache möglich, die sich zwar ihrer unendlichen Größe wegen an den Gegenständen nie ganz verleiblichen kann, die aber dennoch immer mit ihrem unverwirklichten Teil, für den wir auch andere, höhere Namen wissen, überall da gegenwärtig bleibt, wo ihre Macht mit frommem Ernst beschworen wird. Dient das Leibgewordene menschlicher Anschauung und Erkenntnis, die immer unvollkommen bleiben müssen, so führt das *unfaßbar* Gegenwärtige alles Stückwerk der Vollendung zu in einem Raum, den wir nicht mehr begreifen, sondern in einem tiefen Erschauern nur noch gerade ahnen können.

Überall rauschen in der Sprache die Wasser des Geistes über die Erde. Jeder Mensch springt hinein in das Fließende, wird hineingeschoben, hineingestoßen, hineingeworfen. Einerlei, wie es geschieht! Hat er in dem Lallen seiner frühen Kindheit eben noch nahe dem sicheren Ufer mit dem Fließenden sinnlos plätschernd sich vergnügt, so wird er nun schon vom Geiste fortgerissen. Gering ist die Fracht, die das unscheinbare Rinnsal mit sich führt; aber die Ströme tragen das Große.

Noch weiß ich die Stelle im Brook, wo ich mir einst im Erlenbüsch einen Stock schnitt. Die Späne sprangen vom Messer in ein Wasserlein, das unterm Grase halb verdeckt träge dahinflöß. Da wurden sie mir zu Schiffen, um deren Weiterkommen ich bangte, weil ich ihnen meine eigene Sehnsucht in die Ferne als Fracht gegeben hatte. Wohl schmiegt sie sich oft hinzögernd dem Ufergrase an wie in einer geheimen Angst vor dem Hingerissensein. Dennoch waren sie alle meinen Augen entschwunden, ehe die weiße Wunde des Erlenholzes sich röten konnte. — Viele Jahre später stand ich eines Tages in Finnland an den Stromschnellen von Vallinkoski und sah den Baumstämmen nach, die in weißem Gischt unablässig vorüberjagten. Mit den Riesen der finnischen Wälder spielte der Strom nach seinem Willen. Sie trieben einzeln dahin und in Verbänden, fanden sich zusammen, trennten sich wieder, streckten sich in der Richtung der Strömung oder legten sich quer, polterten übereinander hin oder suchten tauchend andere zu überholen. Zuweilen hob ein wiederauftauchender Riese eine Schar kleinerer Stämme aus dem Wasser.

Ein Strudel übertraf alle anderen an Kraft. Wenn ein Stamm ihm zu nahe kam, so zog er ihn senkrecht und mit solcher Gewalt in die Tiefe, daß sich das tote Holz hoch aufrichtete. Für einen Augenblick fand der Stamm heim in den Stolz der aufrechten Haltung. So rafft sich Siegfried noch einmal auf, nachdem ihn Hagens Speer zu Boden gezwungen hat. Aber schon sank er zurück, und wenn er sich im Niederbrechen vom Sog des Strudels nicht weit genug entfernen konnte, dann begann das grausame Spiel von neuem. Es war, als müßte der Stamm den in der Wirklichkeit des Waldes einmal durchlittenen Sturz in einer gespenstischen Welt wie besessen immer wiederholen. Und doch ist das Pathos dieser Gebärde nur ein kleiner Zug im Gesamtbilde, und am Ende kann sich jeder Stamm dem Strudel entziehen. Die endlich Befreiten schießen davon mit einer neuen Hingabe an die Verwandlung, die mit ihnen vorgegangen ist, und die hohe Freude des Hingerissenseins schwillt auf im Donner der niedergehenden Wasser.

Als ich am späten Abend dieses Tages mit der Bahn von Imatra nach Wiborg fuhr, drang auf einer stillen Station plötzlich ein wunderliches Rauschen durch die offenen Fenster in den Wagen. Ich suchte besorgt mit den Augen den Himmel ab; aber ein finnischer Fahrtgenosse belehrte mich lächelnd: „Die Wasser von Valinkoski!“ Die Entfernung von unserer Station gab er mit sieben Kilometern an. So singt der Strom seine hinreißende Gewalt über das Land.

Mögen wir nun Span sein oder Stamm, in der Sprache finden uns die Wasser des Geistes und reißen uns hin.

Es wird klar geworden sein, daß unsere Heimkehr ins Paradies ein ganz unverbindliches Umherschlendern im Gewirr der Steige nicht zuläßt. Während unserer Wanderung will überprüft werden, was wir getan haben und was wir noch zu tun gedenken. Der Ernst dieser Forderung unterwirft die Paradiespforte einer letzten Verwandlung. Aus der reinen Geistigkeit kehrt das Wort hier heim ins Bildhafte. War die Pforte am Anfang gebildet aus Rosenstämmen, die der Gärtner kundig einander zugebogen hatte, so verschwindet nun das freundliche, lebendige Gerank, und hinter ihm wird im strenggefügtten Gemäuer ein spitz-

bogiger Türrahmen sichtbar, die Paradiespforte. Sie gibt durch die Vorhalle den Weg frei in einen Lebensbau, der als Stätte der Verehrung dem Höchsten zugedacht war. Und hier sehe der Mensch sich um!

In dem Bau, der mir vorschwebte, sollte allen guten Mächten ihr Altar aufgerichtet werden, und so nahm ich mir, wenn immer meine Mittel auch nur für eine schlichte Kapelle reichten, doch um des hohen Beispiels willen Dombaumeister zum Vorbild. Am Ufer des Stromes begann ich meine Arbeit. Als aber die Mauern erst halbhoch aus dem Grund ragten, zeigten sich in ihnen schon Risse und Sprünge. Inzwischen hatte eine Stromregulierung den Grundwasserspiegel niedergedrückt, und meine eichenen Träger im Fundament folgten der Senkung von oben her mit ihrem Vermorschen. Die Jahre halber Traumbefangenheit lagen hinter mir, und nach dem völligen Erwachen hatte ich vielen rationalen Regulierungen von Herzen zugestimmt. Grundwasser! Ein schönes, dunkles Wort! Unseren Vorfahren sickerte es schon die kleine Grube voll, die sie mit einem einzigen Stich ihres Spatens ausgehoben hatten. Unser metaphysischer Grundwasserspiegel ist gesenkt worden, und das war wohl nötig um der gewaltigen rationalen Taten willen, die das Menschengeschlecht in diesem Jahrhundert und im vergangenen vollbracht hat.

Dies alles wirkte hinüber auf meinen Bau. Die Risse verbreiterten sich, und ich mußte die Fundamente aufgraben, um von ihrem Zustand eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Schlimm war der Anblick; aber nicht heillos. Die Zeit setzte mir mit ihrer verstandesklaren Beredsamkeit zu und wollte mir beweisen, daß ich das Begonnene in Trümmer sinken lassen müsse, um an anderer Stelle einen anderen Bau zu beginnen: einen lichten, unverstellten Raum, in dem sich gute Maschinen gut aufstellen lassen. Ich habe mich aber entschlossen, die bedrohten Mauern neu zu unterfangen mit einem Material, dem rationale Stromregulierungen nicht beizukommen vermögen. Das ist nicht im Eigensinn geschehen und nicht in ohnmächtigem Trotz. Wohl sind die Wasser der Tiefe tiefer hinabgesickert; aber sie haben sich nicht verloren. Wie sollten wir denn ein menschliches Leben führen, wenn nicht auch unsere Maschinenhäuser noch über ihrem Rauschen stünden. Meine Hände sollen wahrlich in der verkrampten Umklamme-

rung alter Irrtümer nicht untüchtig werden zum Begreifen des Neuen. Das „*alte Wahre*“ aber, laßt es nicht fahren; faßt es an! So bin ich wieder in die Gerüste gestiegen, und wenn ein Vorübergehender in teilnehmendem Beschauen vor meinem Bau verweilt, so zeige ich ihm wohl auch die erneuerten Fundamente.

Kein menschlicher Bau kann im Stolz seiner senkrechten Säulen nur immer weiter streben bis in den Himmel hinein. Wenn die tragenden Säulen bis zu einer gewissen Höhe emporgewachsen sind, ist die Sonne des Arbeitstages schon weit über den Zenit hinausgegangen, und in ihrem milderen Schein ist ein erstes Ahnen des Abends. Der Bau muß beschlossen werden, und also verzweigt sich die Säule in das Bündel der Gewölberippen, das sich in Demut neigt. Von allen Seiten drängen nun die Teile der aufgelösten Säulen aufeinander hin, damit in ihrem Neigen der Bau sich langsam *schließe* und als Menschenwerk im Endlichen *beschlossen* bleibe. Und während sich die Gewölberippen nach und nach zu einem Netz verflechten, wächst unten im Schiff der Dämmer so, daß im Aufblick wohl einmal am hellen Tage die Sterne schon sichtbar werden. Da scheint das Gewölbe geschlossen zu sein mit einer blauen, bestirnten Decke, da ahnen wir, daß mit dem Schlußstein, den der Tod schon in wägenden Händen hält, der Bau dennoch ins Unendliche eingeht. Die Stellen nun, an denen die Rippen sich schneiden, die Stellen, welche in einer bedeutungsvollen und besonderen Weise der Verfestigung des Gewölbes dienen, Stellen, an denen die tragenden Kräfte sich sammeln, sie möchte ich nach dem Beispiel alter Meister in aller Demut ein wenig schmücken mit leuchtenden Farben und gehämmertem Gold.

ERSTES ERWACHEN

Ich möchte meinen, daß das Erwachen zum Selbstbewußtsein auf eine geheimnisvolle Weise verbunden ist mit der Fähigkeit, dem Strom der Zeit zu entsteigen, der einen bis dahin getragen hat. Gelangt der Mensch an das Ufer, sieht er zum ersten Male den Strom von außen, empfindet er ihn ganz dumpf als aus geheimnisvollen Fernen kommend und ebenso geheimnisvollen Fernen zustrebend, so fühlt er sich auch zum ersten Male abgegrenzt gegen alles, was mit ihm sonst im Stromtrieb, findet er sich selbst.

Mir ist das Glück dieser Stunde ganz früh beschieden gewesen. Von dem Vorhang, der mir das Leben verbarg, wurde einmal, sehr früh, ein Zipfel zurückgeschlagen, und eine verheißungsvolle Helle schlug mir entgegen. Dann muß wieder tiefes Dunkel gewesen sein. Erst nach langer Zeit war mir wieder ein Blick in das bewußte Leben hinter dem Vorhang gestattet. Länger hielt die unsichtbare, gütige Hand den Vorhangzipfel hochgefaltet. Es war in den Tagen, als meine Schwester geboren wurde. Aber auch danach war noch wieder tiefe Dunkelheit. Wie lange sie gewährt haben mag, kann ich nicht sagen. Der Schläfer, wenn er des Nachts erwacht und die schon verschlafene Zeit, die er nicht messen konnte, nun wenigstens überschlagen möchte, weiß wohl, wie sehr er sich da täuschen kann. Meint er, kaum eine Stunde geschlafen zu haben, so steht das Kreuz seines Fensters schon auf lichterem Grund, und der Morgen kündigt sich an; wenn er aber erwachend des Hahnenschreis harrt, schlägt vom Turm eben die Stunde der Mitternacht.

Es weiß wohl kein Mensch zu sagen, an welchem Tage der Vorhang für ihn ganz auseinanderrauscht und sich nicht wieder schließt. Wie könnte der Mensch auch ein Ereignis sicher in die Zeit setzen, dessen einzigartige Bedeutung er erst viel später zu ermessen vermag! Und wenn auch der Vorhang zurückgeschlagen bleibt, so ist das Leben dahinter so verworren und unübersichtlich, daß der kleine, ohnmächtige Geist die große Veränderung nicht sofort faßt und für ihn in der jähren, unfaßbaren Entblöß-

heit der Dinge sich das frühere Verhülltsein noch eine Weile bewahrt.

Die Welt, die dem Erwachsenen so grell beleuchtet ist, daß es seinen Augen oft weh tut, bleibt für das kleine Kind noch einige Zeit überschattet vom Dunkel des Anfangs. Unmerklich erhellt sich die Szene, kein Instrument mißt von Tag zu Tag den Grad der wachsenden Helle. Von Übergang zu Übergang gleitet der Mensch ohne Erschütterung hinein in die volle Bewußtheit.

Geht er in reiferen Jahren rückwärts den durchwandelten Weg, so muß er haltmachen vor der Region der gleitenden Übergänge. Dies Labyrinth gestattet keinem die Rückkehr in das Gewirr seiner Pfade, das von Helle ins Minderhelle und von da weiter durch viele Grade vergehenden Lichts und wachsenden Dämmers zuletzt ins tiefe Schwarz der Urnacht führen müßte. —

Ich saß in einer kleinen Kiste, alleingelassen in dem sonst immer belebten Wohnzimmer. Da widerfuhr mir das Wunder meiner eigentlichen Menschwerdung. Da tat sich der Vorhang auf, der mir einen neuen und weiteren Raum des Lebens verhüllt hatte. Zwei lächelnde Engel, so standen Stille und Einsamkeit einander gegenüber im Rahmen der Tür, und in anmutiger Haltung leicht hingebogen, hielten sie die beiden Teile des Vorhangs gerafft.

Eifervoll verläßt der Geist die überlichteten Zonen seines Raumes und möchte sich im Dunkel vortasten an den Rand dieser Zauberstunde, dieser Stunde eines vielleicht nie wiederholten Glückes. Aber auch im Dämmer vermag der Geist nicht zu lassen von der richterlich-scheidenden, der ur-teilenden Art seines Amtes. Bilder der Erinnerung werden zur Zeugenaussage aufgerufen. Verschüchtert treten sie näher, unsicher stehen sie vor dem Gestrengen und stammeln ihre Antwort. „Nicht wahr“, lautet die Frage, „ihr wißt doch genau? Der kleine Knabe hat damals einen ganzen langen Nachmittag allein in seiner Kiste verbracht?“ Da tritt ein Erschrecken in die Augen der Befragten; aber sie nicken ein eifriges „Ja“. Der Untersuchende merkt, daß er von solchen Zeugen bestätigt hören wird, was seine Voreingenommenheit in fragender Form als Gewißheit aufgestellt hat. „So geht es nicht weiter“, gesteht er sich ein. Das Opferprobte versagt in diesen Bezirken. — Vielleicht war es nur eine Stunde.

Aber es war eine Stunde des reinsten Glückes, eine geweihte, eine heilige Stunde. Wir wollen ihr nachträumen, dieser unsagbaren Stunde.

Die kleine Kiste umschloß mich so eng und sicher wie die Eischale den kleinen Vogel vor dem Ausschlüpfen. Mit dieser Enge war der Weite des Zimmerraumes das Beängstigende genommen. Wie ein schützender Vorhof lag sie um meine Geborgenheit gebreitet. Hinter den Fenstern begann ein anderer Bezirk. Wenn auch die Linden da draußen sich gegenseitig mit ihren kahlen Zweigen peitschten: das Bild hatte nichts Erschreckendes. Auch das ganze Unabsehbare, die Ferne, in der die Linden stehen, auch sie ist wieder Vorhof zu einem Vorhof. So schachtelt sich eines ins andere, so legt sich eine Hülle um die andere, und das Drohende, das Geheimnis, das der kleine Knabe in Augenblicken des Verlassenseins nahe gefühlt hat, heute bleibt es gebannt am Rande des alleräußersten Vorhofs. Und dieser Vorhof liegt schon außerhalb der Welt. Es ist wie ein Rückfall in das Leben vor der Geburt, in die Geborgenheit unter vielen Hüllen und ist zugleich etwas ganz Anderes, ihm Entgegengesetztes, ein erregend Neues.

Gewiß war mir ein Spielzeug in die Kiste gelegt; aber ich habe es nicht beachtet. Einmal erschien mein Vater in der Tür, lächelte mir zu und sprach ein freundliches, nur mit der Seele verstandenes Wort. Ich sah ihn wie durch die offenen Türen einer endlosen Zimmerflucht in großer Ferne stehen. Ich rief ihn nicht an, suchte ihn nicht für ein Spiel zu gewinnen. Es war wohl gut, ihn in einem der vielen Vorhöfe zu wissen; aber im Kern der Welt wollte ich nun allein sein.

Ja, ich weiß gewiß, daß ich diesen Wunsch hatte. In dieser Gewißheit lasse ich mich nicht beirren durch die lebhaft empfundene Verpflichtung, der kleinen, beschwingten Stunde nachträglich keine Gedankenlast aufzubürden, die sie nicht tragen könnte. Sie will ganz sanft, ganz behutsam angefaßt sein, die stille, einsame Stunde. Und enthält nicht schon das Wort „anfassen“, obwohl ihm die mildernden Bestimmungen fürsorglich beigegeben wurden, zu viel des täppisch und roh Zudringlichen? Hier frommt kein zueignendes Greifen der Hand. Hier hilft nur eines: dem Schmetterling die Hand hinzustrecken in der Hoffnung,

er werde vielleicht für einen Augenblick, vielleicht gelockt durch das Aufblitzen eines Ringes, das Spiel seines Fluges unterbrechen, einen Augenblick ruhen auf der Kuppe des kleinen Fingers, einen Augenblick die Pracht seiner Flügel hinbreiten staunendem Beschauen.

Für die Mitteilung freilich wäre mehr gewonnen, wenn ein Finger von rauherer Berührung eine Spur goldenen Flügelstaubes bewahren und heimtragen könnte zur Untersuchung mit dem Mikroskop. Aber der Schmetterling wäre damit geschändet und scheu gemacht, und wenn du ihm dennoch je wieder begegnetest, so sähest du zu deiner Beschämung auf seinem Flügel den Makel der farblosen Stelle. Schau dir den Schmetterling gut an, wenn er sich freiwillig niederläßt! Präge sein Bild dir ein und laß es dich nicht verdrießen, wenn du von der Begegnung mit einem Lächeln, das andern getrost blöde erscheinen mag, nur immer wieder zu sagen weißt: „Es war so schön.“

Ich habe dich wiedergesehen, du schöne Stunde meiner frühen Kindheit! — Wieder hielt sie mich umschlossen. Ihr enger, dämmeriger Raum gleicht der kleinen Kapelle, die, mit der Hälfte ihres Rundbaus noch auf heidnischen Fundamenten ruhend, versteckt und kaum beachtet im Schatten eines Domes aus den Zeiten gotischer Hochblüte steht. Weite, hochgewölbte, hallende Räume schuf sich die wachsende Gemeinde; an die Gemeinde verloren, in ihr untergehend, horcht der einzelne den Offenbarungen des Geistes im Wort. Dann aber mag es wohl einmal geschehen, daß er nach der Verkündigung zu besinnlichem Wandel hinübergeht in den Kreuzgang, daß er, halb traumwandelnd, die Brüstung tiefgreifender, spitzbogiger Fensteröffnungen übersteigt, an verwitterten, schiefgesunkenen Grabplatten vorbeigehend, im Schatten wildwuchernden Holunders die alte Kapelle entdeckt, die ihn unbewußt gelockt hat, weil sie für eine Stunde durch einen Zufall unverschlossen geblieben ist. Da kreischt die Tür in rostigen Angeln, und in der alten Kapelle erlebt der Mensch die schlichte, wortlose, tiefe Ergriffenheit, die ein Glaube wohl nur in seinen umkämpften Anfängen auf dieser Erde als größte Gnade zu vergeben hat. — — —

Vorbei ist die magische Begegnung mit dem Anfang. Vergeblich wäre jeder Versuch, das Erlebnis ungemindert und als ein

Ganzes zu übertragen. Aber nun mag der Geist versuchen, ob er eine Deutung findet.

Was gab die Stunde damals dem kleinen Knaben? Sie schenkte ihm das Bewußtsein seines „Ich“. Und des neuen Besitzes wurde er inne, als er zum ersten Male die Zeit erfuhr. Sie hatte ihn bisher getragen, und es war kein Unterschied gewesen zwischen *ihrer* Bewegung und der eigenen. Nun fühlte er sich zugleich als mit ihr treibend und doch auch als Widerstand gegen sie gestellt.

Starker Westwind schiebt das Wasser der Bucht vor sich her, treibt es hinaus ins offene Meer. Die Fische werden des Elements, das sie umhüllt, als eines ihnen selbst Fremden nicht inne. Wohl sind auch schwimmende Möwen dem Zuge nach Osten hingegen; aber sie können sich aus dem Wasser erheben, können aus dem wohl dünneren, doch auch tragenden Element der Luft frei hinabschauen auf den Zwang eines Strömens, dem sie sich entzogen haben.

Stunde des Übergangs! Stunde der Verwandlung! Stunde der größten Entdeckung! Der Mensch taucht auf aus dem Zeitlosen und findet die Zeit, hält nun die beiden Elemente, in denen sein Weg über die Erde sich vollendet. Dem Zeitlosen, dem er in aller Bewußtheit doch nie entwachsen kann, ist er in einer so frühen Stunde noch ganz nah. Halb umgeben ihn noch die Hüllen des Mutterleibes mit ihrer warmen, traulichen Enge. Seinen Ohren ganz nahe rauscht noch der Strom des mütterlichen Blutes, der das eigene Rinnsal noch ganz und unmittelbar speist. Aber die andere, jenseitige Welt, das andere, väterliche Element des Lebens erhebt nun seinen Anspruch auf Teilung: es erwacht der Geist und setzt die Zeit.

Vorgebildet wie der Baum im Samenkern liegen in dieser Stunde alle kommenden Wunder und Wonnen der Plantaten des Lebens im Geist.

Da aber der Geist die Zeit setzt, liegt in ihr vorgebildet neben Seligkeit und Würde auch der ganze Jammer eines solchen Lebens: das schmerzliche Wissen um die Vergänglichkeit, das unendliche Grauen vor dem Tode. Unentrinnbar führt den Geist eine geheimnisvolle Wahlverwandschaft in die Bezirke des Todes.

In dieser Stunde, da das Rauschen des Mutterblutes dem werdenden Menschen fernerrückte und für kurze Zeit ganz ver-

stummte, in dieser Stunde wurde nach einer Sekunde vollkommener Stille ein neues Geräusch vernehmbar: das feine Rieseln des Sandes im Stundenglas. Gleichmäßig stürzt von nun an die Zukunft durch die Enge des gegenwärtigen Augenblicks auf den wachsenden Kegel des Vergangenen. Dies Rieseln kann in den Nächten des hohen Sommers zu einem Klingen von geheimnisvoller Schönheit werden. Dann aber wandelt es sich wieder und klingt unheimlich wie das Knistern im Gebälk eines Hauses, das der Blitz getroffen hat.

Das war wohl die Bedeutung der fernen Zauberstunde: Geburtsstätte der Zeit, des Geistes, des „Ich“. — Des Ich! Ist es denn aber der Mühe wert, von dieser so schwer verdächtigten, dieser im Wortsinne wie in übertragener Bedeutung „absonderlichen“, dieser in ihrer Unbotmäßigkeit so gefährlichen Erscheinung viel Aufhebens zu machen? Dies überhebliche Ich wird in Zukunft von scharfen Augen überwacht und von starker Hand gezügelt werden. Eben jetzt liegt es, von starken Worten niedergedonnert, gedemütigt im Staube. Soll es immer so bleiben? Sollten wir nicht, da es die rauhe Zurechtweisung hingenommen und beherzigt hat, nun hingehen und ihm die Tröstung bringen des leisen, behutsamen Wortes, das neben dem lauten und zufahrenden seine Bedeutung immer behalten wird? Sollten wir es nicht aufrichten mit dem leisen Wort und ihm nach harter Buße seine Würde und sein unantastbares Recht zurückgeben?

Denn das rechtverstandene Ich ist ja nicht wesentlich Sperrwand. Nein, überall ist es auch Tor. Wie wolltest du, Mensch, anders hineingelangen in die ummauerte Gemeinschaft des Volkes als durch dieses Tor? Wie kannst du den Bruder, den Blutsverbundenen, wie den Fremden verstehen, wenn du nicht durch die Erkenntnis deiner selbst zu ihnen hinüberwandelst? Müßten dir nicht alle Wesen schemenhaft bleiben, wenn du nicht durch die unmittelbare, handgreifliche Gegebenheit deines Leibes hindurchgehen könntest zu ihrer Leibhaftigkeit? Dein Lebensrund ist umstellt mit Leibern, die dem deinen gleichen. Wie eine lebendige Mauer schließen sie das Leben in der Zeit ab gegen eine Welt, die wir nur ahnen können, und dieser Mauer undurchdringlichste Stelle bist du selbst. In den seltenen Stunden aber, die, umflossen vom Morgenglanz der Ewigkeit, feierlich über den

Horizont steigen, wird dein Ich entstofflicht, verwandelt es sich, wird Lücke und Ausweg, und durch dich selbst sinkst du rückwärts und mit geschlossenen Augen voll Hingabe hinüber in die andere Welt.

Du bist, dein Ich ist der Schlußstein eines Gewölbes. Aber zugleich ist es ein Offenstehen, durch das du aus diesem zeitlich überwölbten Stück der Ewigkeit wohl einmal hinausgleiten darfst in ihre unendliche Gänze. Von Zeit zu Zeit ist es dir so vergönnt, im Raume deiner Zukunft die noch schwachen und un gelenken Schwingen zu üben, künftige Seligkeiten des Fluges vorahnend.

Vorgebildet wie der Baum im Samenkern lag in jener Stunde des Erwachens neben der Todesbewußtheit auch die Zuversicht ewigen Lebens. Was aus dem Zeitlosen kam, kann in der Zeit nicht enden, sondern muß wieder heimkehren ins Zeitlose. Zeit, Geist und Tod, drei Brüder, bauen die Brücke über einen Strom. Wir gehen hinüber — von Ewigkeit zu Ewigkeit.

„ICH REDE NOCH MIT DIR“

Meine Eltern sind gewiß fromme Menschen gewesen; aber Gottes Name war ihnen zu gedankenloser Einmischung in den Sprachschutt des Alltags wohl zu heilig. Unser Dorf lag von seinem Kirchort ein gute Meile entfernt. In den entscheidenden ersten elf Jahren meines Lebens stellte einzig ein ungepflegter, beschwerlicher Weg über Moor und Heide die Verbindung her. Der Kirchgang hätte nach immer drangvoll arbeitsreichen Wochen die bitter notwendige und stets durch irgendwelche außergewöhnlichen Verrichtungen schon ohnehin stark beschnittene Sonntagsruhe um mindestens fünf weitere Stunden verkürzt. Darum wurden wohl zwei Plätze auf dem Wagen eines befreundeten Bauern mit Dank angenommen. Da aber die Bauern unseres Dorfes nicht eben als kirchlich gelten konnten, so war dieses Anerbieten sehr selten, und es wäre ungebührlich gewesen, auch noch für eines der Kinder einen Platz zu erbitten. Die Umstände meiner ersten Jugend waren also einer Begegnung mit Gott sehr ungünstig.

Meiner Erinnerung nach hat mich mein Vater zum erstenmal vor den Namen Gottes gestellt. Es war in seiner Werkstatt, und ich weiß, daß ich in Zusammenraffung meiner noch unentwickelten Gedächtniskräfte angestrengt auf einen kleinen Amboß niedersah, wobei das Gewirr von Kaltmeißelnarben, das diesem Amboß eingegraben war, in eine geheimnisvolle Entsprechung trat zu den krausen Lauthäufungen, die mir mein Vater vorsprach und die ich nachbilden sollte:

„Fürchte Gott, liebes Kind!

Gott, der Herr, sieht und weiß

alle Dinge — Amen!“

Als erste religiöse Unterweisung hatte dieses Vornehmen seinen Zweck vollkommen verfehlt. Das kleine Gebet wurde mir ja in hochdeutscher Sprache dargeboten, und dieses Dunkel konnte ich noch nicht durchlichten. Der Name Gottes war mir ganz unbekannt und konnte also mein Gefühl, so leicht es sein mochte, auf

seiner dunklen Schwinge noch nicht emportragen. Aber das ganze Gebet teilte sich mir rhythmisch sofort in sechs Teile auf. Der erste Teil war ganz dunkel, ebenso der dritte: „Gott, der Herr“. Aber als Lichtpunkt glänzte zwischen zwei Dunkeln das leuchtende Wort: „Liebes Kind“. Von seinem Klang ließ ich mich streicheln; es tat mir wohl. Dann brachten wieder die Worte „sieht und weiß“ wenigstens ein verheißungsvolles Wallen in den Wortvorhang, hinter dem der Sinn sich barg. „Weiß“ empfand ich als Licht, und es erschien mir um des Gegensatzes willen mit dem „sieht“ zusammengestellt, in dem ich ein Dunkles vermutete. „Alle Dinge“ erinnerten mich an den Dienstag, den ich in meinem Plattdeutsch als „Dingsdag“ bezeichnete. Nach der beschwerlichen Wanderung durch die vielen Fährnisse dieser Wortfolge bedurfte das abschließende „Amen“ keiner Aufhellung mehr. Es war einfach ein Freudenschrei über die glückliche Ankunft am anderen Ufer.

Mit Bedacht wird hier das Wort „Ufer“ gesetzt. Denn diese Sprechübung war in ihren Gefahren sehr wohl dem Überqueren vergleichbar des Baches, hinter dem unser Nachbar Jochen wie in einer Festung wohnte. Ob dieser Bach gleich so schmal war, daß die Planke einer ausgedienten Hobelbank ihn überbrücken konnte, sahen meine Kinderaugen ihn doch unheimlich groß und bedrohlich. Aber in der Gefahr lag eben auch eine Lockung, und jedes Überqueren des Baches war ein tapfer bestandenes Abenteuer.

Das Nachsprechen des Gebetes nun verschmolz in meinen Gedanken mit dem Überqueren des Baches auf der Hobelbankplanke zu einer Übung. „Fürchte Gott — liebes Kind — Gott der Herr — sieht und weiß — alle Dinge Amen.“ Mit fünf bedächtig wiegenden Schritten war das andere Ufer zu gewinnen. Die Augen fanden dabei einen Halt an den Bankhakenlöchern, die am rechten Saum der kleinen, geländerlosen Brücke hinliefen. Und wie der noch über dem Ungewissen schwebende Fuß sich mit der letzten Bewegung ganz schnell und bedenkenlos seinem Bruder zugesellte, der schon auf festem Boden stand, so folgte dem „Alle Dinge“ das „Amen“ pausenlos und im Ton zu einem kleinen Triumphschrei gesteigert.

Zuletzt war es ein schönes Spiel, immer schneller und unbesonnener und doch des Gelingens sicher über die Brücke zu lau-

fen. Der Beifall des Vaters spornte es vollends zu hellem Übermut. So wurde Lachen, Spiel und kindliche Unbesonnenheit, was mit der ernsten, ja, düsteren Mahnung „Fürchte Gott!“ angefangen hatte.

Zum erstenmal war hier der Versuch gemacht worden, mir für das große Geheimnis einen Namen zu geben. Der Versuch war verfrüht, und als dann — wenig später — das Geheimnis um mich drängender in dunklen Lauten zu raunen begann, da war der Name vergessen. Eine Zeitlang nahm das Geheimnis Wohnung in dem Namen „Hohenwestedt“, Westedt, wie der Ort in unserem Platt hieß. Da warf ich eines Tages meine alltäglichen Holzpantoffeln in die Ecke und forderte die festlichen Stiefel mit dem sehr ernsten Bedeuten, ich müsse nach Westedt. Die starre Weigerung meiner Mutter aber und ihr gewiß nicht böse gemeintes Lachen lehrten mich früh, daß man vor Menschen besser den Mahnruf des Geheimnisses verheimlicht. Eines Tages bin ich dann doch in Holzpantoffeln auf die Wanderung gegangen; aber am Rand des großen Waldes mußte ich meiner Großmutter in den Weg laufen. Sie brachte den Ausreißer zurück mit der Erklärung: „He wull na Westedt“, und wieder war um mich die Schmach des Lachens der Großen.

Der Name „Westedt“ verlor seinen wunderbarlich lockenden Klang, als ich unvermutet das Geheimnis in meiner unmittelbaren Nähe fand. Die Dorfstraße, das Redder, der Nindorfer Weg schrieben meinen Entdeckungsfahrten die Richtung vor. Was es hier am Rande zu sehen gab, war mir vertraut. Die beiden Feldwege hatten an ihrem Saum Wälle mit hohen Knicks, und ich mochte wohl denken, daß, von einem kleinen gras- oder kornbestandenen Raum bei den Schlagbäumen abgesehen, dahinter die absolute Leere sich auftun müsse. Eines Tages nun stand ich am Ende des Steiges, welcher zwischen Sood und Immenhof dreißig Kinderschritte von unserem Haus wegführte, vor dem Wall, der mit einem hohen Knick unser Grundstück von der Koppel des Bauern Eggert Rohwer trennte. Der sonst überall von Farn und Moos überwucherte Wall zeigte an dieser Stelle seine bloße, braune Erde, und kleine stufenartige Unterbrechungen seiner Steile ermunterten mich zu dem Versuch, den Wall zu erklettern. Das Unternehmen gelang. Ich fand im Buschwerk eine Lücke und sah

drüben zu meinem grenzenlosen Staunen wider alles Erwarten keinen fürchterlichen Abgrund. Vielmehr war der Wall nur um ein Geringes höher als die dahinterliegende Koppel. Der Sprung war kein Wagnis. Raschelnd schloß sich hinter mir das Gebüsch, und obwohl die vertrauten, hallenden Hammerschläge aus der Werkstatt meines Vaters kaum gedämpft zu mir herüberklangen, stand ich in einer verwandelten Welt.

Die Knicks schienen ihre Natur verändert zu haben. Die Welt ist so groß; aber immer sind für Kinderfüße aus dem Raum nur kleine Streifen zum Begehen herausgeschnitten, und da es nun einmal so vieles gibt, was Kinder noch nicht wissen dürfen, so stellen sich die Knicks an jedem Weg auf hohe Wälle und versperren die Sicht. Hier nun traten die eifersüchtigen Wächter zurück und gaben Raum. Fern am Horizont erst tauchten sie wieder auf; vor einem weiten Himmel stand ihre niegeschaute Silhouette. Und dort ragte aus Eichen- und Hagebuchegestrüpp, das noch sein rostbraunes, starr- und krausgewordenes Herbstlaub trug, hoch und schwarz ein sonderbar geformter Baum heraus. Es war eine Stechpalme, die allerdings auffallen mußte. Andere Bäume ließen jetzt den Blick durch das Gewirr ihrer nackten Zweige hindurchgehen; aber die schwarze Fläche der Stechpalme war recht als ein Blickfang hingestellt. Der schöne Baum war in seiner Gestalt einem Tier vergleichbar, das sich aufgerichtet hat; in Furcht und Ehrfurcht hieß ich es „Löwe“. Dort im Löwen war das Geheimnis, das schön ist und zugleich schreckt. Das Gefühl, dem Löwen nicht nahe kommen zu dürfen, war vorerst wohl nur eine Spielerei. Vorsichtig ging ich am Wall entlang, vorbei an einer Tränkstätte für das Vieh, einer verschlammten Kuhle mit unheimlich schwarzem Wasserspiegel. Mein täglicher Spielgefährte, der kleine Bach an der Dorfstraße, war immer geschwätzig, und so mußte die abweisende Stille um diese Kuhle zu dem Versuch locken, ihr Wasser dennoch zum Reden zu bringen. Ich warf ein paar Steine hinab; aber es geschah doch nur sehr nebenher. Denn mächtig gewachsen war inzwischen die Drohung, die vom schwarzen Löwen herüberkam. Zwar stand er dort reglos auf dem Wall; aber der Raum zwischen uns, ob er gleich weit war, baute keinerlei Hindernis auf, und in gewaltigen Sätzen mochte das Ungeheuer sein Opfer schnell erreichen. Ich

ließ nun keinen Blick mehr von dem Löwen, so als müsse ich die Gefahr bannen.

Da sah ich den Schlagbaum, zwängte mich durch sein Lattengitter und fand mich nach mannhaft bestandenen Abenteuern in fernen Ländern wieder am Nindorfer Weg, noch nicht mehr als dreißig Meter vom Elternhaus entfernt. Sofort hörte ich auch wieder den Hammerschlag aus der väterlichen Werkstatt.

Der Gedanke an den Löwen aber wollte mich nicht mehr verlassen. Seit einiger Zeit schon war mir die Welt nicht mehr in allen ihren Teilen und Dingen wohlgesinnt. Wohl war sie schön; aber man mußte sich in ihr doch mit Vorsicht bewegen. Alles Geheimnis sammelte sich in dem Löwen, wurde in ihm dunkel, richtete in ihm sich auf und sah aus ihm wachsam über die Welt.

Das wie zufällig erworbene Vermögen aber, einen Wall zu übersteigen, die Entdeckung, daß Knicks besiegt sind, gab meinen Unternehmungen Selbstbewußtsein, gab meinem Blick die Weite. Von nun an überstieg ich in der Nähe meines Elternhauses an immer anderen Stellen die Wälle, und von überallher sah ich „Löwe“ groß und dunkel am Horizont stehen.

Einmal stand ich wieder am inneren Wall, auf Eggert Rohwers Koppel, nun schon dem Bereich der Hammerschläge ganz entrückt. Jenseits des Knicks war der Nindorfer Weg. Es war schön, Wittmaacks Leute da unten im Sand in ihrem Vorbeigehen nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen, mitten unter ihnen zu sein, und doch nicht bemerkt zu werden. Das glich einem Zauber! Und der Tagelöhner, der mir immer verwirrende Fragen stellte und in jedem Fall roh lachte, ob ich nun antwortete oder schwieg, heute konnte er mir nichts anhaben. Ja, das alles war schön, und der Platz hinter dem Wall hätte als ganz heimelig gelten können, wenn nicht „Löwe“ gewesen wäre. Ich starrte hinüber zu dem dunklen Ungeheuer und sprach wieder und wieder das Wort „Löwe“ wie eine Beschwörung.

Löwe war in mir eine kleine Besessenheit geworden. Löwe stand im Vorhof meiner Träume, stand zugleich lockend und schreckend in den Bildern, die vor dem Einschlafen regellos vor rücksinkenden Augen gaukeln. Löwe fand von da den Zugang in meine Träume. Und nun war es klar geworden, daß ich eines Tages über Eggert Rohwers endlose Koppel gehen müsse, um

dem Drohenden Auge in Auge meine Friedfertigkeit zu versichern, um mit arglosem Vertrauen allen bösen Willen zu entwaffnen. Heute indessen, heute war die Stunde noch nicht gekommen.

Ich kehrte mich dem Wall wieder zu, ohne weitere Absichten griffen meine Hände in seine Erde, und diese Erde gab widerstandslos nach. Da freuten sich die Finger ihrer Kraft und freuten sich der kühlen Weichheit, die sie betasteten, und die Augen freuten sich der tiefbraunen Farbe dieser Erde. Das häßliche, dürre Gras verschwand mehr und mehr, und langsam entstand in der Schräge des Walls eine Nische mit steilen Seitenwänden, einer steilen Hinterwand und einem ebenen Grunde, und alle Flächen ließen sich mit leichten Schlägen der flachen Hand wunderbar glätten.

Einmal aber mußte ein Ende sein; denn wenn der Bau über einen bestimmten Punkt hinausgetrieben wurde, stellten meine Hände seinen Bestand wieder in Frage. Kleine Erdschollen lösten sich unter den Schlägen von den Wänden und verunzierten den glatten Boden. Das Werk mußte als getan gelten. Wie schade! Oder war doch ein Weiterkommen? An einem krausen Baumstumpf im Knick entdeckte ich Moos, und bald schmückte ein grüner Teppich den Boden meiner Nische, und nun strömten mir die Einfälle zu weiterer Ausgestaltung in Fülle zu. Es wuchs am Wall ein schönes, dunkles Farnkraut, das an der helleren Unterseite seiner Blätter mit kleinen, kreisrunden gelben Flecken übersät war. Die Seitenwände meiner Nische überzogen sich mit diesem Grün.

Aller Flitter, den meine Taschen hergaben, fand sich in bedeutungsvoller Anordnung auf dem Moos ausgebreitet. Schlehenschnüre schlangen sich um dieses Innerste der Nische, und am Ende blieb nichts mehr zu tun, als das Werk still und innig zu bestaunen. Eine Beziehung zu „Löwe“ stellte sich noch nicht her.

Ich nannte das Ganze meine „Ausstellung“. Dieses Wort gehörte keineswegs in den Wortschatz eines kleinen plattdeutschen Knaben. Ich hatte es irgendwo aufgenommen, und nun erschien es mir zur Bezeichnung des Wunderbaren alltagsfern und unverbraucht genug. Unsere Jevenstedter Kirche hatte ich nie gesehen, und von einem Altar fehlte mir beides, Anschauung und Wort.

Dies alles war am Vormittag geschehen. Es wollten wohl im Laufe des Tages der merkwürdigen Dinge noch viele beachtet sein; aber die Gedanken kehrten immer wieder zurück zu der Ausstellung. Von „Löwe“ hatte ich keinem Menschen je erzählt. Wie hätte ich denn von der Ausstellung reden sollen? Es ist so schön, Heimlichkeiten zu haben. Und wenn nun der böse Tagelöhner vom Felde heimkommt, lärmt er im Nindorfer Weg achtlos dahin und weiß an der bestimmten Stelle nicht, daß ganz, ganz nahe das Wunder einer Ausstellung prunkt.

Am Nachmittag durchsuchte ich meinen Besitz nach glänzenden Dingen. Und wenn am Ende die Auswahl klein blieb, so hatte mich wohl das Gefühl geleitet, es könne durch wahllose Häufung eher verdorben als gebessert werden. Nur das ganz Kostbare konnte zugelassen sein. Zur rechten Zeit fielen mir auch meine „Sprüche“ ein. Das waren jene beliebten Engel- und Blumenbilder, die aus haltbarem Papier herausgestanzt werden. Mir zuliebe kaufte meine Mutter ihren Kaffeezusatz bei dem Händler aus Hohenwestedt, der an jedem zweiten Donnerstag vorsprach. Wenn man von den runden Paketen eine äußere Papierhülle abriß, kamen die wunderbarsten Sprüche zutage, die in meiner Schachtel noch lange die Rundung des Paketes bewahrten. Ich suchte die beiden schönsten Bilder aus, nun doch nicht ganz ohne Bedauern. Aber werden nicht meine Sprüche in anderen Gegenden „Oblaten“ genannt? Ich brachte sie dar.

Das geschah am späten Nachmittag. Eifervoll gestaltete ich meine Ausstellung, und Löwe hatte sich mit einer recht flüchtigen Ehrenerweisung begnügen müssen.

Abends im Bett kamen mir dann allerlei Bedenken. Wilde Tiere schweifen umher; sie werden die Ausstellung zerstören. Und wenn es über Nacht regnet, dann ist alles verdorben. Und dann . . . ja, meinem Werk droht Unheil und in ihm mir selbst! Löwe wird meinen, daß der Bau errichtet ist als ein Trutz gegen seine Gewalt. Und hat er nicht recht? Ist nicht im Grunde alles so gemeint? Nun wird er bei Nacht vom Wall springen, wird über die Koppel hetzen und alles vernichten.

Die Nacht hatte Frost gebracht. Die kahlen Bäume vor unserem Hause zeigten sich wie durch Zauber neu belaubt, hatten sich aber um des Wunders willen in Weiß gehüllt. Die Sonne leuch-

tete hell wie seit langem nicht. Ich fand die Ausstellung unzerstört wohl, aber doch wunderbar verwandelt. Die gebrechlichen Wände der Nische waren über Nacht so starr geworden, als wären sie wirklich aus Stein gefügt. Und was ich lose hingelegt hatte, nun haftete alles an seinem Platz. Über meiner Ausstellung, die ich in ihrer ganzen armseligen Zerstörbarkeit den unheimlichen Mächten der Nacht mit Bangen preisgegeben hatte, war Segen gewesen. Eine gute Gewalt hatte sich ihrer erbarmt, hatte ihr in der Erstarrung die Kraft zum Widerstand gegeben, hatte ihr Dauer versprochen. Wenn mir auch Gottes Name nun schon begegnet war, so stand er doch zu fern, um eine Verbindung mit diesem Erlebnis eingehen zu können. Ich fühlte das Walten einer guten Macht und wußte ihr keinen Namen zu geben. Wirr beglückt stand ich vor meiner Ausstellung. Mein Dargebrachtes lag überstäubt von einem funkelnden Weiß. Die gute Macht hatte mein Opfer, meinen Altar und mich selbst gnädig angesehen.

Als ich mich umkehrte, dem Osten zu, wußte ich, daß die Stunde gekommen war. Heute mußte ich hinüberwandern zu „Löwe“. Mutig ging ich dem Drohenden entgegen, das junge Gefühl meiner Unverletzlichkeit als Schild ihm entgegenhaltend. Über die leisen Wölbungen der einzelnen Feldstreifen ging es dem Ziele zu. Den Blick hielt ich am Boden, und nur in den Rinnen zwischen zwei Streifen sah ich auf, um mich des Näherkommens zu vergewissern. Mit mir wandelte eine neue Kraft. Dann aber wollte eine plötzliche Angst mich zu schneller Umkehr bereden. Ich bekämpfte sie mit ganz kalter Vernunft, indem ich mir sagte: „Im Grunde ist dies alles doch Spiel. Ich sehe ja von hier schon, daß ‚Löwe‘ ein Hülsenbaum ist.“ Und nun stand ich vor ihm und sagte mit begütigender, mit beschwörender Stimme immer wieder: „Löwe! Löwe!“

So also war das als Größe so lange Erträumte Ereignis geworden. Aber hatte nicht auf dem Weg über die Koppel ein kleines, spitzfindiges Vernünfteln dem wirren Wunderbau aus Traum und halben Gedanken die Bekrönung durch die schließende Koppel verwehrt? Nein! „Den bängsten Traum begleitet ein heimliches Gefühl, daß alles nichts bedeutet.“ Dem Kinde ist das Leben ein Gewoge schwankender Erscheinungen, das sich erst

langsam verfestigt und erst allmählich Wirklichkeit wird. Aber kaum darf der reife Mensch dem Ergebnis dieses Vorganges mehr als ein paar Jahre in gutem Glauben an eine Wirklichkeit gegenüberstehen. Schnell setzt die Rückbildung ein. Wirklichkeit will wieder schwankende Erscheinung, Leben will in einem weiteren und verwandelten Sinne wieder zu Traum werden. Wenn einem Menschen inmitten des Grauens und der Not dieser Welt ein heimliches Gefühl kommt, daß vor der unerahnbaren Wirklichkeit Gottes und seines Reiches dies alles nichts bedeutet, dann ist ihm Gnade geworden. Und sollte nicht auch einem Kinde, das mit seinem kleinen Traum eingeschachtelt ist in den größeren Traum, den wir Wirklichkeit nennen, sollte nicht auch ihm der Augenblick, in dem es sich seines Träumens bewußt wird, viel mehr Erhebung als platte Ernüchterung sein? Denn die Gewißheit, im Schutze guter Mächte zu wandeln, konnte durch das, was wir oben eine kleine Vernünftelei nannten, nicht erschüttert werden. Gott, den ich mit Namen nicht zu nennen wußte, hatte mich bei *meinem* Namen gerufen.

Das war das Große dieses kleinen Erlebnisses, und darum finde ich es so wohlerhalten in meinem Gedächtnis verwahrt. Die Bilder sind von ehemals, die Deutung ist von heute. Dazwischen klafft ein Zeitabgrund von mehr als vier Jahrzehnten, und doch meine ich, mit junger Deutung alte Bilder nicht verfälscht zu haben. „Jeden mit anderer Stimme ruft Gott.“

Ich rühme mich wahrlich des Rufes nicht, der an mich ergangen ist. Ich will nur zu meiner Tröstung den verhallten Ton der Gottesstimme wieder beleben, und in Demut bekenne ich, daß Gott mir auf meinen täglichen Gängen sein Geleite versagt. Das Erlebnis aus frühen Jahren aber bestärkt mich wieder und wieder im Glauben. Gott kann nicht vergessen. Da er mich so früh ansprach, hat er mit mir etwas vor.

Und nun lebe ich immer wie im Vorzimmer eines hohen Herrn. Auf der Straße, bei zufälliger Begegnung, hat er mir flüchtig zugerufen: „Ich rede noch mit dir.“ Nun sitzt er dort hinter der verhangenen Tür, einen Namen nach dem andern ruft der Diener auf, einer nach dem andern hat *seine* Zwiesprache mit dem Herrn. Und ich stehe und warte. Es ist spät geworden, sehr spät, und die Leute sagen wohl mit scharfem Tadel oder auch nur mit einem

gleichgültigen Achselzucken, daß ich mein Tagewerk versäume. Es ist spät geworden, sehr spät. Wäre es nicht besser, ich schliche mich davon und büßte in einsamer Scham die Anmaßung, mich auf ein flüchtig und vielleicht in einer Laune hingeworfenes Wort im Vorsaal des Herrn eingefunden zu haben? Nein! Nein! Gott vergißt nicht; Gott hat gesagt: „Ich rede noch mit dir.“

„WO SOLL ICH HINGEHEN VOR DEINEM GEIST?“

An der Schwelle dieses Jahrhunderts erwachte ich zu bewußtem Leben. Damit ist zugleich gesagt, daß ich allen Verlockungen der Zeit zu einem gottesleugnerischen, einem unnachgiebig diesseitig bestimmten Leben ausgesetzt gewesen bin. Einige solcher Verlockungen seien aufgeführt: Der Lärm, mit dem ein zeitgemäß hergerichteter Aberglaube die Pyrrhussiege der Naturwissenschaft über allè Rätsel der Welt feierte, die heldische Gebärde, in der Prometheus-Nietzsche sich trotzend aufreckte gegen den Herrn der Welt, die Sinnlosigkeit des Weltlaufes, die mit dem verlorenen Krieg offenbar zu werden schien. Was dann in verschiedenartigen Bestrebungen hier und da wie Beseelung und Besinnung aussehen mochte, erschien vielen als das Ergebnis eines verzweifelten Kampfes wider den harten Spruch des Schicksals, und sie sträubten sich entschieden gegen die Einsicht, daß in dem allen die wohl leitende, aber auch strenge Hand Gottes wirke. Sie erhoben den Menschen zum Gott, während wieder andere glaubten, in all diesen Erscheinungen verlautbare sich Gott auf eine bisher unerhörte Weise. Wenn also Gott in unsere Welt hineinwirkt — so sagten diese —, wenn menschliches Wirken *seinen* Willen zu erraten und mit ihm sich zu vereinen sucht, dann vollzieht sich *allein* im Leben der Nation, der Gemeinschaft oder auch des Kollektivs die große Transformation des Göttlichen ins Menschliche. Nur dies Gotterlebnis sollte gültig sein, und ihm gegenüber lud sich jede Aussage der Einzelseele über ihre Begegnungen mit Gott den Verdacht der Willkür, Selbsttäuschung und Wichtigtuerei auf.

Mit dem Wort „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ zeigt sich die Volksweisheit der Möglichkeit gewiß, daß sich im politischen Geschehen die göttliche Wirkung auf die Welt ins Menschliche transformiert. Es wäre aber vermessen, die ganze Breite des göttlichen Einflusses in dieses eine enge Bett zwängen zu wollen. Zudem steht eines Volkes Leben in der Zeit nicht unterbrechungslos im Zeichen echter Geschichtlichkeit. Wo die unschöpferische, tagespolitische Routine am Werke ist, wird man in ihrem leeren,

aufdringlichen Lärm Gott vergebens suchen. In den Zeiten echter Erfülltheit aber liegt der Transformationspunkt für den Einstrom göttlichen Wirkens in der Seele weniger Menschen, meist sogar eines einzelnen. Nur hier wird die geheimnisvolle Umschaltung in einem Knistern und Sprühen, in einer einzigartigen Erschütterung unmittelbar Erlebnis. Wer allein aus dem, was die transformierte Gotteskraft außerhalb seiner selbst im menschlichen Bereich bewirkt, den Spender dieser Kraft erkennen will, der begnügt sich mit einem Gotteserlebnis sehr abgeleiteter Art, das immer in Gefahr steht, leeres Gerede zu werden. Im Grunde ist dies eine Bekanntschaft vom Hörensagen. Gott ist nicht erfahren, wo er nicht unmittelbares, das heißt persönliches Erlebnis geworden ist.

Geht es also um Zeugnisse für seine wirkende Gegenwart, so behält immer die persönliche Aussage höchsten Wert. Gott offenbart sich im Zwiegespräch. Die großen religiösen Menschen werden von ihm persönlich aufgerufen; zu ihnen spricht er: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

Hier nun tut sich die große Gefahr auf, eitel und ruhmredig zu werden. Wenn ich mich eines starken und alle Zweifel ausschließenden namentlichen Anrufes nicht rühmen darf, wenn darum meine Aussage von Gott nur in bedingter und angenäherter Weise Zeugniswert haben kann, ist es mir dann überhaupt erlaubt, mein Zeugnis anzubieten?

Immer einmal wieder von Zeit zu Zeit geschieht es mir, daß ich in der Nacht aus tiefem Schlaf auffahre, daß ich plötzlich hellwach und mit überalltäglich geschärftem Ohr aufrecht in meinem Bett sitze. Dann hat mich mein Vater gerufen, der nun schon zwanzig Jahre in seinem Grabe schläft. Ich habe ganz deutlich und ganz nahe meinen Namen gehört, *einmal* nur. Aber das kurze Wort war der sinnlichen Gegenwart des Rufenden so überzeugend voll, daß die Frage „Wer hat gerufen?“ sich ihrer selbst schämen müßte. Da sitze ich und bin ganz horchender Gehorsam, sehe schon die stumpf gewordenen Messer, Hobeisen und Ziehklagen gesammelt und bin bereit, dem Vater den Schleifstein zu drehen. Meine überwachen Augen sehen in einem einzigen Überblick jedes Messer in der unverwechselbaren Besonderheit seiner Klingenform. Am Schleifsteintrog sind in den beiden hochragenden Dauben die Aussparungen für die Welle mit Speckschwarten

ausgeschlagen, und die dort verwendeten Nägel haben alle ihr besonderes Gesicht. Die Bilder aus meinen frühen Jahren sind mit den kleinsten Einzelheiten zauberhaft gegenwärtig, und gerade die Belanglosigkeiten scheinen mit einer niegeahnten Bedeutung beladen.

Obwohl ich nun gespannt lausche, höre ich meinen Namen nicht zum zweiten Male, und es folgt dem Anruf kein Auftrag. Die Nacht ist erfüllt von feinen Geräuschen, die dem Ohr entgehen, wenn es nicht durch einen besonderen Anruf über das Natürliche hinaus geschärft wird. Vielleicht wird jetzt das Niederrieseln der Finsternis an den Mauern meines Hauses hörbar mit den Geräuschen rinnenden Sandes. Dem Anruf folgt kein Auftrag; langsam verlieren die Sinne ihre erschreckende Schärfe, der befehlsgewärtige Knabe verwandelt sich in einen Mann mit ergauendem Haar, der sich erschauernd ins Kissen zurückgleiten läßt und für Stunden keinen Schlaf findet, weil ein Nachhall vom Klang seines Namens noch lange den schweren Vorhang erzittern läßt, hinter dem das Drüben uns verborgen ist.

Werden wir die Gegenwart des Vaters der Welt immer nur als eine Ahnung fühlen, werden wir ihrer nie durch ein beweisgerüstetes Wissen sicher? Immer wieder haben die Menschen versucht, durch das scholastische Mauerwerk ihrer Gottesbeweise die Fruchtgefülle des Glaubens abzuriegeln gegen den zerstörerischen Einbruch der Zweifel. Ich habe diesem Gemäuer aus faßlich behauenen Begriffen, Urteilen und Schlüssen schon mißtraut, als ich noch nicht wußte, wie tief Immanuel Kant seine Fundamente untergraben hat.

Nun bedarf es keines Beweises mehr; denn an einer Stelle meiner Wanderung, als schon der Tag behutsam verriet, daß er sich neigen und Abend werden lassen möchte, an einer Stelle meines Weges wurden mir die Sinne aufgetan für den, der im Leib der Sprache schon so lange an meiner Seite ging, *im Leib der Sprache*, und ich verstand nicht, warum meine Augen so lange gehalten waren. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ — „Im Wort war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis.“ Aber meine Finsternis hatte es so lange nicht begriffen.

Ist nicht die Sprache aller Wunder wunderbarstes? Vergeblich bliebe das Bemühen, die Fülle ihrer Macht auszudeuten, und nur an eines sei gemahnt. Wenn ein Tag hinabsinken will in den Schlund des Vergangenen, der vom Verschlungenen nichts wieder hergibt, so fassen wir vom Inhalt dieses Tages das Bedeutende und heben es hinein in den Raum der Sprache, welcher der Vergänglichkeit entzogen ist. Die vergangenen Taten unseres Volkes, seine verklungenen Lieder, seine ausgelebten Gedanken bleiben in diesem Raum gegenwärtig, und wenn die in Gott vorbedachte Gesamtheit des irdischen Geschehens bei so beschränktem Raum nur im Nacheinander der Zeit sich verwirklichen kann, so ist doch der Raum der Sprache solchen Beschränkungen nicht unterworfen. Was auch unser Volk in ihn noch hineinstellen mag, niemals wird es ihn füllen. Jedem Volk ist es möglich, seinen Sprachraum in die Unendlichkeit hinauszubauen, und aller Sprachen wachsende Unendlichkeiten finden nebeneinander Raum in der einen Unendlichkeit Gottes. In seiner Sprache gewinnt der Mensch Anteil an Eigenschaften, mit denen wir Gottes Wesen umschreiben; in seiner Sprache wird der Mensch allgegenwärtig, unvergänglich, unendlich.

Nach einem solchen Blick auf die Sprache gewordene Größe eines Volkes ist die Rückkehr zu den Begebnissen des eigenen kleinen Lebens ein Wagnis, zu dem ich mich nur mit Zagen entschließe, für das sich aber am Ende doch eine Rechtfertigung finden lassen wird. Und wie 999 Worte, die laut und mit herrscherlicher Gebärde an große Dinge rühren wollen, doch tot bleiben, während im tausendsten, das leise und wie beiläufig erklingt, Leben geheimnisvoll aufglüht, so sind vielfach die sogenannten „einschneidenden“ Ereignisse ganz folgenlos, und oft nach Jahren erst erweisen die kleinen Erlebnisse ihre lebengestaltende Gewalt.

Warum mußte meine Mutter ihrem kleinen Sohn immer wieder die Verserzählung von „Nudelmüllers Neujahrsnacht“ aus einem zerschissenen Kalender vorlesen? Ich verstand ja nicht einmal die hochdeutsche Sprache und konnte darum den mitgeteilten Ereignissen nur ahnungsweise folgen. Dennoch war der Zauber so groß, daß ich lange Zeit täglich versuchte, meine Mutter von drängender Arbeit weg zum Vorlesen in die Stube zu ziehen mit

dem Gebettel: „Eenmol Nudelmüller, Modder, *eenmol!*“ In den zweifellos sehr albernen Reimereien ist meinem Ohr doch etwas von der göttlichen Allgewalt des Wortes vernehmbar gewesen, und wenn der einzelne in den stürmischen Aufstieg weniger Jahre erlebend zusammendrängen muß, was sein Geschlecht in verdämmernden Jahrtausenden langsam bewältigte, so stand ich vielleicht atemholend eben auf der Stufe, da jeder banale Wortgleichklang das Herz mit der bannenden und beschwörenden Gewalt urdunklen Zaubers trifft. „Quälgeist“, sagte meine Mutter, „wenn *du* doch erst lesen könntest!“ und über den Abgrund der Jahrzehnte her weht mich dies Wort an, nicht als verlorener Hinweis auf eine zu erwerbende Fertigkeit, die das bürgerliche Leben neben vielen anderen voraussetzen muß, sondern bedeutungsschwer als eine frühe Enthüllung meiner Lebensbestimmung.

Eines Tages saß ich denn wirklich in unserer Dorfschule, und das Lesenlernen begann. Unser Lehrer mußte mehr als neunzig Kinder unterweisen, und dieser schweren Aufgabe genügte er mit so viel Eifer und Geschick, daß der Ruf seiner Schule über die Grenzen des Kirchspiels hinausdrang. Ihm mochte immer mahnend und spornend vor Augen stehen, wie er die Ausrüstung der großen Schüler, die der Entlassung zuwuchsen, noch vervollständigen könne. Die sogenannte „kleine Seite“ mußte sich mit kärglichen halben Stunden einer hastig betriebenen direkten Unterweisung begnügen, und für die ABC-Schützen gar fielen nur noch Zeitbrocken ab. Stundenlang malten wir unter der Aufsicht eines größeren Schülers Buchstaben und Wörter auf die Tafel, lösten wir die Rechenaufgaben, die in Reihen an der Wandtafel standen.

Was hatte diese Schule einem Kinde zu bieten, dessen Mutter schon ahnte, daß wohl die Mühe um das dichterische Wort Inhalt seines Lebens werden könne? Im Hause der Sprache waren dem Schulbetrieb, wie das nicht anders sein konnte, nur die lichten und einfachen Räume vertraut, in denen die tägliche Arbeit geschieht; aber verschlossen waren ihm die prunkenden Festsäle und die dämmernden Kapellen zumal, die sich geheimnisvoll über der feiernden Andacht wölben. Das Rechnen gab dem ganzen Unterricht Rückgrat, und der Lehrer wußte wohl, daß das ganze Dorf ihm zustimmte, wenn er die Lebensaussichten eines Schülers am Grad der erreichten rechnerischen Fähigkeiten ablas.

Die Unterweisung hielt sich an den Gang des Rechenwerkes von Saß, das in drei Teilen vorlag. Die kleine Seite tummelte sich noch mehr kindlich-unverbindlich im „lütten“ Saß. Auf der großen Seite aber begann mit dem zweiten der volle Ernst des Lebens, und wer am Ende der Schulzeit seine „Vermischten Schlußaufgaben“ bewältigt hatte, der konnte entlassen werden mit der begründeten Hoffnung, daß er sich auch den vermischten Aufgaben des bürgerlichen Lebens bis zum Schluß gewachsen zeigen werde. In den dritten Saß aber drangen immer nur ein paar Auserwählte vor, und wer sich hier umgetan hatte, der trug beim Ausrücken ins Leben den Marschallstab im Tornister. Viele dieser Erprobten traten denn auch ins Heer ein, und wenn sie statt des Marschallstabes auch nur Feldwebellitzen aus dem Tornister hervorzogen, so kamen sie später doch in der Stadt zu geachteten Ämtern, und in Luhnstedt raunten sich die Leute mit hochgezogenen Brauen ehrfürchtig zu: „De is hoch an!“ Da war einer, der sich mit dem Titel „Garnisoninspektor“ schmücken durfte. Vor der obrigkeitlichen Gewalt, die dieses pomphafte Wort ahnen ließ, mochten wohl die Befugnisse eines Bürgermeisters von Rendsburg ins Belanglose absinken. Das Dorf staunte zur Höhe seines Sohnes andächtig empor; aber der Aufstieg wurde ihm doch halbwegs erklärlich, wenn es der frühen Heldentaten des Herrn Garnisoninspektors im dritten Saß gedachte. Dagegen war als Versager von vornherein gebrandmarkt, wer aus dem „lütten“ Saß *konfirmiert* werden mußte. In dieser Rendsart geriet der Herrscheranspruch des Rechnens schon in die Anmaßung: noch in der Konfirmation bestritt Saß Bibel und Gesangbuch den Vorrang.

Wegen der unbedingten Vorherrschaft rationaler Bestandteile war die Bildungsluft dieser Schule der Entfaltung knospender Träume in einer Kinderseele nicht eben günstig. Auch hatte geistliches Wirken unter einer so großen Kinderschar eine eiserne Zucht zur Voraussetzung. Die Luft in den Schulstuben ging damals überall rauher als heute.

Und doch wagten sich beim friedlichen Abschreiben auf der „kleinen Seite“ meine scheuen Träume hervor. Oft auch horchte ich hinüber auf die große Seite und tastete mich mit empfindsamem Ohr in die hochdeutsche Sprache hinein.

An einem Novembermorgen meines ersten Schuljahres geschah mir ein Wunder. Häßlicher grauer Nebel drückte gegen die Fenster der Schulstube, die noch in halbem Dämmer lag. Ich war wohl noch müde, und also schien dem Schulbetrieb jeder Schwung zu fehlen. Was auf der großen Seite als Religionsunterricht vor sich ging, kam als ein sinnloses, eintöniges, einschläferndes Gemurmel zu mir herüber. Lebendig waren im Raum nur die roten Lichter, die sich nach jedem geheimnisvollen Poltern im Ofeninnern aus der offenen Tür wie im Übermut auf blankes Blech purzeln ließen, sich einen Augenblick in wildem Tanz vergnügten und dann erloschen.

Als meine Augen wieder einmal zum Fenster gingen, schien die Nebelwand mehr in die Ferne des Spielplatzes zurückgewichen zu sein. Standen die kahlen Linden an der Längsseite des Hauses vor kurzem noch zu Ungeheuern auseinandergezerrt in der Ungewißheit des Nebels, so machte die Sicherheit jungen Lichtes ihre Gestalt dem Auge aufs neue faßlich und vertraut, und um das schwanke Gezweig spielte ein rötlicher Schein. Das stumpfe Grau der weichenden Nebelwand geriet in ein lebendiges, silbriges Sprühen, in das sich langsam wachsend eine feine Röte mischte.

Da lichtete sich auch der Sprachnebel über der großen Seite. Nun verstand ich einzelne Worte von dem, was drüben gesprochen wurde. Das Verständnis wurde mir erleichtert durch ständige Wiederholung; denn eben überzeugte sich der Lehrer, ob auch jeder Schüler die Worte des Psalmisten zufriedenstellend auswendig wußte.

In einem letzten Ansturm wurde draußen die Sonne des erschütterten Nebels plötzlich Herr; durch die Fenster ergoß sich das siegende Licht. Und sein überwältigender Einbruch war wie ein Schrei des Triumphes. Wie Sturmbalken, die die Mauern des Nebels niedergewuchtet hatten, schob die Sonne ihr Licht in die Stube, und es zeigte sich, daß die Balken genau nach dem Maße der Fenster geschnitten waren. Es mußte als ein Wunder gelten, wenn die Scheiben nicht alle zerkirrten. Ganz körperlich ging das Licht vom hohen Fenster schräge nieder, und zu meinen Füßen, auf dem freien Platz vor der ABC-Schützenbank, legte es sich auf den Boden.

Und in diesem Augenblick hatte die Sonne des Geistes auch den Sprachnebel über der großen Seite ganz durchlichtet. Beseligend und doch mit seinem Ungestüm einen kleinen stechenden Schmerz bereitend, strömte der Schein einer erwachenden Seele in die großaufgeschlagenen Augen. In tiefem Erschauern wurde mir klar, daß von einer Macht die Rede ging, vor der das Um-einanderkreisen der Sterne in der Unendlichkeit nicht gewaltiger ist als vor meinen Kinderaugen das Spiel der Stäubchen in einem schrägen Balken Lichtes:

„Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?

Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da.

Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.“

Ich gab der Macht, die mir da erschien, nicht ausdrücklich den Namen Gottes; ich wußte nur, daß ein *Unentrinnbares* ist, in welches alle meine Wege münden müssen. Der aufrührerische Mensch mag diese Unausweichbarkeit verfluchen, aber dem gutgewillten ist sie ein Trost. Die dichterische Sprache hob meine Seele empor wie mit Adlersfittichen, und gefiel mir am Gedicht sonst zuerst der Reim und dann wohl noch das erheiternde metrische Geratter der Sprache, so erschloß mir nun der wahre *Rhythmus* sein Geheimnis. Wenn sich die Seele der fluggeübten Dichtersprache anvertraut, um sich von ihr wie auf Flügeln der Morgenröte an das äußerste Meer tragen zu lassen, so ist der Rhythmus dieser Flügel Schlag.

„Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?“ Die Frage wird wiederholt, damit schon im Anfang die Willkür des Vereinzelten aufgehoben werde. In der Wiederholung mißt sich eine Frage an der andern, eine fügt sich der andern im gemeinsamen Streben nach Harmonie, und wenn solcherart die rhythmische Vorbedingung geschaffen ist, dann werden die Schwingen geprobt. „Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da.“ In dem zweimaligen „da“ berühren die Füße noch wieder den Boden. Da aber diese beiden anlaufenden und ganz

kurzen Probeflüge eine letzte Sicherheit gegeben haben, so entfalten sich nun die Schwingen ganz, und mit dem seligen „Nähme ich Flügel der Morgenröte“ wirft sich das Fliegende vertrauensvoll hinaus in die Unendlichkeit, scheint völlig frei zu sein und keinem Ziele hörig, und doch endet jeder Flug unentrinnbar auf Gottes Hand.

Seitdem erscheinen mir vollendet schöne rhythmische Einheiten immer im Bilde einer Flugbahn. Im Anflug schon entschleiert sich des Ganzen Verlauf. Wenn hier etwas versehen ist, so gelingt dem Bogen sein gesetzmäßiger Schwung nicht, und geht er nieder, so folgt der ersten Berührung mit dem Boden ein ungeschicktes Nachhoppeln mit gespreiztem Gefieder. Der rechtbeschaffene Flug kann immer nur an *einer* Stelle enden, und die erste und endgültige Wiederberührung mit dem Boden wird wie selbstverständlich eins mit dem geräuschlosen Falten der Schwingen.

Wohl weiß ich, daß ich dieser Stunde mit dem 139. Psalm hier in aller Bewußtheit und Ausführlichkeit eine Festlichkeit gebe, die damals gewiß halb traumhaft und sehr kurz gewesen ist. Auch habe ich mich wohl an diesem Tage nicht anders als sonst in die Spiele der Pause gestürzt, und vielleicht gab es auch einen Kinderzank mit der vollen Entfaltung kindlicher Bosheit. Vielleicht fiel der Edelstein dieses Erlebnisses bald tief in den Kehricht des Alltags. Es ist wohl so, daß dem Menschen die Kostbarkeiten seines Lebens nicht immer mit festlichem Gepränge auf samtenem Kissen feierlich überreicht werden. Oft genug muß er heimliche Gaben, deren er nicht achtnahm, mit spätem Erkennen aus dem Kehricht seines Lebens aufheben.

Zwar habe ich den Edelstein dieser Stunde nie für lange Zeit aus der Hand gelassen. Doch ist mir seine wahre Bedeutung erst nach vielen Jahren aufgegangen. Immer tiefer ins Bedeutsame wuchs sein Glanz. Er ist mein altes Gut aus Kindertagen, und wenn ich ihm heute eine Fassung gebe, an deren Fertigung die ganze Erfahrung meines Lebens mitbeteiligt ist, so darf mir keiner sagen, daß ich des Steines Leuchten verfälsche.

Nach diesem Tage habe ich mein Bewußtsein noch einmal zurückgleiten lassen in seinen kindlichen Schlaf. Bevor ich ihn ganz abtat, hatte ich schon einmal hellwach aufrecht in meinem Bett gesessen. Der Nachhall meines Namens blieb noch einen

Augenblick aufrecht und gesammelt in der Luft, wie am windstillen Morgen Rauchsäulen unbeweglich über den Häusern stehen. Der Zugwind neuer, bunter Erlebnisse griff in den Nachhall des Rufes und zerstreute ihn, so daß ihm — wie ich lange meinte — kein Auftrag folgen konnte.

Da ich aber im Jahr nach dem Erlebnis mit dem Psalm wie traumbefangen anfang, Märchen und erste Verse ungeschlachtet auf rohes Papier zu schreiben, muß es doch mit beidem seine Richtigkeit gehabt haben: mit dem Anruf und dem Auftrag.

In unruhiger Zeit gab es der Verlockungen genug, die mich von dem anbefohlenen Weg abziehen wollten auf andere, denen gewiß der Vorteil längerer Erprobtheit und größerer Geselligkeit eignete. Und wenn ich nun sage, daß ich trotz allem Richtung und Gehorsam gehalten habe, so befällt mich in der Freude zugleich ein jähes Erschrecken. Vergesse ich der Demut? Ich rühme mich ja nicht um meiner Beharrlichkeit und Findigkeit willen, ich rühme die Stärke und Unentrinnbarkeit des Herrn. Ist schon im Bereich des Menschlichen der Gehorsam oft weniger Tugend und Verdienst des Ausführenden als vielmehr fortwirkende Gewalt des Befehlswortes, so verliert in der Begegnung mit Gott der Gehorsam seine Verdienstlichkeit ganz.

Es sollen hier nicht die kleinen Begebnisse meiner Jugendjahre wichtigtuerisch und selbstgefällig ausgekramt werden. Verloren eingesprengt aber in das erstarrte Gestein meines vergangenen Lebens findet sich hier und da ein Äderchen Gold. Hin und wieder geschah meiner Seele die Gnade, daß sich in ihr die Transformation des göttlichen Wirkens ins Menschliche an einem kleinen Punkt erfüllen durfte. Aus einem unendlichen Brande fiel ein Funke in meine Seele. Von der Möglichkeit dieses Vorgangs will ich Zeugnis ablegen. Das Erlebnis selbst zwar ist einmalig und unwiederholbar. Doch kann der wunderwirkende Odem der Sprache unter Bergen von Asche das Knistern und Sprühen des Augenblicks der Wandlung neu gegenwärtig machen. Mein Mühen gilt diesem Werk.

Wenn es mir mißlang, so haben dennoch auch in unserer Zeit andere tröstlich bewiesen, daß dem dichterischen Wort diese Gewalt gegeben ist. Wo die Sprache der echten Eingebung gewürdigt ist, da überwindet sie die menschliche Unzulänglichkeit, da

macht sie im Aufschrei aus tiefster Not der göttlichen Hilfe schon sicher, da richtet sie die verbogene, nackte Seele gerade und deckt ihr die Blöße mit einem Ehrenkleide, und den, der dem verlorenen Sohne gleich niederbrechen will, fängt sie auf und legt ihn dem Vater an das erbarmende Herz. Aus dem Paradies der Dichtung ist der Mensch nicht vertrieben, und immer noch kann er in diesem Garten gegen Morgen an jeder Biegung der Steige plötzlich vor Gott stehen.

Darum ist Dichtung anderes als eine Zusammenfassung oder Erläuterung unserer irdischen Pflichten in einer sogenannten „gehobenen“ Sprache, und ein Volk stimmt wachsender Verarmung leichtfertig zu, wenn es die vorlaute Klugheit bejubelt, die da, wo sie den unmittelbaren Bezug auf die Zwecksetzungen *ihrer* Welt nicht mehr vorfindet, anmaßend den Beginn einer belanglosen Kunst um der Kunst willen feststellt. Vielleicht aber beginnt eben hier die Kunst um Gottes willen. Kunst um der Kunst willen ist eine Entartung. Die wahre Dichtung aber steht unter einem unverbrüchlichen Sollen. Sie *soll* dem Menschen helfen, daß er Leben wie Tod recht bestehe. Fürchte also keiner, in die pflichtlose Vereinzelung zu geraten, wenn er dem Sang des einsamen Dichters lauscht. Was ihn da am Feierabend aus der nach-erlebten Begegnung einer Seele mit Gott anhaucht, wird morgen bei der Arbeit als ein neuer Schwung in die Schläge seines Hammers fahren. Der Befehlsträger Glavina und der Unteroffizier Gabsch waren wohl etwas befremdende Soldaten; aber sie übten das Handwerk des Kriegers untadelig aus bis in den Tod. Zu solchem Tun fanden sie die Kräfte gehäuft an einer Stelle, die andern leer erscheinen mag.

Von kleinem Beispiel ausgehend, überdenken wir nun zum Schluß noch einmal mit Andacht die Fähigkeit dieser Welt, den Anruf einer anderen zu vernehmen, zu höherem Dienste sich dingen zu lassen, Gehorsam zu üben. *Potentia obedientialis!*

HEIMELIG-UNHEIMLICHE STUNDE

Es liegt ein heißer Sommernachmittag über dem Dorf. Des Sonntags wegen ist es still auf den Straßen, die sonst zu dieser Zeit hell knattern unter der freudigen Eile leerer Wagen, die sich vom Dorf entfernen, dumpf schüttern, wenn dieselben Wagen mit der gesegneten Last des Erntegutes langsam heimrollen, den Scheunen zu. In diesem Sommer des Jahres 1898 werde ich mein achttes Lebensjahr vollenden. Heute ist der 31. Juli.

Ich sitze an dem Bach, der neben meinem Elternhaus in einem rechten Winkel auf die höhergelegene Dorfstraße prallt, der, nachdem die gestauten und zurückgeworfenen Wasser eine herrliche Kuhle aufgewühlt haben, ein paar hundert Meter wie ratlos neben der Straße herläuft, bis er sich zu einem neuen, entschlossenen Vorstoß in die westliche Richtung gesammelt hat. Dies müßte nun wieder den Steindamm ratlos machen; aber der Brückenbauer hat sich an dieser Stelle seiner erbarmt. An den hilden Erntetagen ist es ein halb schauerliches Vergnügen, unter der Brücke auf der Sandbank zu sitzen, wenn die Wagen über die Bohlen donnern. Aber der Lärm und die Stille, jedes hat seine Zeit, und dieser Sonntag gehört der Stille.

Heute habe ich mir nicht fern der Brücke die Stelle gewählt, wo der Spiegel des Baches etwa zwei Meter tiefer liegt als die Straße. Eine wuchernde, niebeschnittene Hecke grenzt beider Gebiete gegeneinander ab. Aus dem unruhigen Gewirr des niederen Holzes steigen in königlicher Ruhe alte Ulmen auf. Dem eilfertigen Fremden, den der Zufall des Weges führt, ist der Bach hinter einer grünen Wand verborgen. Wer zum Dorf gehört, der weiß wohl: dahinter fließt die Au; aber das hochfahrende Wissen redet ihm ein, er brauche nun ferner nicht danach zu schauen. Die Leute betrügen sich in geschäftiger Eile und anmaßendem Wissensstolz um viel Schönheit.

Wer sich Muße läßt, die widerspenstigen Zweige der Hecke auseinanderzubiegen, der sieht eine Welt, die in allem das Jenseits der Straße ist. Da ist milde, grüne Dämmerung statt der

grellen, weißen Unerbittlichkeit der Sonne, da ist Kühle statt sengender Hitze, da ist statt des spärlichen, bestaubten Graswuchses am Rande der Straße die strotzende, tiefgrüne Fülle wuchernder Kräuter, die Wohltat des Wassers statt der Plage des Staubes. Mir aber kann es um der Einsamkeit willen nur recht sein, wenn die Vorübergehenden solcher Labe nicht achten.

Auch das jenseitige Ufer steigt steil an, und dort ist, wieder hinter einer Hecke, der schmale Damm, der auf das Gehöft unseres Nachbarn Jochen führt. Hier nimmt mein Bach ein hilfloses Brüderchen auf, um ihm jetzt die Wohltat zu erweisen, die er selbst später von der Eider erfährt, die Wohltat, dem „erwartenden Erzeuger“ zugeführt zu werden. Das zufließende Bächlein muß der Damm mit einer kleinen Holzbrücke überspringen, die Jochens Werk und Eigentum ist. Der Nachbar sitzt in der Umklammerung der beiden Bäche wie auf einer Wasserburg, und wenn unsere Zeiten weniger gesittet wären, hätte er wohl seine Brücke mit einer Vorrichtung zum Hochziehen ausstatten müssen. So aber träumt sie unbewegt ihrem vielleicht nicht mehr fernen Zusammenbruch entgegen. Schon sind ihre Ständer halb vermorscht; aber das Moos überdeckt die Mahnmale der Vergänglichkeit mit tiefgrünem Leben.

Am jenseitigen Bachufer, Jochens Damm säumend, stehen schöne Eschen. Das Aufwärts ihrer schlanken Stämme ist ungestümer noch als das der Ulmen. Schwindelnd hoch über der Mitte des Baches dringen die Kronen der beiden Baumreihen ineinander, schließen sich zu einem grünen Gewölbe.

In dieser heimeligen Stille und Einsamkeit erlebe ich träumerisch hindämmernd wieder einen der seltenen Augenblicke, in denen der Schlag des Herzens auszusetzen droht, weil ein großes Glück es bedrängt. Hier ist noch alles Gefühl; ich kann von meinen heimlichen Erlebnissen noch nicht berichten, weiß ihrer Herkunft und ihrem Hingehen noch nicht nachzuspüren. Was mich beglückt, ist eine unmittelbare, in eigenen Wesensgründen aufgebrochene, im gegenwärtigen Augenblick zeitlos beschlossene Gewißheit, die in der Sprache der Denkenden wohl heißen könnte: „Nun, jetzt, in diesem Augenblick wurde die Welt vollkommen.“ Dieser 31. Juli ist ein gesegneter Tag, weil er mich des immer erwarteten Glücks nach langem Harren wieder teilhaft

werden läßt. Schon habe ich erfahren, daß das rätselvolle Glück nur erblüht in Stille und Alleinsein. Gewiß ist der Sonntag diesen beiden immer wohlgesinnt; aber nicht zu jeder Zeit können sie es mir verschaffen. Ein Drittes muß hineintreten in den Kreis der günstigen Umstände; ein Unsagbares muß mit seinem stummen Zauber das Wunder der Verwandlung bewirken.

Der Lauf des Wassers allein ist ein kleines Wunder; denn ihm steht die Ferne offen. Muß nicht das Leben in Luhnstedt einem Tümpel verglichen werden, aus dem es kein Entrinnen gibt? Immer gehen dieselben Menschen in denselben alltäglichen Kleidern die Dorfstraße hinauf und herunter, immer rattern dieselben rotgestrichenen Bauernwagen über das Pflaster. Nie bringt ein goldener Wagen prunkvoll gekleidete Prinzen und Prinzessinnen, die unser Leben von Grund auf ändern. Im vorigen Herbst erlebte ich die geräuschvolle Herzlichkeit, mit welcher der Heimkehrer Hans Staben auf seinem ersten Gang durch das Dorf überall begrüßt wurde. Hans Staben hat zwei Jahre in Berlin bei der Garde gedient, durfte in prächtiger Uniform dem Kaiser täglich nahe sein, und doch schien er damals seines verblichenen blauen Arbeitskittels und der Rückkehr in den Luhnstedter Tümpel von Herzen froh zu sein.

Aber mein Bach weiß von keinem Verweilen. Immer ist er unterwegs, und wenn im Oktober der starke, anhaltende Regen einsetzt, zeigt sein Drang in die Ferne ein besonderes Ungestüm. Dann weitet er sich vor meinen Augen zum Strom, und meine selbstgebauten Schiffe wachsen ins Riesenhafte. Auf der Brücke des schönsten und größten steht herrscherlich ein entschlossener Mann, den ich sehr wohl kenne, und also sehe ich meiner eigenen Ausfahrt zu. In solchen Zeiten steht die Straßenbrücke mit den auseinanderlaufend vorgebauten Feldsteinmauern wie mit aufgesperstem Maul da. Trotzdem kann sie nur mit Mühe aufnehmen, was ihr zu schlucken zugemutet wird, und hier muß ich meiner Ausfahrt schon wieder ein Ende machen, weil sonst die eisernen Brückenträger meinen Schiffen die Masten knicken würden.

Heute fließen die Wasser hochsommerlich spärlich, und das tatendurstige Ungestüm ihres Dranges in die Ferne ist einer stilleren und mehr träumerischen Unbeirrbarkeit gewichen. Am jenseitigen Ufer drängt sich zusammen, was auch im Sommer noch

sehr ernst und eilig die Heimkehr ins Meer verwirklichen möchte. Dort liegen am Grunde die vielgestaltigen, buntfarbigen Steine, über denen der Bachlauf sich mit leisem Glucksen geschäftig kräuselt. An der Straßenseite aber ziehen in träumerischer Weile, in träumerischem Stillesein die Wasser hin, denen heute der Weg mehr gilt als das Ziel. An ihrem Grunde liegt der weiße Sand, den hier und da in ebenmäßigen und anmutigen Wellenlinien die abgelagerten Teile dunkleren Erdreichs durchziehen, der köstliche weiße Sand, der meine nackten Füße wie in einer Liebkosung umfängt. Stichlinge huschen aus den bewegteren Wassern herbei, um an diesem wunderbaren Ort zu verweilen, um nicht von der hastigen Strömung vorzeitig mitgerissen zu werden in die Ungewißheit der Ferne.

Denn ungewiß auch ist mir schon die Ferne des Raumes, ob sie gleich die großen Erfüllungen in sich beschließt. Und unheimlich ist die Ferne der Zeit, und zuweilen weiß ich schon, daß ich unterwegs bin, um den Tod zu erwandern. Die Zeit geht hin wie die Wasserlein dieses Baches. Vorhin ist mir Hans Stabens Heimkehr im Herbst in den Sinn gekommen, und jetzt stellen sich gerade an diesem Sommertag Erinnerungen an den Winter ein. Die eilenden Wasser da drüben duldeten damals die Fessel des Eises nicht, hielten sich frei. Die trügen, die träumerischen aber ließen sich willig eine Decke überspreiten, weil alles Träumende sich danach sehnt, zwischen sich und der Welt Schranken aufgerichtet zu sehen, damit es trotz einer gewalttätig vollzogenen Abschließung im Grunde doch niemandem untertan sei als dem eigenen Gesetz. Ich sehe den scharfen, gezackten Rand, mit dem das Eis an der Strömung endete, sehe unter diesem Rand unablässig Blasen hinziehen, deren Gestalt sich im Zusammendrängen und Auseinanderlaufen jeden Augenblick wandelt. Vom Ufer her neigte sich das Eis leise diesem Rande zu, und es war erregend, beim Gleiten dem kalten Wasser nur halb widerwillig nahe und näher zu kommen, bis die Bewegung unmittelbar vor dem Bereich wirklicher Gefahr doch noch aufhörte. So geht die Zeit hin, und nun ist Sommer. Es ist still, und ich bin allein, und eben wurde die Welt vollkommen.

Aber wie lange wird diese Vollkommenheit währen? Ist sie nicht schon wieder zerstört in dem Augenblick, da die Gedanken

an Vergangenes über das Bewußtsein hinhuschen wie Wolken-
schatten über ein sonnbeschienenes Feld? Das Vollkommene steht
still, weil es kein Ziel kennt. Aber nie steht der Bach still und
kaum je die Zeit, und jeder Augenblick ist in sich selbst nichts als
Brücke, die zum nächsten hinüberführt. Das Ungewisse lauert.
Alles Zukünftige ist wie dort drüben die dunkle Höhle unter
Jochens kleiner Brücke. Der Eingang ist fast ganz verwachsen
mit dem Bittersüß, dessen Blütenfarbe mir wohl gefallen kann,
der aber doch, wie ich mit einem Schauer erfahren habe, eine
Giftpflanze ist. Giftpflanzen schließen die Höhle, die mit un-
heimlichem Dunkel Brutstätte sein muß giftigem Gewürm. Bitter-
süße Träumereien überwuchern mir jedes Tor in die Zeit. Die
Angst! Die Angst!

Es gibt Menschen, die uns das Leben schön und heimelig machen
mit Märchen und Liedern, mit Geschichten aller Art. Sie heißen
Dichter, und es ist mir von jeher eingeboren gewiß, daß über dem
Dichter kein Mensch mehr ist, sondern nur noch Gott. Der Dich-
ter steht über dem Alten Fritz, über Blücher, über dem Kaiser,
steht auch über Bismarck trotz der ragenden Höhe seiner Gestalt.
Dichter sammeln um sich die Menschen, die guten Willens sind,
und vereint schaffen sie die lichte Welt, in der es keine Angst
gibt. Aber dann sind da die anderen, die Boshaften von Anbe-
ginn, die nach anderem nicht trachten als der Zerstörung der
schönen Welt. In ihren Reihen müssen doch wohl auch die So-
zialdemokraten stehen; denn von ihrem dunklen Treiben spre-
chen die Männer in der Werkstatt meines Vaters denn doch zu
anhaltend und mit zu ernsten und besorgten Gesichtern.

Im Juni dieses Jahres 1898 ist ein neuer Reichstag gewählt
worden. In vielen Wochen vor dem Ereignis hatte sich in mir
wegen des seltsamen Gebarens der Erwachsenen die Überzeugung
befestigt, Himmel und Erde bangten jetzt um ihren Bestand. Ich
glaubte bestimmt, daß am Morgen nach der Wahl des Sozial-
demokraten keine Sonne mehr aufgehen werde. In den Gesprä-
chen der Erwachsenen kam sehr oft auch der Name Bismarck im
Zusammenhang mit diesen Unholden vor. Und es war wohl zu
vernehmen, Bismarck allein wisse ihnen noch zu begegnen. Also
wurde er der Gewaltige, der mit seinem Kürassiersäbel die Welt
der Dichter und der guten Menschen schützt gegen die Bedrohung

durch Übelgesinnte. Dies alles ist jetzt schon wie ein Spuk ins Gewesene eingegangen.

An den Sonntagen vor der Wahl kamen aus der Stadt Fabrikarbeiter ins Dorf, um durch das Verteilen ihrer Zeitungen und Flugblätter anzustiften zur Vernichtung der schönen Welt. Man muß sich von ihnen des Ärgsten versehen; denn ich habe erlauscht, daß sie anderer Leute Hab und Gut rauben wollen und daß sie den Kaiser gern von seinem Thron vertreiben möchten. Wollte man sie ermahnen, nach biblischem Gebot der Obrigkeit untertan zu sein, so würden sie hohnlachen, weil erwiesen ist — und dies ist das Schauerlichste! — daß sie an Gott nicht glauben. Warum rührt sich der Amtsvorsteher nicht, der doch den harmlosen Fischfang Unbefugter, das sogenannte „wilde Fischen“, mit solcher Strenge verfolgt und sonst überall „vernehmen“ und „in Brüche nehmen“ will? Wo sind die Gendarmen aus Jevenstedt, Hohenwestedt und Nortorf, die sich am elften Tage eines jeden Monats in Luhnstedt treffen und die Abwehr des Bösen beraten? In glänzenden Uniformen kommen sie auf schönen Pferden angeritten, und ihr Anblick ist den Wohlgesinnten eine rechte Herzkürzung. Wo aber waren sie damals?

Die Sozialdemokraten kamen auf den im Dorf noch seltenen Fahrrädern, und war mir ihr freches, verbrecherisches Treiben ein großes Entsetzen, so waren die blitzenden Räder eine nicht minder starke Lockung. Immerhin blieb es geraten, den unheimlichen Männern aus dem Wege zu gehen; denn man durfte ihnen neben anderen Scheußlichkeiten auch wohl einen Kindermord zutrauen. Einmal aber stand ich an einer Wegbiegung unversehens dreien dieser Männer gegenüber, die ihre Räder neben sich herschoben. *Drei* Fahrräder an derselben Stelle, das war *ein* großes Wunder, und das Wunder mag in meinen Augen über das Entsetzen hinweggeleuchtet haben. Einer der Männer verstand das Verlangen der Kinderaugen; mit gutem Lachen lockte er mich, hob mich in den Sattel, ließ mich die blitzende Schelle rühren und schob mich eine gute Strecke die Dorfstraße hinab. Buchenzweige mit frühlingssartem Grün waren in die Winkel des Gestänges geklemmt.

Ganz benommen stand ich zuletzt allein am Rande der Straße. Der Briefträger, der täglich auf seinem Rade fahren konnte, so-

viel er nur immer mochte, hatte mir nie den brennenden Wunsch vom Auge gelesen. Er war ein mürrischer Mensch, und doch konnte er in den kurzen Gesprächen mit meinem Vater so voll Abscheu von Sozialdemokraten reden, als sei ihm an der Erhaltung der guten, der lachenden Welt sehr gelegen.

Ich war tief verwirrt und hatte ein dunkles Gefühl, die wirkliche Welt müsse noch viel krauser sein als die schon krause Welt, die ich aus den Reden der Erwachsenen erahnte. Die Sozialdemokraten konnten doch wohl nicht so einfach schlechte Menschen sein. Einer von ihnen hatte mir einen Festtag bereitet, und sie hatten doch auch ihre Freude am ersten Grün der Buchen.

Dann aber kam die Wahl, und die Großen beredeten erregt den Erfolg des Sozialdemokraten, sprachen davon in einem Tonfall, aus dem ich ein Entsetzen heraushörte, das in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war. Nun müsse die Stichwahl kommen, hieß es, ja, und wenn Bismarck...! Stichwahl! Ein fürchterliches Wort! Das Blut floß in Strömen, und die schöne Welt der Dichter und Gutgesinnten war nun doch so bedroht, daß Bismarck ihre Feinde mit seinem gewaltigen Kürassiersäbel niederstechen mußte.

Aber eines Tages war die Beklemmung vorbei. Ich durfte atmen, meinen Sinn befreien von allen quälenden Gedanken, weil nun doch der Freisinnige gewählt war, der Schützer der schönen Welt. — — —

Dies geschah vor mehr als einem Monat, und für einen achtjährigen Knaben ist das eine unendlich lange Zeit. Die Gefahr ist vorübergegangen wie jene andere, mit der mich im Winter die zehnjährige Tochter unseres Nachbarn Jochen ängstete. Sie flüsterte mir im Vertrauen ein, daß die Welt im Jahre 2000 bestimmt untergehen werde, und wußte mir klarzumachen, daß uns bis zum schauerlichen Untergang nur noch zwei Jahre gegeben waren. Nach einigen Wochen jedoch hatte sich mir das Dunkel über dem dekadischen Zahlensystem einigermaßen gelichtet, und ich erkannte nun, daß Lena den Weltuntergang um hundert Jahre vordatiert hatte. In der Zwischenzeit aber war ich mit meiner Angst allein, zum Schweigen verpflichtet durch ein dunkles Gefühl, nach welchem dem Worte die Zauberkraft verliehen ist, in die Wirklichkeit zu rufen, was bislang noch wesenlos an

ihrem Rande lauerte. Ich konnte also durch mein Wort den Weltuntergang mitverschulden. Indessen wuchsen meine Zweifel an Lenas Weissagungen immer mehr. Eines Tages brach ich das Schweigen, und mein älterer Bruder verstand es, mir die letzten Sorgen zu nehmen. Nun ist auch die sozialdemokratische Gefahr abgewendet, und die schöne Welt verspricht wieder Dauer. — — —

Träumend sitze ich an meinem Bach. Wieder einmal ist die Welt vollkommen geworden in dem Augenblick eines ganz gegenstandslosen, ganz überirdischen Glücksgefühls. Stille und Alleinsein haben ihm den Weg bereitet. Die Kinder müssen sich alle in einem entfernten Teil des Dorfes zum Spiel zusammengefunden haben. Die Erwachsenen liegen noch im Mittagsschlaf.

Eben war die Welt vollkommen. Sie ist zwar auch weiterhin noch schön; aber es muß doch etwas geschehen sein. Läuft da draußen ein Wolkenschatten über die Wiesen? Immer ist meine Seele zweigeteilt zwischen unendlichem Vertrauen und geheimer Angst, zweigeteilt wie die Wasser zwischen tatenfrohem Vorwärtsdrängen und träumerischem Verweilen. Immer wieder steigen andere Bedrohungen auf.

Plötzlich kommt über die Wiesen her aus der Ferne ganz deutlich der Ruf: „Bismarck ist tot!“ Und dann ist wieder alles still. Über dem Wasser ist das flirrende Spiel der Sonnenflecke still geworden. Ist nun die Sonne von Wolken ganz verhängt? Mir ist wie einem Reh, das in der Ferne einen Schuß gehört hat. Mit fliegenden Flanken und verängstigten Augen steht es im Dickicht, von dessen grünen Wänden es meint, sie seien mit einemmal durchsichtig geworden.

Es klang so unheimlich: „Bismarck ist tot!“ Die vertraute Stille ist jetzt geheimer Drohungen voll. Weh, weh, wieder ist sie zerstört, die schöne Welt. Das Ungewisse kriecht heran aus allen Höhlen, davor der giftige Bittersüß wuchert. „Tot! Tot!“ hallt es in mir nach. „Tot! Tot!“ flüstern meine Lippen, und das Wort füllt mir den Mund mit seinem bittersüßen Geschmack. Da kann kein Mensch gerufen haben; die geängstigte Welt schrie auf: „Bismarck ist tot!“

Ich springe auf, durchbreche das Gebüsch und eile ins Haus. Es treibt mich zu meiner Mutter. Dies ist der 31. Juli 1898. —

Sechzehn Jahre später, als ich für die Dauer der Ferien ins

Elternhaus heimgekehrt war, klang es an dem gleichen Sommertage über dieselben Wiesen her: „Mobilmachung!“ Es war, als kröche das Ungeheuerliche, das sich die lange Zeit her verborgen gehalten hatte, aus seiner Höhle hervor. Den Knaben, der nun nicht ganz ein Knabe mehr war, rief das Wort zu den Waffen.

Und wieder fünfundzwanzig Jahre später fuhr ich an einem Augustabend in Luhnstedt ein. Die holsteinische Landschaft hatte mich den Tag lang begleitet; aber vor meinem inneren Auge stand noch die Kette des Schwäbischen Jura, so, wie sie sich von den Höhen vor Eßlingen dem Betrachter darbietet. Ich war fast wider meinen Willen nach Luhnstedt geraten, und die Einsamkeit der Fahrt hatte mich die Gefahren der Zeit vergessen lassen.

Am Abend dieses Tages stand ich mit einigen Genossen meiner Jugend in ernstem Gespräch auf der alten Brücke. Wir stützten unsere Arme auf das Geländer und sahen über die Wiesen hin nach Westen. Es wurde Nacht, und Nebel lag über dem Lauf der Au. Endlich, eine Stunde vor Mitternacht, wurden auf der fernen Höhe die Scheinwerfer des angekündigten Postwagens sichtbar. Um Mitternacht war nach kurzem Schlaf in vielen Häusern schon wieder Licht. Die Männer rüsteten sich zum Aufbruch. Krieg!

In den Wiesen an der Luhnau muß die Decke des Geisterreiches besonders dünn sein. In Tagen der Entscheidung führen mich die Geister auf geheimnisvolle Art an diesen Ort. Hier, und nirgendwo anders, soll ich erfahren, daß das Geschick des Vaterlandes wieder an einer Wende steht.

Zwischen Neumünster und Rendsburg dehnen sich zu beiden Seiten der Eisenbahn weite Heidestrecken hin, die dem Landeskundigen wohl ein kleines Grauen verursachen mögen. Einförmig braune, ungegliederte Flächen verleiten überall leicht zu der irrigen Annahme, diese Öde müsse nun so ins Unbegrenzte hinausgehen. Und wenn denn auch *hier* der Anschein weitgedehnten Unlandes einer Nachprüfung nicht lange standhält, so bleibt doch der Boden auch weiterhin minder fruchtbar. Von Natur ist er zum Hervorbringen wenig geneigt. Am liebsten zöge er sich die Heidedecke wieder über, die ihm die Menschen in zähem Kampfe entrissen haben; am liebsten setzte er unter ihrem Schutz den Schlaf fort, der ihm Jahrhunderte lang nicht gestört wurde. Ja, er muß ständig wachgehalten werden, dieser unlustige, träge Boden, der harte Arbeit karg lohnt und der denen, die sich über ihn beugen, nie die Zeit läßt, das Rückgrat mit der erwünschten Ausführlichkeit feiernd zu strecken.

Die spröde, strenge Schönheit dieses Landes kann wohl erst dem gereiften Menschen ganz aufgehen, und einer wundersüchtigen Knabenseele wird die stille und gebärdenarme Art seiner Menschen auch dann Anlaß zu eifernder Ungeduld, wenn vom Blute her der unlösbare Zusammenhang dieses Knaben mit den Geschmähten gegeben ist. „Kann es in deutschen Landen eine Gegend geben“, so fragte ich in meinen Jugendjahren, „eine Gegend, in der man mit herzlicherer Verachtung von brotlosen Künsten spricht?“ Die Landschaft zwischen Neumünster und Rendsburg ist keinem Dichter je Heimat geworden, und unbestritten gilt hier das alte „Holsatia non cantat“. Alle Geisteskraft muß für „nutzbringende“ Arbeit aufgeboten werden, und es bleibt nichts verfügbar für das leichtfertige Spiel der Kunst. Sind die Menschen hier nicht hoffnungslos unter die Fron ihres kärglichen Bodens gebeugt? Ist es nicht besonders erregend, daß sie es im Grunde wohl auch nicht anders haben wollen? Haben sie sich mit Enge und Gebundenheit nicht prächtig ausgesöhnt?

Sind sie dem Ruf der Ferne und der Freiheit nicht ganz taub geworden? So entschiedene, so törichte Fragen tat der Knabe. In einem Lande, das so schmal und klein zwischen zwei gewaltigen Meeren liegt, kann der Lockruf der Ferne nie ganz verstummen, und ein Teil seiner Menschen wird immer unruhig und aufbruchsbereit sein. Der Knabe war aber so ungeduldig und ungerecht, weil ihm die Frage nach der Rangordnung der verschiedensten Weisen menschlichen Tätigseins vor aller Erfahrung beantwortet war durch die eingeborene Gewißheit, daß über dem Dichter kein Mensch mehr ist, sondern nur noch Gott. Und da er so allen Glanz, alle Würde und allen Adel des Lebens an das Wirken der Dichter gebunden wähnte, so erschien ihm, dem Wundersüchtigen, die Heimat von diesen Gütern ausgeschlossen. Denn wo Dichter gelebt haben, da kann keine Straße je gleichgültig und alltäglich werden, da muß vom Wandel ihrer Füße auf allen Straßen und Steigen eine helle Spur noch festlich nachleuchten, da müssen die Lüfte das Andenken ihres Atems für alle Zeit bewahren.

Über der Landschaft zwischen Neumünster und Rendsburg aber liegt es wie ein Fluch. Da ist alles alltäglich, da gibt es aus der Gebundenheit an die Forderungen des Arbeitstages keinen Ausweg in die Freiheit des Geistes, und diese Enge läßt keinen los von denen, die in sie hineingeboren wurden. Der Knabe fand nicht viel Trost in Erzählungen von bäuerlichen Astronomen, die sich aus dieser Enge doch den Weg ins Weite gebahnt hatten. Denn wenn es um die letzte, höchste Blüte des Menschengeistes geht, so ist mit Astronomen nicht viel zu beweisen.

Da war es ein richtiges Fest, den Vater in seiner Werkstatt von Christian Ralf erzählen zu hören. Diese Erzählung klang mir abenteuerlicher und atembeklemmender als der bunteste Bericht aus dem Kosakenwinter etwa oder den Jahren der schleswig-holsteinischen Erhebung. Und ob sie gleich schlicht und leise und mit einer ruhigen Heiterkeit vorgetragen wurde, schlug mir doch aus ihr die lohende Leidenschaft entgegen.

Meinem Vater war es gegeben, die Arbeit, eine Unterhaltung und seine Pfeife gleichzeitig zu ihrem vollen Recht kommen zu lassen. Wenn er aber von Christian Ralf erzählte, so war dem nie rastenden Manne dieser Gegenstand so wert, daß er wie in einer Ehrerbietungsbezeugung auf den Höhepunkten seines Be-

richtes den Hammer für einen Augenblick feiernd hinlegen mußte.

O schöne Botschaft du, daß auch in Holsteins ödester Gegend die Menschen eines Schicksals gewürdigt sein können! O Trost und Hoffnung du, daß auch hier der Anruf des Geistes einen Erwählten beschlagnahmen und hinwegführen kann wie auf feurigem Wagen!

Was war es mit Christian Ralf?

Was mein Vater vorzutragen wußte, war eine bruchstückhafte Erzählung aus zweiter Hand. Er erhielt sie von seinem verehrten Lehrer in Klein-Vollstedt, von „Vadder Bock“, der zu seiner Zeit in seinem Bereich eine kleine Berühmtheit gewesen war. In den letzten Schuljahren, etwa von 1860 ab, ging mein Vater auch in die sogenannte „Abendschule“. Wenn im Winter das Tageslicht ausging, so wurde die Masse der Schüler entlassen, und es scharten sich dann mit dem Lehrer einige Auserwählte um eine kleine Lampe zur Abendschule. Da wurde in Übereinstimmung mit einer Grundneigung und Grundeignung unseres Stammes wacker Jägermanns Algebra traktiert. Oft aber ging der Lehrer gegen Schluß dazu über, auf dem Wege zwanglosen Erzählens seinen Schülern Kenntnisse zu übermitteln, die damals in einer Dorfschule unerhört gewesen sein mögen. Und ein besonderes Fest war es, wenn Vadder Bock aus eigenen Erlebnissen und Erfahrungen das eine oder das andere mitteilte. In solchen heimeligen Winterabendstunden gingen seine Gedanken oft auf dem Lebensweg zurück bis an die Stelle, an der er Christian Ralf gefunden hatte.

Vadder Bock war damals noch Lehrer in Seedorf bei Nortorf. Als er eines Morgens seine Schulstube betrat, stand da an der Tür ein ärmlich, fast verkommen gekleideter, etwa zwölfjähriger Junge, der in Erwartung eines Ungewitters schuldbewußt die Augen niederschlug. Auf Fragen des Lehrers bekannte er stockend und weinend, Christian Ralf zu heißen und aus Eisendorf zu kommen. Die Frage aber, was er denn eigentlich wolle, beantwortete er mit großer Festigkeit, so, als ob er seines Zieles sicherer wäre als seiner Herkunft: „Ich will etwas lernen!“ — „Aber das kannst du doch auch in Eisendorf.“

Da aber schüttelte der Junge wie in jähem Eigensinn den Kopf:

„Er weiß nichts, und er sagt, ich bin klug genug, und schickt mich weg, seine Kühe zu hüten.“

Vadder Bock erhob in ernster Mißbilligung so unerwarteter kritischer Keckheit abwehrend die Hand; aber da er den schwächlichen Knaben unmöglich den nicht unbeträchtlichen Weg nach Eisendorf unverweilt zurückschicken konnte, so mochte denn Christian Ralf sich einstweilen da irgendwo auf eine Bank setzen.

Als die Mittagspause gekommen war, hatte der kleine Fremdling als Tageszehrung nur ein armseliges Stück Brot vorzuweisen. Vadder Bock mußte also ein übriges tun: mußte den Knaben an seinen Tisch nehmen. Nach getanem Tagewerk aber wurde Christian Ralf mit einer ernsten Zurechtweisung entlassen: „Dies kann nicht angehen! Morgen gehst du wieder in Eisendorf zur Schule!“

Am folgenden Tage aber saß mit Beginn des Unterrichts Christian Ralf schon an dem Platz, der ihm gestern zu gastweiser Benutzung angewiesen worden war, saß da mit unverkennbar schlechtem Gewissen, aber ebenso unverkennbar wild entschlossen, das einmal Eroberte nicht fahren zu lassen.

„Was willst du schon wieder?“ herrschte ihn der Lehrer an.

Und wieder bekam er die schon einmal vernommene Antwort: „Ich will etwas lernen!“ Und das sagte der Junge bei aller Befangenheit mit einer seltsamen Bestimmtheit, mit einer fast erschreckenden Festigkeit des Tones, als wolle er gegen das unstatthafte „Schon wieder“ der Frage Verwahrung einlegen. Als wenn Christian Ralf von gestern auf heute etwas anderes will! Christian Ralf will etwas lernen!

Da gab Vadder Bock seinen Widerstand vorläufig auf. Da bezwang er die naheliegende Befürchtung, durch stille Aufnahme des entlaufenen, respektlosen Schülers den Herrn Kollegen in Eisendorf arg zu verstimmen. Da widerlegte er in Gedanken schon die Einwände seiner Frau gegen diesen ungebetenen ständigen Gast an ihrem Mittagstisch. Die Einwände der Lehrersfrau sind sicher nicht unbegründet gewesen; Christian Ralf war wohl lernbegierig, aber auch über die ihm vorgesetzte leibliche Speise stürzte er sich, wenigstens im Anfang, mit Gier. Er war eben in jedem Betracht ausgehungert. Daheim, in der armseligen Kate der Mutter, gab es schmale Kost. Denn da war kein Vater, der

sorgen konnte, war auch niemals einer gewesen. Stina Ralf betrieb für Rechnung eines Nortorfer Bäckers einen kleinen Brot-handel, „güng mit'n Stutenkorw“, wie man bei uns zu sagen pflegt, konnte also nur einverstanden sein mit der Wendung, die die Dinge durch die Flucht ihres Sohnes genommen hatten. Und Frau Bock lernte bald, das Unvermeidliche hinzunehmen. Es blieb ihr wohl auch nichts anderes übrig; denn Christian Ralf wollte nun einmal etwas lernen.

Als aber mit dem Vorrücken der Jahreszeit der Knabe am Morgen sowohl als auch abends seinen langen Schulweg in tiefem Dunkel zurücklegen mußte, da setzte ihm Vadder Bock noch einmal kriegerisch mit Vernunftgründen zu. Jetzt heiße es aber in Eisendorf bleiben; er könne ja nach ein paar Monaten wiederkommen. Christian Ralf ließ derartiges, wie immer, ohne Widerspruch über sich ergehen, und der Gutgläubige konnte sich verleiten lassen, die gesenkte Haltung des Kopfes als beschämte Zustimmung zu deuten. Hätte ihm Vadder Bock von unten ins Gesicht sehen können, so wäre ihm am Munde der Zug eigensinniger Entschlossenheit sicher nicht entgangen. Der Knabe war am nächsten Morgen wieder zur Stelle und begegnete allen Vorhaltungen mit einem entwaffnenden Weinen. Vadder Bock ist in jenem Winter wegen der nächtlichen Wanderungen einer immerwährenden leisen Angst nicht ledig geworden. Aber die hellen Tage kamen wieder, und in dem nun folgenden Sommer erwarb der Eindringling in der Seedorfer Schule vollends das Bürgerrecht.

In diesem Sommer erlangte Vadder Bock Gewißheit, daß er die besser dotierte Stelle zu Klein-Vollstedt im Bezirk des Gutes Emkendorf zu Michaelis bekommen werde. Er verfehlte nicht, vorbereitend seinem sonderbaren Schüler von der bevorstehenden Umwälzung bedeutsam Mitteilung zu machen; aber Christian Ralf tat so, als wenn er für seine Person mit solchen Nachrichten nichts weiter anzufangen wisse. Wenige Tage vor dem Umzug also mußte der Lehrer mit ihm eine schonungslos deutliche Sprache reden: „So, Christian Ralf, nun hat dies alles ein Ende! Du kannst nicht täglich zweimal einen zweistündigen Schulweg machen. Es hilft nichts, du mußt wieder in Eisendorf die Schule besuchen.“

Christian Ralf senkte den Kopf und sagte weder ja noch nein. Als aber Vadder Bock zum erstenmal die Vollstedter Schulstube betrat, da stand, wie einst in Seedorf, der Junge wieder an der Tür, weinend und schuldbewußt. Da tat auch ein gewaltiger Zornesausbruch des Verfolgten nicht weitere Wirkung, als daß die Tränen des Jungen versiegten und in sein Gesicht ein Ausdruck von Verstocktheit trat. Was war da zu machen? Vadder Bock redete mit seiner Frau, redete ihr gut zu. Und so wurde der Knabe von nun an der Hausgenosse der Lehrersleute. Am Ende hatte man wohl auch die Verpflichtung, dem guten Gott durch eine Tat der Barmherzigkeit zu danken für die schöne Stelle in Klein-Vollstedt. Und da Christian Ralf sich nun einmal vorgenommen hatte, etwas zu lernen, war ohnehin Widerstand nicht mehr von großem Wert.

Er wußte die wie unverrückbar starr festliegenden Wege seines äußerlich armseligen Lebens mit seinen kleinen Fäusten so zurechtzubiegen, dieser Junge aus Eisendorf, daß sie in die Richtung seines Zieles wiesen. Was hätte ihn denn nach dem natürlichen, und viele Menschen werden gesagt haben, dem gottgewollten Lauf der Dinge erwartet? Er hätte als Hütejunge auf einem Bauernhof sein Leben fristen müssen. Nun saß er in dem stillen, friedevollen Schulmeisterhause und konnte lernen, unbehelligt durch lästige, zeitraubende Pflichten. Vadder Bock war immer da, und wenn er sich einmal dem unermüdlichen Frager entzog und entziehen mußte, so gab es Bücher. Gewiß hat der Dorfschullehrer nicht eigentlich eine Bibliothek besessen; aber für Christian Ralf lag damals noch in Wenigem Unendliches beschlossen.

Nach langem Kreisen und nervösem Zittern über allen Himmelsrichtungen der Windrose blieb in dieser ruhigen Zeit die Magnetnadel stehen: Christian Ralf hatte den Pol seiner geistigen Welt gefunden. Er, der Umschau haltend, sich langsam im Kreise gedreht und überall Wunder gefunden hatte, kam nun vor dem Wunder aller Wunder zur Ruhe: vor der Sprache. Er wußte, wo seine Lebensarbeit lag.

Nun nahm sich auch der Pastor in Westensee seiner an, und nach kurzer Zeit war er tief in die Geheimnisse des Griechischen und Lateinischen eingedrungen. Der Willensharte hatte nicht nur den Lehrer, sondern auch den geistlichen Herrn seinen Ansichten

gefügt gemacht, und anstatt barfuß und einigermaßen verwahrlost hinter Kuhherden herzutreiben, lernte er die Sprachen des Altertums wie nur je ein Herrensohn.

War es da ein Wunder, wenn Frau Bock einen in der Menschennatur immer sprungbereiten Hochmut niederhalten zu müssen vermeinte? Außerdem durfte sie auch als Entgelt für den gewährten Lebensunterhalt von dem Jungen billig verlangen, daß er ihr mit allerlei Dienstleistungen zur Hand gehe, die in besser versehenen Haushaltungen Mägden obliegen.

Das tägliche Abendgericht der Dorfbewohner war damals der mit Milch genossene Buchweizenbrei, die „dicke Grütze“. Unmittelbar nach der Zubereitung kam dieses Gericht heiß und als richtiger Brei auf den Tisch. Am nächsten Abend, wenn es inzwischen kalt und starr geworden war, erschien es zerschnitten wieder als sogenannte „Klotzengrütze“, diesmal dann zum Ausgleich der Temperaturunterschiede mit sehr heißer Milch. An jedem zweiten oder dritten Abend mußte neuer Vorrat gekocht werden, und da gehörte es zu den Obliegenheiten Christian Ralfs, die Grütze in der kritischen Phase ihrer Zubereitung vor dem Anbrennen zu bewahren.

Der Knabe saß, mit dem hölzernen „Schleef“ bewehrt, in einer Ecke des aus Backsteinen aufgemauerten Herdes unter dem veräucherten Schwibbogen. Auf dem Herde loderte das offene Feuer, und darüber schwankte leise an einer gewaltigen Kette der starkberußte, dreibeinige Grapen. Es war kein Licht in dem niedrigen Raum, nur die Herdflammen kämpften mit den überall lagernden Finsternissen, rissen bald diesen, bald jenen Gegenstand aus ihrem Dämmer in jähe Beleuchtung, und an den rohgetünchten Wänden war ein phantastischer Kampf, in dem sich Licht und Schatten flüchtig und immer anders umarmten. Der Knabe aber, von der Ilias und der Odyssee herkommend, sah bald in dieses Gewoge die Kämpfe homerischer Helden hinein, und es rauschten pomphafte, weiträumige Hexameter wie die Fluten blauer, südlicher Meere durch sein Gedächtnis und spülten die nüchternen Baken der Pflicht hinweg. Wohl hatte er eifrig gerührt, so lange noch keine Gefahr drohte. Nun aber stiegen vom Grunde des Grapens die ersten Blasen auf, und nun galt es! Als aber die zähen Blasen, nachdem sie in wechselnden Formen

sich einen Augenblick über der Oberfläche gebläht hatten, mit sonderbaren Lauten zerplatzten, da durfte Christian Ralf diesen Vorgang unmöglich mit seinem Schleef stören. Denn jetzt vernahm er aus dem Platzen der Blasen griechische Konsonanten. Er saß wie erstarrt, bis, durch einen brenzligen Geruch von irgendwo herbeigezogen, Frau Bock mit argem Geschrei in die Küche stürzte. Da machten ihr Mann und der Herr Pastor gar ein Aufheben von diesem Jungen, der so dumm war, daß er nicht einmal das Anbrennen der Grütze verhindern konnte. —

Es ist wenig überliefert von allen Träumen, Plänen und Grübeleien, die in diesen Jahren den werdenden Geist bedrängt haben mögen. Gewiß ist aber, daß sich gegenüber dem Ansturm geistiger Gewalten die schwächliche Körperlichkeit nur mit Mühe behaupten konnte. Christian Ralf hatte unter dem Dach des Schulhauses sein ärmliches Kämmerchen. Wenn in Herbstesnächten die Linden unter dem Fenster im Sturm so wild rauschten und stöhnten, dann tappte es wohl in später Nacht leise in das Schlafzimmer der Eheleute Bock. Mit einem gewaltigen Schreck fuhren die guten Leute aus ihrem Schlaf empor; denn dort in der Tür stand wie eine Erscheinung ein blasses Kind mit Augen, die ein großes Entsetzen unnatürlich geweitet hatte. Und weinend gestand Christian Ralf: „Ich kann es da oben nicht aushalten! Der Sturm! Der Sturm!“

Vadder Bock und seine Frau haben schon ihre Sorgen gehabt mit diesem fremdartigen Menschengewächs, das wie ein Wunder mit zauberschönen Blüten aus dem dürren Sand der holsteinischen Heide emporgeschossen war.

So wuchs der Knabe in das konfirmationsfähige Alter hinein, und es stellte sich nun die Frage der Berufswahl mit größerem Nachdruck. Oft hatte Vadder Bock vor seinem Schüler und Pflegesohn einzelne Berufe mit einer ermunternd übertreibenden Anpreisung ihrer Vorzüge ausgebreitet. Aber der Junge hatte nur immer in stummer Ablehnung seinen Kopf geschüttelt. Im Jahre 1845, ein Jahr nach der Eröffnung des Eisenbahnverkehrs zwischen Altona und Kiel, war auch die Strecke Neumünster—Rendsburg fertiggestellt worden. Jungen mit guter Handschrift und einiger Rechenfertigkeit war Gelegenheit gegeben, in Beamtenstellungen ein gutes Auskommen zu finden. Man hatte ein sicheres

und, im Vergleich mit dem Leben eines Tagelöhners oder Handwerkers, ein müheloses Brot, man war mitbeteiligt an dem großen Werk, ein neues Zeitalter heraufzuführen, man trug eine Uniform, die sich glänzend heraushob aus dem verwaschenen Grau einstmals blauer Leinenkittel der bäuerlichen Umwelt, man war ein Stück Obrigkeit. Aber diese und andere Lockungen hatten über Christian Ralf keine Gewalt, und wenn Vadder Bock mit allen Ränken der Überredungskunst diese Vorzüge ins Licht hob, so nickte der Zuhörer wohl, aber sein Gesicht war dennoch ein einziger großer Vorbehalt: Alles schön und gut; aber für Christian Ralf war doch wirklich von dem allen nichts geeignet.

„Was hast du dagegen einzuwenden?“ forschte Vadder Bock. Da kamen dem nun schon halbwüchsigen Burschen schimpflicherweise doch wieder die Tränen: „Wenn ich doch nur nicht mein ganzes Leben über Zahlen verbringen soll!“

Das war ein sehr eigentümliches Wort; denn Zahlen sind dem Schleswig-Holsteiner durchweg ein sehr liebes Ding. In Zahlen gibt man seinen Besitzstand an, in Zahlen drückt man dessen Wachstum aus, und wenn überhaupt Reden und Überlegen Hand und Fuß haben soll, so müssen Zahlen darin vorkommen. Auf einer höheren Wertstufe erscheint diese Lust an Zahlen wieder in mathematischen und astronomischen Neigungen. Dieser Junge aber schlug ein Kreuz, da ihm das Wühlen in Zahlen als Lebensberuf vorgeschlagen wurde. Der gute Vadder Bock konnte wieder einmal nicht umhin, gegenüber so vermessenen, lästerlichen Reden gewaltig aufzubrausen, und wieder einmal hörte Christian Ralf die schon oft vernommene Frage: „Was willst du denn eigentlich?“

Dem Befragten war während der Jahre im Schulhause sein fernes Ziel in deutlicheren Umrissen erschienen. Und in dieser Stunde des Kampfes überwand er seine Scheu und ging über das sehr unbestimmte „Ich will etwas lernen“ hinaus: „Ich will studieren!“

Vadder Bock mußte sich in seinem Entsetzen nach einer Stütze umsehen: „Mein Gott, Junge, was hast du dir in den Kopf gesetzt!“

Neben der unbeantwortbaren Kostenfrage bewegte den schlichten, bescheidenen Mann, der so willig die Autorität des Pastors und des Grafen von Reventlow-Criminil anerkannte, die un-

geheuerliche Vermessenheit dieses Knabenplanes. Christian Ralf, unehelicher Sohn der Stutenfrau Stina Ralf in Eisendorf, hatte womöglich die Absicht, sich dereinst in das schmucke Westenseer Pastorat zu setzen. Da war es nur ein Glück, daß der Junge es für heute mit dieser Enthüllung bewenden ließ; Vadder Bock hätte sonst um jede Fassung kommen können.

Der Beruf eines Eisenbahnbeamten war also mit aller Unbedingtheit abgelehnt. Es blieb dem Lehrer nichts übrig, als unter einflußreichen und vermögenden Leuten für den Gedanken zu werben, daß Christian Ralf ein Gymnasium besuchen müsse. Mit dem Pastor von Westensee verabredete er, den Jungen vorläufig einmal nach Nortorf zum Propsten gehen zu lassen, damit er auch dort Anteilnahme wecke. Der Propst war ein breiter, gewaltiger, selbstsicherer Mann; aber die beiden Verschworenen waren überzeugt, daß der schwächliche Junge mit dem unbeugsamen Willen auch ihn überwältigen werde.

In der Erzählung meines Vaters war die Schilderung dieses Besuches in Nortorf ein Höhepunkt, vielleicht *der* Höhepunkt. Christian Ralf, der frühzeitig von Klein-Vollstedt aufgebrochen war, stapfte zur Zeit des Frühstücks verlegen in das Studierzimmer des Propstes. Im Angesichte des ehrwürdigen Herrn und der unermesslich vielen Bücher griff er, nach seinem Anliegen befragt, doch eingeschüchtert auf seine alte Formel zurück und bekannte, etwas lernen zu wollen. Da folgte denn ein Gang durch verschiedene Wissensgebiete, besonders aber wurden die etwa schon vorhandenen Kenntnisse des Lateinischen und des Griechischen nachgeprüft. Heimtückisch führte der geistliche Herr den Schüler bald von ausgetretenen Pfaden seitab ins Dornestrüpp grammatischer Kniffeligkeiten. Christian Ralf wand sich wie ein Gaukler hindurch, und beide gerieten in edlen humanistischen Eifer.

Es war ihnen unterweilen wie aus weiten Fernen ins Ohr, aber eben auch nicht weiter gedrungen, daß die Frau Pröpstin schon vor längerer Zeit zum Frühstück gerufen hatte. Nun erscholl zum zweiten Male, schon mit einem Unterton leiser Ungeduld, der mahnende Ruf: „Der Kaffee ist schon beinahe kalt.“ — „Ich komme, ich komme“, gab der Propst flüchtig zurück, aber sofort verlor er sich mit dem sonderbaren Dorfjungen wieder in

die Wunder der klassischen Sprachen. Das war doch etwas anderes als die kümmerlichen Auseinandersetzungen, die er über denselben Gegenstand von Zeit zu Zeit mit seinem Sohn hatte. Und dabei war doch dieser sein Sohn im Gymnasium mit aller Gemächlichkeit auf einem ofterprobten Wege vorwärtsgeschoben worden. Vom Nebenzimmer her ließ sich wieder mit gesteigerter Ungeduld die Stimme der Frau Präpstin vernehmen: „Der Kaffee ist ganz kalt geworden.“ In demselben Augenblick erschien sie auch auf der Schwelle, und es entspann sich zwischen den Eheleuten folgender Dialog:

Die Frau Präpstin: „Mein Gott, was will denn dieser Junge eigentlich?“

Der Herr Propst (bedeutsam, wie zur Achtung vor dem Ernst des Anliegens mahnend): „Der will etwas lernen.“

Die Frau Präpstin (leichthin): „Nun, und weiß er denn schon etwas?“

Der Herr Propst (noch bedeutsamer): „Ja — — siebenmal mehr als dein Johannes.“

Es ist erheiternd, wie hier die eigenartige innere Bewegung in die Sprache des geistlichen Herrn sofort biblische Anklänge hineinbringt, erheiternd auch, wie er seine Hände in Unschuld wäscht, wie er die Verantwortung für die nicht eben erstrangigen humanistischen Leistungen des Sohnes seiner Frau durch Ableugnen der gemeinsamen Urheberschaft allein zuwälzt, und wie er seiner eigenen Beschämung durch eine leise Verächtlichmachung der Frau Herr zu werden sucht.

Der Propst, Mann der weiterreichenden Verbindungen, ließ sich nun die Sorge für den Besessenen angelegen sein, und eines Tages fuhr Christian Ralf nach Altona, um Schüler des dortigen Gymnasiums zu werden. In den Ferien besuchte er hin und wieder seinen Vadder Bock. Für den Aufenthalt auf der Gelehrtschule waren die nötigen Mittel zusammengebracht. Was dann werden sollte, darüber konnte noch kein Mensch etwas sagen. Aber auch in der hohen Würde eines Lateinschülers der oberen Klassen schien Christian Ralf nicht den nächsten Weg wählen zu wollen. Es wäre mit der Hilfe von Stipendien allenfalls möglich gewesen, ihn auf der heimatlichen Universität schlecht und recht Theologie studieren zu lassen. Aber Vadder

Bock fühlte zu seinem Entsetzen, daß sein ehemaliger Schüler den Kopf voll hatte von weiteren, abenteuerlichen Plänen, über die vorläufig nichts Genaueres zu erfahren war.

Der überhebliche Lateinschüler benutzte die ihm bescheinigte außergewöhnliche Kenntnis der alten Sprachen in Gesprächen mit Vadder Bock leider dazu, Doktor Martinus Luther, dem verehrten Gottesmann, ungenaue Übersetzungen des Bibeltextes nachzuweisen. An derart strittige Stellen der Heiligen Schrift schloß er gern Betrachtungen an, die mit Religion nichts mehr zu tun hatten. Als ob das heilige Gotteswort ein Gerät wäre, gerade gut, daß vorlaute Jungen daran halsbrecherische Denkübungen vornehmen! Als ob es nicht mehr, wie Jahrhunderte lang, den Menschen gegeben wäre zur Erbauung demütiger, schlichter Gemüter! Vadder Bock mag zumute gewesen sein wie einer braven Henne, die ein Entenei ausgebrütet hat und nun sehen muß, wie sich das Junge mit Lust in ein fremdes, unheimliches und gefährliches Element stürzt. Er verfehlte auch nicht, dem eifernden Jüngling die Keckheit seines Urteils in Angelegenheiten des Gotteswortes mit wahrem Schmerz vorzuhalten. Dann sagte Christian Ralf nur: „Ich suche die Wahrheit.“ Und dabei sah er den alten Mann mit so begeisterten, reinen Augen an, daß dieser beruhigt war und dem grundgütigen Gott das Heil dieser leidenschaftlichen, bestürmten Seele mit großem Vertrauen empfahl.

Außerhalb solcher Kümmernisse bewunderte der Dorfschullehrer seinen Pflegesohn und war auf ihn gebührend stolz. Was der alles in seinem Kopfe trug! Nicht nur, daß er sich in den Labyrinthen des Griechischen und Lateinischen mit nie versagender Sicherheit bewegte, er sprach viel auch von einer noch fremderen, noch fernerer, noch unendlich geheimnisvolleren Sprache, deren Erforschung im Abendlande erst vor wenigen Jahrzehnten eingesetzt hatte: er sprach vom Sanskrit. Da sah der alte Mann, der ihm gegenüber saß, mit tiefem Schmerz den lieben Sohn in nicht ferner Zukunft aus dem eigenen, geborgenen Lebenskreis vollends verschwinden und wie in Entrückung hinauswandeln in die große Bedrohtheit, die das Los des Außergewöhnlichen ist.

Die Reifeprüfung war herangerückt. Wieder einmal mußte mit Sorge an die zu beschaffenden Gelder gedacht werden. Christian Ralf aber ließ sich dadurch nicht niederdrücken, und als

er über seine Pläne befragt wurde, da erklärte er mit der alten Unbeirrbarkeit, indische Sprache und Literatur studieren zu wollen. Er wollte das, was den anderen unmöglich erschien, und für ihn galt es, auf der Höhe eines Gymnasialabiturienten, die er früher wohl einmal für unerreichbar gehalten haben mochte, nicht schwindlig zu werden, nicht plötzlich bescheiden zu sein aus Angst, durch immer gesteigerte Forderungen die Gutwilligkeit des Schicksals endlich doch zu erschöpfen. Mit Hingebung wandelte er dem Ruf der Ferne nach.

Die Lehrer waren damals wie heute zufrieden, wenn sie ihre Schüler in Rom und Hellas nur einigermaßen heimisch gemacht hatten. Christian Ralf wollte von dieser Fahrt an die Küsten des Mittelmeeres nicht heimwehkrank zurückkehren in die platte Vorbereitung auf einen bürgerlichen Beruf. Schon probte sein Genius die Flügel zum Fluge in weitere Fernen des Raumes, schon rüstete er sich zum Aufbruch nach dem Wunderlande Indien. Und auch die bislang durchmessenen Fernen der Zeit genügten ihm nicht mehr. Die heutigen Italiener und Griechen mochten noch vom Großvater her der klassischen Sprachen fast mächtig sein. Im Höchsthalle trennten uns Heutige von der lebendigen Zeit dieser Sprachen ein paar armselige Jahrhunderte. Aber das Sanskrit war schon viele Jahrhunderte vor Jesu Geburt als Volkssprache erloschen. Hier mußte mit Jahrtausenden gerechnet werden, und in solche Abgründe der Zeit zog es Christian Ralf mit wollüstigem Schwindel.

Bei der öffentlichen Abschiedsfeier mußten nach damaligem Brauch zwei Schüler eine Rede halten: der eine in deutscher, der andere in lateinischer Sprache. Merkwürdigerweise war Christian Ralf, der gewaltigste Lateiner, doch mit der deutschen Rede betraut worden. Wie war das zugegangen?

Er hatte nun auch den Direktor des Gymnasiums für seine abenteuerlichen Pläne gewonnen. Da unter den Zuhörern, die man erwartete, nicht nur Humanisten, sondern auch wohlbegüterte Kaufherren sitzen würden, so sollte der Schüler durch seine deutsche Rede einige der Geldsäcke hinreißen, aus ihrem Überfluß einem armen Jungen das Nötige zum Studium zu gewähren.

Christian Ralf trug den Gästen eine Dichtung, *seine* Dichtung vor, in der er die unterirdischen Kraftströme sichtbar machte, die,

aus dem Osten herausschend, den Baum der abendländischen Kultur mitgenährt haben. Und war der begeisterte Schwung des Vortrags den Jahren des jungen Dichters völlig gemäß, so stand zu der kleinen Zahl dieser Jahre die Fülle der schon verarbeiteten Kenntnisse in einem erregenden Gegensatz.

Für mich kam die Erzählung hier auf ihre Höhe. Zwar waren meinem Vater von der Dichtung nur die beiden ziemlich belanglosen Anfangsverse im Gedächtnis geblieben; aber eben weil ich viele Jahre lang nur diese beiden Zeilen kannte, haben sie mich so tief beschäftigt. Durch sie sah ich wie durch ein Gitter in einen Garten hinein, der darum aller Wunder voll sein mußte, weil mir der Zugang verwehrt war. Erst viele Jahre später saß ich eines Tages über vergilbtem Papier, einer fehlerreichen und lückenhaften Abschrift der Dichtung von Christian Ralf.

Es war wie eine wesentliche Erfüllung in meinem Leben, da ich das einzige unmittelbare Zeugnis dieses leidenschaftlichen Jünglingslebens in den Händen hielt. Immer wieder klingen in der Dichtung Worte wie „Morgenrot“, „Frührot“ und „Sonnenaufgang“ an, Worte der Hoffnung und der Verheißung. Wenn auch hier und da fühlbar wird, daß der Jüngling nebenher für den besonderen Zweck eine Werbeausstellung seiner ungewöhnlichen Kenntnisse vor den staunenden Hörern aufbaut, wenn auch der machtvoll hinrauschende Rhythmus langgestreckter Zeilen nicht überall gefordert wird von der Notwendigkeit, einen majestätisch hinziehenden Gedanken in würdig weite Räume zu bringen, wenn leerbleibende Stellen mit nicht erforderlichen Umschreibungen und Wiederholungen schlecht und recht ausgestopft werden, so ist doch ein Dichter am Werk, dem es darum geht, „in das Heiligtum des Wortes und in seinen Kern zu dringen, ihm den Sieg und seine Seele und die Schönheit abzuringen“. Schon ist ihm das Wort mehr als ein Vehikel, das sich mit einer immer irgendwie zweckgerichteten Begriffsfracht beladen läßt. Gelehrte geben sich oft mit dieser Verwendung des Wortes zufrieden. Der werdende Dichter aber liebt es um seiner selbst willen; er versinkt vor dem Wort als dem unmittelbaren Zeugnis einer hohen, unbegreiflichen Urbildnerkraft immer wieder in das heilige Staunen, das allem Dichtertum Anfang ist.

Mit der Schilderung der Abschiedsfeier in Altona schritt die

Erzählung meines Vaters ihrem Ende zu. Im Frühjahr 1850 ging Christian Ralf zum Studium der indischen Sprache und Literatur nach Leipzig. Ich wußte, daß auch den jungen Goethe sein Aufbruch in die größere Welt nach Leipzig geführt hatte. Mußte nicht auch Christian Ralf von dort als Dichter heimkommen? Nun stand der Armenhäuslerjunge aus dem holsteinischen Heidedorf an der Stelle, von der auch der wohlbehütete Patriziersohn aus der reichen Stadt des milderen und schöneren Frankenlandes als Dichter aufgebrochen war. Gleiche Höhe! Da aber Christian Ralf in nicht wesentlich längerer Zeit aus den Abgründen des Elends heraufgekommen war, so erschien sein Aufstieg bewunderungswürdig steil. Das Dämonische seines Wesens hatte ihn emporgeführt an das Licht.

Hier ist das schöne, nun arg mißbrauchte Wort angebracht, das mit diesem Sinn aus der Prägwerkstatt Goethes stammt. Der Weg wahrhaft dämonischer Menschen hat die stolze Unverrückbarkeit einer Sternbahn. In den Augen dämonischer Menschen ist nicht das irre Flackern; da ist vielmehr ein stetes, ruhiges Leuchten, aus dem das Wissen spricht um die Gravitationsgesetze des eigenen Wesens, da ist zu solchen Gesetzen ein demütigstolzes und verantwortungsfrohes Jasagen.

Christian Ralf in Leipzig, die große Hoffnung seiner Lehrer! Hier aber war im Hinzögern der Erzählung schon der schlimme Ausgang spürbar. Und doch hörte ich das Ende ohne eigentlichen Schmerz, und wir beide, Vater und Sohn, standen in tiefer Andacht vor einem heiligen Brande, der so jäh und kühn aufloderte und dann schnell in sich zusammenbrach. Aus der Ehrfurcht vor dem Menschen, in dem der Geist gewaltig und herrlich sich offenbart, nährte sich meine Andacht, und es kam mir eine fromme Ahnung von mancherlei Mißbrauch, dem sich das Wort „Freiheit“ hinleiht. Je edler der Mensch ist, desto härter und unausweichlicher ist über ihm der Zwang des Gesetzes, nach dem er angetreten. Wo das Gesetz des Geistes sich erfüllen will, da gibt es weder „ungünstige Umwelteinflüsse“ noch „widrige Umstände“.

In Christian Ralf loderte die „ungebärdige“ Flamme, der Feuer wird, was sie faßt, der Asche wird, was sie läßt. Und wenn auch die Flamme ihren Träger erfaßt und in Asche verwandelt, so kann doch die Trauer nicht aufkommen gegen den Trost der

Erkenntnis, daß selbst aus dem verlorensten Erdenwinkel und noch aus der unscheinbarsten Hütte zum Geiste gelangt, wen der Geist gerufen hat.

Christian Ralf starb als Student in Leipzig, noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt.

„DU HOLDE KUNST!“

Eine geordnete und zielsichere Lebensführung ist abhängig von der Unverrückbarkeit der Rangskala, an welcher der Mensch den Wert der Dinge abliest. Freilich ist das immer gleichgerichtete Werten kein Gut, das sich im Laufe des langen Lebens irgendwann erwerben und von da ab ständig mehrten läßt, sondern es muß als ein freies Geschenk schon im Neugeborenen ganz vorhanden sein. Wer dieser Gabe in der Betrachtung seines Lebens gewiß geworden ist, darf wohl von ihr auch reden, wenn er damit dem Spendenden die Ehre als Gegengabe zurückreichen möchte.

Dem Kinde, das mit den Fühlern seiner Seele noch ganz frei von aller geistigen Unterscheidung den Ort abtastet, an dem es wachsen muß, tritt im abgelegenen Dorf eine durch das Herkommen geheiligte Wertordnung mit großer Autorität entgegen. Der Besitz an Äckern und Vieh bestimmt den Rang der Menschen. Es geht um Dinge, die sich mit den Händen begreifen und mit den Füßen betreten lassen. Hier liegt die Wollust des Besitzes ganz urtümlich noch im Getast, und der wirkliche Bauer wehrt sich darum auch mit Händen und Füßen gegen jede Schmälerung dieser Lust.

In den üppigeren Gegenden meiner Heimatprovinz gab es schon vor einem Menschenalter entartete Bauern, die ihre Söhne städtischen Berufen zuführten, ihren Besitz verkauften und dann als Rentner in die nächste Kreisstadt zogen. In Luhnstedt ist das auch heute noch nicht möglich, und vielleicht ist alter Bauernart aus den Erfahrungen der Geldentwertung eine neue Stärkung gekommen. Was ist denn Geldbesitz in unseren Tagen? Eine sehr abstrakte und unbäuerliche Angelegenheit. Ja, vor einem Menschenalter war das noch anders. Peter Thieß verwandelte die Erträge seiner kleinen Landwirtschaft in Goldstücke, die er mit viel Schläue vor dem Zugriff der Diebe und Räuber — auch der verkappten, die sich Sparkassen- und Bankbeamte nennen — zu sichern wußte. Es soll in seinem Hause eine große Zahl klügelnd

versteckter Orte der Goldhortung gegeben haben. Goldstücke sprechen ja auch zu den Sinnen, zum Gesicht mit ihrem Glanz, zum Gehör mit dem Klang, zum Getast mit der Kühle und Härte ihrer Prägung. Heute verliert sich wachsender Geldbesitz schon an der lächerlichen Fünfmargsgrenze in papierne Unverbürgtheit, und die Zahlen in einem Sparkassenbuch sind abstrakt und lassen die Sinne hungern.

Nomaden bemessen ihren Besitz nach Viehherden; sesshaften Bauern steht der Acker an erster Stelle, so daß sich der alttestamentliche Preis des erzväterlichen Reichtums: „Abraham war sehr reich an Vieh, Silber und Gold“ in Holstein etwa folgendermaßen abwandelt: „Johann-Detlef ist sehr reich an Land, Vieh und barem Geld“, wobei das bare Geld als eine Erscheinung abgeleiteter Art mit Fug am Ende steht.

In den Städten beruht der Reichtum sehr oft auf Dingen, die dem Außenstehenden nicht erkennbar sind. Da er aber eine gewaltige Neigung hat, sich nach außen hin zu bezeugen, oder, härter gesagt: da er der Prahlucht nicht zu widerstehen vermag, so läßt er sich in der Öffentlichkeit durch seine Attribute vertreten. Wie sinnig kann man feinste Nuancen herausarbeiten durch den Wagen, mit dem man sich zeigt! Welche tiefgreifenden Unterschiede tun sich auf zwischen einem kleinen Opel und einem Horch! Der im Anfang harmlose Firlefanf führt sehr schnell zur Hochstapelei. Man muß durch die ganz beziehungslosen Attribute der Wohlhabenheit vorerst eine Kreditwürdigkeit erweisen, mit deren Hilfe man einmal in den Besitz zu gelangen hofft. Welche Gefahr, sich an Äußerlichkeiten zu verlieren!

Eine städtische „Hausangestellte“, die nach zähem Sparen alles zusammengebracht hat, was ihrer Meinung nach die „Dame“ ausmacht, kann bei der ersten Schaustellung ihres Reichtums wohl meinen, all die empörenden Unterschiede endgültig aus der Welt geschafft zu haben.

Aber was würde einem Dienstmädchen in Luhnstedt der ganze Mummenschanz helfen? Im Dorfe kennen wir uns alle viel zu genau; wir wissen in allen Einzelheiten umeinander Bescheid und machen uns darum nicht ohne Not lächerlich. Wenn — wie jeder-mann weiß — Johann Rohwer 150 Hektar Land besitzt, so hat er es nicht mehr nötig, sich auch noch in der äußeren Herrichtung

von seinen Knechten und Tagelöhnern zu unterscheiden. Der blauleinene Kittel entehrt ihn nicht, und der bessere Rock tut seiner Würde nichts hinzu. Mit der unantastbaren Rangordnung, die durch die Besitzverhältnisse festgelegt wird, ist aber eine schöne Gleichberechtigung im menschlichen Bereich sehr wohl vereinbar. Keinem wird sein Recht auf persönlichen Stolz bestritten, auch dem sogenannten „Knecht“ nicht, und stolze, geradblickende Knechte sind auf jeden Fall erfreulicher als schieflende „Landwirtschaftsgehilfen“ mit Ressentiment.

Eggert Wittmaack ging am ersten Sonntag nach seiner Konfirmation herablassend lächelnd an einer Jungenansammlung vorüber mit den Worten: „Na, Jungs, hebbt ji de Knechen nich sehn?“ Ihm kam es nicht mehr zu, in der Gesellschaft von Schuljungen zu verweilen; er mußte Seinesgleichen, mußte die Knechte suchen, weil er sich aus dem Schulzwang durchgerungen hatte in die Freiheit des Knechtseins. Wohlgemerkt: Eggert Wittmaack, Sohn eines Bauern, fragte nicht nach den ledigen Bauernsöhnen, konnte so nicht fragen, weil der Begriff des Knechtes Bauernsöhne und Bedienstete gleichermaßen umfaßt, und in der Zugehörigkeit zur Zunft der Knechte eben lag seine neue Würde. Wenn die Söhne der Bauern in ein anderes Dorf gingen, um auf einem fremden Hof „Unterschied zu lernen“, so waren sie denn auch nicht etwa „Eleven“ oder sonst etwas Lächerliches; nein, sie „dienten“. Warum soll Timm Rohwer nicht in Tappendorf dienen? Dort weiß doch auch jedermann, daß sein Vater in Luhnstedt eine Bauernstelle von 150 Hektar hat.

Solche Zustände befriedigen das ästhetische Gefühl, weil der Anblick einer wohlbegründeten Ordnung immer auch schön ist. Freilich lassen sich dagegen auch Einwände machen, und ein eifernder junger Geistlicher ließ sich einmal über seine Erfahrungen im Konfirmationsunterricht etwa folgendermaßen aus: „Wenn diese selbstsicheren Burschen aufsagen: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!‘ so sehen sie mir aus, als setzten sie dem Bibelspruch in Gedanken voran: Nach einer Vollhufe ... Auch machen sie ein Gesicht, als verurteilten sie aus tiefstem Herzensgrund das Streben, die ganze Welt zu gewinnen. Sie blicken pharisäerhaft-tugendsam drein; *ihre* Seele kann ja keinen Schaden nehmen, weil sie mit einer guten Bauernstelle in Luhnstedt,

Stafstedt, Brinjahe oder Embüren durchaus zufrieden sein würden.“

Wir wollen hier nicht weiter vorstoßen gegen die Grenze, hinter der die vordergründige Einfachheit des bäuerlichen Lebens vieldeutig wird. Es sollte mit allem Vorangegangenen nur eine Ahnung vermittelt werden von der Unerschütterlichkeit, mit der die dörfliche Rangordnung allen Bedrängnissen trotzt.

Und nun stelle man sich ein kleines Dorfkind vor, das im Sommer seines dritten Lebensjahres zum erstenmal ganz ohne Wartung in die Freiheit der Straße entlassen wird. Da steht es an der Pforte des Vaterhauses und sieht einer Staubwolke entgegen, die sich beängstigend heranwölzt. Ein älteres Geschwister erklärt ihm: „Da kommt Johann Rohwers Dienstjunge mit den Kühen.“ Die Tiere ziehen vorbei; eine unabsehbare Herde. Die einen gehen geduldig dahin; es brüllen die andern, und die dritten gar sind ungebärdig und lassen die Hörner bedrohlich spielen. Wird nicht das Kind überwältigt sein, wenn anders ihm bäuerliche Augen vererbt wurden? „28 Kühe!“ sagte der ältere Bruder mit einer großen Andacht im Klang der Stimme. Der Knirps weiß zwischen achtundzwanzig und hundert Millionen noch keinen Unterschied zu machen; aber die Andacht ist auch in ihm. Den langen Zug beschließt der Dienstjunge, der seelenruhig seinen Blick über das Gewoge der braunen Leiber schweifen läßt, der die Geruchssamen seines herrscherlichen Wohlwollens versichert, den Ungebärdigen aber Gräßlichkeiten androht, für die er sich ja wohl stark genug fühlen muß. Gewiß wird das Geheimnis seiner Stärke in der gewaltigen Peitsche ruhen, die er schwingt. — Wenn dann wenig später der Schuster Claus Stamp seine beiden Kühe vorbeitreibt, still, anspruchslos und nur mit einer unscheinbaren Haselgerte aus dem Knick bewehrt, soll da dem kleinen Knaben nicht klar werden, daß Johann Rohwer ein gewaltiger Mann und Claus Stamp eine Belanglosigkeit ist? Vielleicht versäumt es seine Mutter der drängenden Arbeit wegen, ihn an diesem Tage rechtzeitig ins Bett zu bringen. Da erlebt er noch, wie derselbe Dienstjunge nach Feierabend die Pferde auf die Weide bringt. Er reitet stolz auf seinem Königsroß vorauf, und die andern folgen ihm willig. Die Pferde sind abgearbeitet, und der Bauer hat ihrem Hüter die zusätzliche Beanspruchung

im Spiel strenge verboten. Da aber eben hier der Steindamm endet und der weiche Sandweg beginnt, so kann der Hufschlag nichts mehr verraten, und der Dienstjunge wagt einen Trab, den er, da er weiß, daß ihm der Kleine da so sehnsüchtig und voll Verehrung nachschaut, in einen Galopp übergehen läßt. Aber nun ist die Mutter ihres Säumens inne geworden und hat den Kleinen ins Haus geholt. Sie streift ihm das Kleid über den Kopf, und dem Jungen wird beim Anblick dieses beschämenden Kleidungsstückes klar, daß er einstweilen denn doch noch kein Mann ist. Schon im Kampf mit dem Schlaf, erzählt er noch: „Johann Rohwer hat 28 Kühe“, fragt er noch: „Wann bekomme ich Hosen?“, und eine seelenkundige Mutter lächelt und sieht alle Zusammenhänge. Das Kind schläft ein und träumt von Kühen und Pferden und einer märchenhaft großen Peitsche. — — —

Wohl war es schön, auf einer verträumten Wiese am Waldrand die Kühe hüten zu müssen, und Seligkeit war es, auf ungesatteltem Pferd das Redder so entlang zu galoppieren, daß Sommerhut und Holzpantoffel nacheinander in hohem Bogen in den Knick flogen. Dennoch war meine Wertskala der Dinge von der meiner Genossen im Dorf verschieden. Da ich sie aber von allem Anfang her ohne jede Anstrengung gegen den Ansturm der Umwelt aufgerichtet tragen konnte, muß sie mir wohl von einem Höheren ans Herz und an die Seele geschmiedet sein. Jörn Sievers, mein Freund und Nebenmann auf der Schulbank, war Sohn eines Vollhufners, der Kühe und Pferde in achtungsgebietenden Mengen besaß und der sich in seiner Ehre als Pferdezüchter schwer beeinträchtigt gesehen hätte, wenn er je genötigt gewesen wäre, ein Tier unter tausend Mark loszuschlagen. Was hatte ich dem entgegenzusetzen? War ich nicht Kind sogenannter „kleiner Leute“, Sohn eines Böttchers? Durfte ich es überhaupt wagen, gegenüber den Reichtümern meines Freundes von zwei Schweinen, einer Ziege und einem halben Dutzend Hühnern zu reden, noch dazu, wenn die Ziege doch erwiesenermaßen ein lächerliches Tier ist? — Wir lebten als wertende Wesen auf verschiedenen Ebenen, wie man heute sagt. Wenn Jörn Sievers — was ich nicht einmal glaube — manchmal mit der Lanze der Geringschätzung gegen mich ausgefahren sein sollte, so hat er ins Leere gestoßen, und wenn ich ihm als Zwölfjähriger meinen köstlichsten

Besitz, Theodor Körners sämtliche Werke in grünem Leinen mit goldener Rückenprägung, auch in der Hoffnung zeigte, er müsse vor einem solchen Schatz doch endlich die Unerheblichkeit des väterlichen Pferdebesitzes erkennen, so war das eine ungeheure Eselei. Es gab in Luhnstedt ein paar sehr ernste und schweigsame Bauern mit strengen, schmalen Nasen und kühlen grauen Augen, aus denen mich in der Erinnerung über vierzig Jahre hinweg noch heute derselbe Vorbehalt und dasselbe Mißtrauen ansehen. Ich glaube bestimmt, daß sie in mir den windigen Gesellen gahnt haben, den haltlosen Liebhaber des bunten Flitters, den Rebellen gegen ihre dreimal heilige Ordnung der Werte.

Mir waren die Schätze, die unser kleines Haus barg, um alle Wiesen und Äcker der Gemarkung Luhnstedt, um alle Kühe und Pferde aller Ställe nicht feil. Von den Büchern sei noch nicht einmal geredet. Vorerst geht es noch um andere Dinge, die in der Schatulle, gleich rechts neben der Stubentür, verwahrt wurden. Wenn ich mich von Zeit zu Zeit daranmachte, die oberste Schatullenschublade „zurechtzupacken“, so geschah das weniger aus dem Bestreben, meiner Mutter Ausbrüche des Entsetzens über die durch Bücher geschaffene Unordnung zu ersparen, als vielmehr aus der Lust, Gedrucktes durch die liebkosenden Hände gehen zu lassen. Von den drei Schubladen war nur die oberste meinem Wirken freigegeben. Doch war diese Anweisung kaum als Beschränkung spürbar, weil sich das Durchstöbern der unteren Lade ihres öden Wäscheinhaltes wegen ohnehin nicht verlohnte, und vor der mittleren war wie vor dem Allerheiligsten wirklich nur ein frommes Staunen mit gefalteten Händen angebracht.

Hier hatte die holde Kunst in der Verschwiegenheit traumbegünstigter Nächte viele Mittel zu ihrer Verwirklichung am hellen Tage niedergelegt. Da aber die Kunst, das unbestimmt Ersehnte, dessen Name mir noch nicht geläufig war, einem dunklen Gefühl nach in Luhnstedt zwischen Kühen und Pferden unmöglich gedeihen konnte, so wiesen die Schätze der mittleren Schublade zur Beglaubigung ihrer höheren Herkunft auf Dinge hin, in denen die Weite der Welt sich tröstlich bezeugte. Da war in einem seltsam geprägten Umschlag das Tagebuch meines Onkels Heinrich, das er vor zwei Jahrzehnten auf seiner Fahrt nach

Amerika geschrieben hatte, und auch die beiden Onkel, deren Vornamen ich führe, hätten die Ferne zu bezeugen gewußt. Aber der Onkel Ernst, der vor seiner Ausreise mehrere Truhen mit Büchern meinem Vater überlassen hatte, lebte in San Francisco, und Onkel Fritz war schon lange tot. Seiner auch mußte ich bei meiner scheuen Betrachtung der mittleren Schublade gedenken. In unserem altmodischen Schullesebuch gab es ein Gedicht von Pfeffel, das eine Türkenpfeife besang. Der Onkel Fritz nun hatte aus der Türkei eine Pfeife heimgebracht, von der man ihres „roten Tones“ und der „güldnen Reifchen“ wegen annehmen durfte, sie habe den seligen Pfeffel zu seinem Gedicht hingerissen. Dieses Wunderding also wurde in der schriftengesegneten Böttcherkate zu Luhnstedt aufgehoben. Über die Umstände, unter denen der Seesoldat Peters sie einst erworben hatte, war nichts Genaueres zu erfahren, und da ich von prosaischem Gefeilsche in einem orientalischen Bazar noch nichts wußte, so stellte ich mir gern vor, Onkel Fritz habe unter der fürchterlichen Bedrohung durch hochgeschwungene krumme Säbel diese Pfeife heldenhaft „vor Belgrad einem Bassen abgewonnen“. Wohl war es verlockend, die Trophäe zum Vorweisen in der Schule heimlich in die Tasche gleiten zu lassen. Jörn Sievers aber ließ sich ja nicht einmal von Theodor Körners sämtlichen Werken erschüttern, und so wäre ihm wohl auch kaum mit einer Türkenpfeife beizukommen gewesen.

Aus der „mittleren Schublade“ — ich muß die alltägliche, hausgebräuchliche Bezeichnung immer wiederholen, weil sie einst eine Weihe trug, die von der des Wortes Tabernakel kaum übertroffen werden kann — aus der mittleren Schublade stieg der Hauch der Fremde auf, den die holde Kunst in ihrem Feengewande tragen muß. Musik! Da lag des Vaters dunkelbraune Geige, groß und makellos und glänzend, anders feiertäglich als das kleine, zerkratzte und duffe Ding, das zum täglichen Gebrauch der Jungen am Pfosten der Schlafsturentür hing. Die große Flöte auch aus schön gemasertem braunem Holz mit den blanken Klappen und der eingelegten weißen Umrandung der Grifflöcher ruhte hier und überließ den Dienst des Alltags einer schwarzen, kleinwüchsigen und geringerwertigen Abwandlung ihrer königlichen Art. Etwas kreischend und übergeschäftig ließ der kleine Bastard

am Munde meines älteren Bruders zu jeder Stunde des Alltags Militärmärsche vernehmen, während mich die große Flöte selten, und mit dem zunehmenden Alter des Vaters immer seltener, durch die feiertägliche, adlige Gelassenheit ihrer dunklen Töne beglückte.

Die Familie der Blasinstrumente hatte in der mittleren Schublade noch einen dritten Vertreter: eine Okarina, vor der zwar alle Ehrfurcht unangebracht war, die aber gleichwohl wegen ihrer vollendeten Putzigkeit Anspruch auf Wertschätzung geltend machen durfte. Sie trug ihren glänzend schwarzen Lacküberzug wie der dickbäuchige, fettnackige Spießbürger seinen Bratenrock. An einem Ende aber verriet eine abgesprungene Stelle, daß sie mit den Kruken, die meine Mutter um ein Geringes von Pott-Bötelsch erhandelte, aus *einem* Material gefertigt war, wodurch der schwarze Lack zum Geständnis seiner lügnerischen Absichten gezwungen wurde. In der abgestoßenen Stelle war der kleine Kobold im wörtlichen Verstande bloßgestellt, und vielleicht wurde ihm darum im Hausgebrauch der fremdartig-vokalreiche Name entzogen, auf den er doch rechtens getauft war. Er mußte sich eine Bezeichnung gefallen lassen, die nur die großäugige Kindesunschuld des Plattdeutschen allenfalls verteidigen kann, die aber in hochdeutscher Übersetzung anstößig klingen mußte. Die — also gut! — Okarina, nach Bezeichnung und Körperbeschaffenheit Vertreterin des Amusischen, nährte ihre Beliebtheit aus der gleichzeitig befremdenden und erheiternden Tatsache, daß sich in ihrem unförmigen Bauch Melodien entwickeln konnten. Sie stand recht eigentlich im Range des musikalischen Clowns, den wir von „Sommers Theater“ her kannten. (Sommers Theater gehört auch in die Gefilde der holden Kunst, und sogar sehr, wie man noch sehen wird.)

Vor dem Übergang zum Theater müssen aber noch die bildenden Künste erwähnt werden. Mehr als eine Erwähnung kann es kaum sein; denn gegenüber der Dichtung und der Musik blieb ihnen nur ein beschränkter Raum überlassen. Immerhin waren auch sie vertreten, und zwar, soweit die Malerei in Betracht kommt, durch meinen Onkel Johann, der sich im Schutze einer landesüblichen Unverfrorenheit „Maler“ nennen durfte, ob er gleich nur Anstreicher war. Wenn er aber mit dem gewöhnlichsten

Bleistift auf dem Grunde einer notdürftig geglätteten leeren Zuckertüte Zeichnungen von einer zuweilen etwas gewagten Scherzhaftigkeit erstehen ließ, war er doch ein Zauberer. An den Sonntagen spielte er außerdem in den Dörfern um Nortorf zum Tanz auf, und unermüdlich sammelte er auf seinen Musikantenfahrten komische Schnäcke.

Von der Plastik wäre schon ein gewichtigeres Wort zu sagen. Wenn eine Familie über gute zweihundert Jahre hin an demselben Handwerk festhält, so muß sich, auch wenn natürliche Eignungen und Neigungen unveranschlagt bleiben, ein gewisser Schatz formerischer Erfahrungen ansammeln, von dem die Nachfahren auch dann zehren können, wenn sie das Handwerk im eigentlichen Sinne verlassen. In meinen frühen Jahren war der Böttcher noch nicht so hoffnungslos aus den Gebieten des Schöpferischen verbannt, wie er es sich wenig später von den Fabriken gefallen lassen mußte, die ihm mit dem hinterhältigen Lächeln einer bösgesinnten Dienstbereitschaft alle Vorarbeit abnahmen und ihm nur noch die geistlose und gefühlsindifferente „Montierung“ übrigließen. (Mit einer zweifelhaften Errungenschaft stellt sich immer auch gleich ein minderwertiges Wort ein.)

Es war mir noch vergönnt, den ganzen langen Formungsweg von der Buche im Walde bis zum fertigen Butterdrittel in unserer Werkstatt mit allen Einzelheiten zu übersehen, wobei überall die Eindrücke des Auges durch die Erfahrungen der Hand Nachdruck und Bestand gewannen. Auch übte sich der Formensinn am selbstgefertigten Spielzeug.

Dem Hantieren mit Holz und Werkzeug sprach aber das Gefühl doch nicht die Bedeutung zu, auf die es Anspruch zu haben schien, wenn man nur die Zeit maß, die ihm eingeräumt werden mußte. Wir stehen immer noch vor der mittleren Schublade, in der Dinge angesammelt sind, durch welche die eigentlichen Wunder des Lebens sich verwirklichen. Neben den Heften mit Noten, die der Vater als Geselle mühsam abgeschrieben hat, liegt ein Stoß von Reclam-Heften: „Das war ich“ — „Die Unglücklichen“ — „Schneider Fips“ und andere Erzeugnisse der dramatischen Literatur.

Die Luhnstedter Feuerwehr gab ihren Jahresfesten den besonderen Glanz durch Theateraufführungen, bei denen meinem

Vater das Amt des Spielleiters wie selbstverständlich zufiel, und ebenso selbstverständlich hatte meine Mutter die weibliche Hauptgestalt zu verkörpern. Mit dem Herannahen des Festes kam in jedem Jahr eine selige Zeit. Abends versammelten sich die Mitwirkenden zur Leseprobe in unserer engen Stube, die bei einer solchen Beanspruchung unmöglich auch noch vier Kinder hätte aufnehmen können. Ihnen wurde also befohlen, ins Bett zu gehen. Da es aber bei dem festlichen Gedränge erfahrungsgemäß oft versäumt werden mußte, die Ausführung des Befehls nachzuprüfen, so verwandelte ich mich im geeigneten Augenblick in einen Hund, kroch auf allen Vieren unter den Beilegerofen und kauerte mich dort zusammen. Da blickte ich nun in einen dämmerigen Raum hinein, in dem sich wie durch einen Wald von Stuhlbeinen die Holzpantoffeln der Anwesenden gleich Ungeheuern hin und her bewegten. Das Stimmengewirr kam wie aus großer Ferne an mein Ohr. Von den alltäglichen Dingen ging die Rede im Anfang, und in nichts schien sich dies Beisammensein zu unterscheiden von anderen Zusammenkünften dörflicher Menschen. Aber da waltete doch eben der Schein, dieser ermunternde Schein mit dem unmerklichen Zwinkern in den Augen, ein Schein, wie ihn sich auch der Seiltänzer in „Sommers Theater“ zunutze machte. Der probierte nämlich zuerst als Hanswurst in zerschlissemem Anzug unsagbar tölpelhaft am gespannten Seil herum. Nach vielen mißlungenen Versuchen gelang es ihm auf unerklärliche Weise zuletzt doch, sich hinaufzuschwingen. Und dann flog der Narrenkittel mit großem Schwung in eine Ecke des Saales, und dort auf dem Seil stand sicher und königlich lächelnd ein schöner Mann in goldglitzerndem Gewande und zeigte seine atemberaubenden Künste. — — —

Ist Hinrich Treede denn kein ganz echtbürtiger Luhnstedter? Warum drängt er sich zum Theaterspielen? Wenn er der ganz Unerschütterlichen einer wäre, so könnte die Versuchung, aus der eigenen Haut herauszukriechen, über ihn keine Gewalt gewinnen. Sagst du einem der Unerschütterlichen, er wäre zum Präsidenten von Amerika oder zum Kaiser von China gewählt worden, so wird er sich in jedem Fall degradiert vorkommen. Aber mit Hinrich Treede muß irgend etwas nicht stimmen.

Vor der Leseprobe sprach er noch von seiner gleichgültigen

Bauernarbeit, weitschweifiger und wüzeloser als sonst, wie mir schien. Und die andern steuerten zu dem lumpigen plattdeutschen Gedröhn das Ihre bei. Mochte sich diese Vorbereitung auch ein wenig lang hinziehen, einmal mußte ja doch der Augenblick der Verwandlung kommen. Und er kam — und im Grunde doch immer wieder überraschend. Plötzlich standen sie alle in strahlender Gewandung auf dem gefährlichen Seil der hochdeutschen Sprache, plötzlich war der Augenblick dieser seligen Atemstokung gekommen. Da waren diese mir wohlbekannten Menschen mit einem Male aus der Belanglosigkeit ihres dörflichen Lebens hinausgehoben in einen Raum, den das Walten des Schicksals weihet.

Gewiß fehlte ihrem Gang über das Seil eines hochdeutschen Satzes die spielerische Leichtigkeit. Es ging stockend und leierig und im Aufsatgeton der Schule mit viel Anstrengung vorwärts, und der Balancierstange mochte keiner entraten. Ein Klimmzug am Ofengestänge verschaffte mir die Möglichkeit, von Zeit zu Zeit doch einmal Hinrich Treede ins Auge zu fassen. Mit dem entrückten Gesichtsausdruck des Traumwandlers ging er sein Seil entlang, und wenn nun mein Vater, trotz seines Wissens um das Gebot, daß ein Traumwandler nicht angerufen werden darf, um seiner Spielleiterpflichten willen dies Wagnis zu verantworten hatte, dann schwankte Hinrich Treede auf seinem Seil in einer herzbeklemmenden Weise. Seine wasserhellen Augen wollten vor Anstrengung aus ihren Höhlen springen; aber so ernst war ihm sein Spiel, daß er gegenüber einer Welt von Zweiflern mit allem Heldenmut die Behauptung aufrechterhielt, Doktor Falck aus Berlin zu sein, und nicht Hinrich Treede aus Luhnstedt.

Als das Luhnstedter Theater nach großen Erfolgen seines darstellerischen Vermögens sicher geworden war, stellte es sich mit der Aufführung des Schwanks „To Termin“ eine besondere Aufgabe. Wohl durfte man sich hier weite Strecken hin in der plattdeutschen Sprache bewegen; aber diese unbestreitbare Erleichterung der Aufgabe verschlug nichts gegenüber den Schwierigkeiten, die dafür auf anderen Gebieten in Kauf genommen werden mußten. „To Termin“ war ein Spiel mit Gesangseinlagen, und mein Vater hatte nun also auch noch die musikalische Leitung in die Hand zu nehmen. Da gab es besondere Proben mit den Soli-

sten, langwierige Proben, wie unumwunden zugegeben werden muß.

Wiebke Holm war gewiß ein gutes Mädchen, und die Melodie ihres Sologesanges faßte sie nur unerheblich über Gebühr langsam auf. Aber auch sie war nun plötzlich keine gesetzte Luhnstedter Bauerntochter mehr, sondern ein windiges Dienstmädchen aus Berlin. Nach dem Willen meines Vaters sollte der Sang an August, den Mann, der da kam, sah und siegte, im Vortrag etwas spürbar machen von einer Gemütslage, die wir heute vielleicht als labiles Gleichgewicht zwischen Keßheit und Sentimentalität bezeichnen würden. Hans Vollert dagegen, der Sangesfreudige, der Bücherliebhaber, Jugendfreund meiner Mutter, brauchte im Vortrag gar nicht die Feile des Spielleiters. Für ihn ging es nur um die Aneignung der Melodie. Das Übrige durfte ihm getrost überlassen bleiben. Die Arie, durch die er sich als Gerichtsdieners Schramm vorstellte, kam in Luhnstedt zu großer Beliebtheit.

„Ich bin Schramm. Wer kennt mich nicht?

Alle Tage ist Gericht.“

Hans gab diesen Singsang immer mit ansteckendem Behagen zum besten, und sein dunkler Bariton schien mir mit seinem dunkelbraunen Vollbart in besonders schöner Übereinstimmung zu leben, und der Gipfel des Vergnügens war erreicht, wenn der Herr Gerichtsdieners mit einer herrscherlichen Gebärde verkündete: „Er“ — der Übeltäter nämlich — „muß *brrrrummmmm*“! Dann schwelgte die Stimme förmlich in ihrer dunkelsten Bräune, und unter dem R-Laut zitterte der braune Bart wie in verhaltener Wut. Aber die Augen lachten.

Dabei soll auch erzählt werden, wie es Hans Vollert wenige Jahre nach diesem lustigen Spiel in tragischem Ernst mit Gerichtsdienern zu tun bekam. In der Dämmerung eines Herbsttages spürte er am Rande des Kattbecker Geheges einem Rehbock nach, glaubte das Tier zu erkennen, schoß und traf einen Knaben, der seine Drosselschlingen nachsehen wollte. Henning Wieben, der am Morgen ahnungslos unter uns andern in der Schule saß, lag am Abend im Hause seiner Eltern mit durchschossener Brust starr unter einem weißen Laken, und ein unendliches Grauen kroch in der Nacht, die dem Unheilstage folgte, wie wachsende Vereisung schlaflose Kinder an.

Wenn auch dieses schauerliche Erlebnis nicht hineingehört in die Aufzählung meiner frühen Begegnungen mit der holden Kunst, so mag es doch hier seinen Platz finden, damit keiner das Leben im Dorf als eine unstörbare Idylle nimmt. Im schlichten und anspruchslosen dörflichen Leben trägt mancher unter seinem Kittel schon das Mal, an dem ihn das Schicksal erkennen wird, wenn wieder ein Gezeichneter fallen muß. Ich mühe mich hier, die guten Geister meiner Kindheit herzulocken. Das Rund eines grünen Rasens habe ich für ihren freundlichen Reigen freige-
macht; die Linde in der Mitte ist mit bunten Papierlaternen be-
hängt. Am Rande des Rasenrunds aber, dort, wo das Dunkel
beginnt, weiß ich die Dämonen. Sie sind in Unruhe geraten; ich
sehe sie umherschleichen, zum Sprunge sich ducken. Laßt meine
Augen *einmal* bannend die Runde machen, laßt mich die Lau-
ernden *einmal* beschwörend anrufen: „Steht!“

Hans Vollert sehe ich jetzt als einen Mann von unbeugsamer
Lebenskraft, der dem Schicksal gewachsen war. Bei seinen Be-
suchen in meinem Elternhause kam er auch weiterhin spätestens
nach dem zweiten Grog auf Theatererinnerungen zu sprechen:
„Weißt du noch, Claus? Weißt du noch, Marieken?“ Und dann
sang er mit dem alten Behagen und einer bewundernswerten
Unbefangenheit sein Lied:

„Ich bin Schramm. Wer kennt mich nicht?

Alle Tage ist Gericht.“

Worte und Weise des lustigen Sanges waren seinem Gedächtnis
für immer eingepägt, und es schien, als habe das Schicksal alle
Mühe verschwendet, als es versuchte, ihm von Gericht und Ge-
fängnis ein trauriges Lied einzubleuen. — — —

Bilder des Lebens, die Luhnstedts Künstler darstellten, durfte
ich zu meinem großen Schmerz immer nur in der lediglich an-
deutenden Zeichnung der Leseproben betrachten. Der Glanz der
Farben wurde dem Bilde erst in Mehrens' Gasthof aufgetragen,
wenn die Darsteller auf die Bühne traten. Und hier zeigte sich
nun wieder, daß Luhnstedt in seinen Bemühungen um die Kunst
ohne die Peters nicht weit gekommen wäre. Kulissen und Vor-
hang hatte mein Onkel Johann bemalt, und wenn er auch vor-
wiegend mit einer ganz unkomplizierten grau-grünen Tünche
und seinen erprobten Schablonen arbeitete, so hatte ihn doch

die Aufgabe der Vorhangsverzierung jäh auf eine Höhe emporgerissen, wo die schöpferische Unabhängigkeit und allerdings auch die Verantwortung beginnt. Beinahe gelang ihm in einer kunstvollen Verschlingung der Embleme des Feuerlöschwesens die Rechtfertigung seiner etwas prahlerischen Berufsbezeichnung, beinahe wurde der Anstreicher doch zum Maler. Aber auch nur beinahe! Die Form des Feuerwehrhelms konnte ich trotz aller Bereitschaft zum Verzicht auf Kritik denn doch nicht ganz gelten lassen.

Diese Bühne erhielt eine Weihe höheren Grades, als Berufsschauspieler ihre Bretter durch die Aufführung eines Dreyfus-Dramas im wörtlichen Sinne weltbedeutend machten. Zum Besuch der Vorstellung war ich nach der Behauptung meiner Eltern zu klein; ich konnte das große Ereignis nur im Hörensagen einigermaßen nachgenießen. Im nächsten Jahr kündete die Theatergesellschaft ihren vermessenen Vorsatz an, ein Drama aus dem Burenkrieg zu spielen, was nicht mehr und nicht weniger bedeutete als den Versuch, die Weite der südafrikanischen Steppe auf die zehn Geviertmeter unserer Feuerwehrbühne zu bannen.

Alles war im besten Fluß. Dann aber legte sich der Amtsvorsteher quer, ein Banause, der von der hohen bildenden Mission der Kunst offenbar noch nichts gehört hatte und Theateraufführungen mit erstbesten Lustbarkeiten gleichsetzte. Wenn man solche Leichtfertigkeiten gewissenlos wuchern ließ, so mußten sie Zucht und Sitte eines Dorfes in kürzester Zeit unterwühlen, und so versagte er der Aufführung seine Genehmigung. Was der Amtsvorsteher verbot, war so hoffnungslos verboten, daß meine Eltern beschlossen, an dem fraglichen Abend ihre Kaffeejott stattfinden zu lassen (geladene Gäste werden mit Kaffee, Stutenbutterbrot und Kuchen bewirtet). Da die Wirtsleute auch zu den Gebetenen gehörten, gingen wir Kinder am Abend für ein paar Stunden in den Gasthof, um mit der Mehrens'schen Nachkommenschaft die sogenannte Kinderjott zu begehen. Wir vergnügten uns in der großen Gaststube, genossen die Freiheit und waren überzeugt, auch ohne die Erwachsenen dem etwa unvorhergesehen Eintretenden mit voller Sicherheit begegnen zu können. Was sollte sich denn auch groß ereignen? Wem wird es an einem

Herbstabend mitten in der Woche einfallen, in den Krug zu gehen?

Da rollte plötzlich ein Wagen — oder waren es gar mehrere — mit so unheimlichem Gedonner auf den gepflasterten Platz vor dem Krug, daß die Wände in einem Zittern die Befürchtung verrieten, eingestoßen zu werden. Ungebärdige Pferde schnoben und setzten in den unaufhörlichen Trommelwirbel ihres spielerischen Getrappels von Zeit zu Zeit den Paukendonner ernstgemeinter Hufschläge. Es muß ein erkleckliches Funkenstieben gegeben haben. Dazwischen wurde erregtes hochdeutsches Geschnatter laut, das am Ende die gesetzten holsteinischen Mähren nervös machen mußte. Im nächsten Augenblick ergoß sich in die Gaststube die Schar der Mimen, denen das dunkle, stille Haus schon böse Ahnungen eingegeben haben mochte. Der älteste Wirtssohn erklärte die Lage, und nun erst gaben die geübten Stimmen das Letzte her, nun erst wurden auch die letzten Resonanzmöglichkeiten für den Ausdruck der Empörung ausgenutzt.

Der Direktor — es war nicht Herr Sommer; von ihm wird noch die Rede sein — sank vernichtet ins Sofa und starrte auf den Fußboden. Anders wirkte der Schlag auf andere. Ein hochgewachsener Mann mit goldenem Pincenez durchmaß im Sturmschritt den Raum und sah mit tragischem Trotz durch die Zimmerdecke zum Thron der Schicksalsmächte auf. Von allen Seiten prasselten Fragen, Anklagen, Verwünschungen auf die fassungslosen Kinder nieder. Die großen Worte und großen Gebärden wogten wild durcheinander. Einer nur hielt sich abseits, stand wie erstarrt zu einem steinernen Bilde unendlicher Verachtung. Eine schöne, vornehme Dame, die es erstaunlicherweise duldete, von allen ohne Umstände Emmy genannt zu werden und also wohl die im vorigen Jahr so ausführlich und innig beredete Heroine Emmy von Soden sein mußte, warf sich in einen Stuhl und schlug eine gelle Lache des Hohnes auf. Gestikulierend, jammernd, fluchend, lachend verließen sie endlich die Gaststube, und der Prunkwagen des Thespis — es war bestimmt kein Karren — rollte davon.

Dies, meine erste Begegnung mit Bühnenleuten, war ein überwältigendes Erlebnis. Ich nahm die gewiß sehr fragwürdige Herichtung dieser Schmierenkomödianten für äußerste Eleganz. Die

geräuschvolle Sicherheit ihres Auftretens brachte sie auf völlig legitime Art in die Verwandtschaft der Grafen und Barone, die ich aus Romanen kannte, und Emmy von Soden lieh ihr Engels-
gesicht der herrlichen Genia von Senden, von deren erschütterndem Schicksal das „Rendsburger Wochenblatt“ eben unter dem Strich erzählte. Das wildbewegte Leben der Ferne warf in diesen Gestalten gewiß trauriges Strandgut an die Küste meines Lebens; mir aber bestätigten sie als beglaubigte Boten die Wirklichkeit der anderen Welt, wo Kühe und Pferde Theodor Körners sämtlichen Werken den Vorrang nicht streitig machen können. Diese Stärkung war hochwillkommen; denn die Wirklichkeiten des Dorfes bewiesen sich täglich so eindringlich, daß ich mich zuweilen bange fragen mußte: „Ob nicht die andere Welt am Ende doch nur eine Erfindung der Dichter ist?“ Hier war ein Wunder geschehen. Mehrens' Gaststube schien aber die Ehre, die ihr ange-
tan war, nicht zu würdigen. Sie bewahrte an den Wänden keinen Schimmer von diesem jähen Einbruch des Glanzes und hatte schon ihr gleichmütiges Gesicht wiedergefunden, als das Rollen des abfahrenden Wagens noch vernehmbar war. Der älteste der Wirtssöhne zuckte mit den Schultern. Sein Lächeln befließigte sich zwar all der Nachsicht, zu der ein Christ verpflichtet ist gegenüber den Menschen, die nicht das Glück haben, Luhnstedter zu sein; es zeigte daneben aber auch die ganze Überlegenheit, mit welcher der Seßhafte auf den Fahrenden herabsehen darf.

Mich aber zog es gewaltig zu den Fahrenden hin, deren Zunft zur willkommenen Unterbrechung des dörflichen Einerlei in sehr verschiedenartigen Vertretern hin und wieder auftauchte. Schwarzhäariges, gelbhäutiges Volk mit Tanzbären und grimassierenden Affen wurde mit Hallo begrüßt und nach genossener Schau an den Dorfausgang begleitet und ohne Schmerz entlassen. Immer aber war gleich die geheime Liebe im Spiel, wenn die Fahrenden — was in den meisten Fällen zutraf — irgendwelche Beziehungen zur holden Kunst unterhielten. Es fing an mit dem struppigen Zigeuner Altenburg und seiner Klarinette, die es sich nach dem Ausspruch meiner Mutter angelegen sein ließen, in Luhnstedt von Zeit zu Zeit „de Rotten un Müüs bang to maken“. In diesen Worten lag ja nun freilich eine Anspielung auf den Rattenfänger von Hameln versteckt. Da aber die Wirkung der Altenburgschen

Musik selbst bei Ratten und Mäusen nur bis zum Bangemachen ging, so war von ihr tragische Verzauberung der Kinder nicht wohl zu erwarten. Meine Mutter durfte also von den Ratten und Mäusen ganz unbedacht-scherzhaft, rein redensartlich sprechen, ganz ohne Furcht vor dunklem Zauber. Ernst wurde die Sache, als mit Sommers Theater Paula in meinen Gesichtskreis trat.

Diese Gesellschaft — das sei gleich gesagt — ließ sich mit der dramatischen Dichtung nicht ein, führte ihren Namen aber dennoch insoweit zu Recht, als der dörfliche Sprachgebrauch alle Schauveranstaltungen ohne Unterschied in dem Wort „Komedi“ zusammenfaßt. Ob sich ein Zauberkünstler angesagt hat, ob Akrobaten, Seiltänzer, Glasfresser und Feuerspeier sich zeigen, ob die Schicksale des beklagenswerten Dreyfus vorgeführt werden, man geht in jedem Fall „to Komedi“, und für all diese verschiedenartigen Künstler gibt es nur eine Bezeichnung: „Komedimakers“. In dem Wort liegt ein gutmütiges Geltenlassen, solange Leute, die sich für unsere Kurzweil zu mühen haben, ihrer Minderwertigkeit eingedenk bleiben. Wenn sie aber vermessene Ansprüche auf höhermenschliche Bewertung erheben, zischt die Fahrenden aus dem Wort sofort der giftige Hochmut des Seßhaften an. Da liegt ja der Unterschied, der den Rang bestimmt. Vor ihm wird alles belanglos, und im Bedarfsfalle ist Emmy von Soden ebenso heillos „Komedimakersch“ wie irgendeine Seiltänzerin. Demgegenüber stand aber für mich fest, daß Paula Sommer ein Wesen höherer Art war. Dies ergab sich schon aus ihrem Leben im Wohnwagen. Überwältigend war die Vorstellung, daß man im Bett liegen, einschlafen kann im Geschwank des Wagens, unter dem Geräusch, das die malmenden Räder im Sande durchweichter Landwege verursachen. — — —

An einem hellen Märztag vergnügte mich ein Spiel mit dem Bach, der an unserm Hause vorbeifloß. Es war ein Festtag von vornherein; denn ich trug ohne zureichenden Grund Stiefel mit hohem, glanzledernem Schaft, der in der Gegend des Knöchels ein Gewirre kunstvoller Falten zeigte. Diesen Besitz kann ich mir nur so erklären, daß meine Mutter einmal wieder ihr Bedürfnis gestillt hatte, gegen den ewigen Zwang des Sparenmüssens durch einen reinen Luxuskauf sich aufzulehnen. Und daß ich an einem Wochentag in diesen Stiefeln herumstolzieren durfte, ist mir

heute noch ganz unerklärlich. Aber dieser Tag hatte es offenbar in sich, und sein verborgener Glanz schlug schon hier nach außen.

Sonst standen in diesen Frühlingszeiten im neuen Grün die ersten blühenden Buschwindröschen unerreichbar am jenseitigen Ufer der Au. Diesseits, wo man sie ohne Mühe und Gefahr hätte pflücken können, war alles kahl, wie ja denn immer das Schöne irgendwie jenseits steht. Heute konnte ich an die Blumen ganz einfach herangehen, und meine Hände hielten schon einen mächtigen Strauß. Dazu schien die Sonne fast sommerlich warm. Klarer ist der Bäche Wasser im ganzen Jahr nicht als an sonnigen Märztagen. Die Wasserlein „gullern“ über die Steine hin. Ich weiß für ihre Geräusche kein besseres Wort als dies plattdeutsche, mit dem grämliche Erwachsene das Lachen von Kindern mißbilligend belegen, wenn *sie* zum Lustigsein keinen rechten Grund sehen. Dann wollen die Kleinen wohl dem Lachen Dämme vorsetzen; aber die grundlose Heiterkeit bricht doch gedämpft immer wieder durch und wird in ihrem Kampf mit den Hindernissen zu dem eigentlichen „Gullern“, das die Großen so aufreizend albern finden. So „gullern“ im März die Wasser dem abziehenden Winter nach. Noch lassen sie nicht alle Vorsicht außer acht; denn der Grämliche kann immer noch mit einem barschen Wort umkehren und einen letzten Versuch zur Wiederaufrichtung des schwindenden Respekts unternehmen. — Die Buschwindröschen blühten, die Wasser gullerten ohnmächtig an meinen blanken Stiefeln hin, und in den Ellern lärmten die Stare. Und dann erschien Paula.

Es entwickelte sich ein Gespräch, das mir schnell zur Wonne wurde, obwohl sich da dörfliche Blödigkeit hoffnungslos mit weltläufiger Zungenfertigkeit eingelassen hatte. So war denn von einem Widerstand kaum noch die Rede, als Paula mich aufforderte, ihr meine Stiefel abzutreten. Sie mußte es wohl auf die Blumen abgesehen haben; aber es kam mir nicht in den Sinn, sie dadurch von ihrem Vorhaben abzulenken, daß ich ihr meinen Strauß überreichte. Der Hinweis auf Paulas Altersvorsprung von zwei Jahren und den entsprechenden Unterschied in der Fußgröße wäre auch wohl ohne Erfolg geblieben. Da saß ich denn unterm Ellernbusch, die Füße auf einen Stein gestellt, weil

ich meine Strümpfe weder schmutzig werden noch auch nur durchnässen lassen durfte, saß an meinen Platz gebannt, während sich Paula im Bach vergnügte. Es kam ihr — wie sich schnell zeigte — nur auf das Waten an. Vielleicht genoß sie unbewußt den Kitzel des Spiels mit einem gefährlichen Element, das Hochgefühl, mitten drin zu stehen und doch unangreifbar zu sein.

Ich weiß nicht, für wie lange Zeit die Hexe mich an meinen Stein „festmachte“. Zuletzt erschien meine Mutter und brachte eine Erlösung, die ich als solche nicht nach Gebühr würdigen konnte. Paula zog die Stiefel aus und huschte davon. Unter den eifernden Worten der Mutter kam doch etwas wie Beschämung über mich. Ich sollte mich auf meinem Stein richtig „wie Trumpf sieben“ ausgenommen haben. „Du Töffel! Du Töffel!“ hohnlachte sie. Da fiel mir zum Trost ein, daß wenigstens Jörn Sievers mich nicht in meiner beschämenden Lage überrascht hatte.

Es fehlte auch nicht an ärgerlichen Auslassungen über die „freche Deern“; aber den vollendeten Hochmut der Seßhaften konnte und durfte meine Mutter nicht aufbringen. Hatte sie nicht, einer seltsamen Lockung erliegend, als junges Mädchen im Wohnwagen der Familie Sommer gesessen, um sich von Paulas Großmutter, welche zur Harfe sang, die über vierzig Strophen des ergreifenden Sanges von „Myrtills zerfallner Hütte“ diktieren zu lassen?

Als sozusagen säkularisierter Rattenfänger von Hameln war der Zigeuner Altenburg eine durchaus lächerliche Erscheinung. In Paula aber waren noch Zaubermächte wirksam, von denen die Sage berichtet, und in diesem Mädchen begegnete der kleine Dulder auf seinem Stein am Bachrand der Kirke und den Sirenen zugleich. Wir fanden uns am nächsten Tage wieder zusammen, und wieder war es mir trotz meiner Armseligkeit vergönnt, der „hehren, der schöngelockten, melodischen Göttin“ einen Dienst zu erweisen. Der Kolophoniumvorrat der Akrobatengruppe, in der Paula mitwirkte, war so zusammengeschmolzen, daß die tadellose Exekution der Nummer als gefährdet gelten mußte. Da versprach ich, von Prahlucht und Hilfsbereitschaft zu gleichen Teilen hingerissen, dem Mangel abzuhelfen. Durch den Besitz von Kolophonium konnte ich mich der Hohen gegenüber notdürftig als auch aus künstlerischem Milieu herkommend auswei-

sen. Das fremd klingende Wort flog zwischen uns hin und her, und es befriedigte mich wohl, daß nur Eingeweihte um seine Bedeutung wissen. Jörn Sievers hätte trotz aller Kühe und Pferde vor der Forderung, Kolophonium zu beschaffen, kläglich zuschanden werden müssen. Ein wenig bange war mir doch; denn es bestand die Gefahr, zuletzt als windiger Prahler entlarvt zu werden. Aber mein Vater hatte ein Einsehen und bewilligte die Spende.

Am Abend wurde dann in Mehrens' Saal meine Verzauberung auf ihren Gipfel geführt. Akrobaten, Seiltänzer, Athleten und Schlangenmenschen vollführten lauter Wunderdinge. In der kleinen Pause zwischen zwei Nummern des Programms tat sich die seitliche Saaltür auf. In ihren Rahmen gespannt war die blauesamtene Wundernacht. Die Sterne glitzerten ganz nah. Man hätte sie von der Schwelle aus greifen können. In der Tür stand Paula. Auf dem Wege vom Wohnwagen zum Künstlerverschlag im Saal machte sie auf der Schwelle so lange halt, bis sich des entstehenden Zugwindes wegen alle Köpfe ihr zuwenden mußten. Sie hatte sich in einen sehr unscheinbaren, mißfarbenen Umhang gehüllt. Als sie aber nun einen Fuß zum Weiterschreiten vorsetzte, klaffte die armselige Hülle für Sekundendauer auseinander und ließ ein glitzerndes, silberübersponnenes, rosafarbenes Gewand wie eine unendliche Verheißung sichtbar werden. Ihre Blicke gingen so leer und gleichgültig über mich hin, als ob wir einander nie begegnet wären, und nach meinem Gefühl war das ganz in der Ordnung. So sehe ich das Mädchen noch heute vor mir stehen. Heute kann ich mir wohl denken, daß alles, dies Verweilen in der Tür, dies Klaffenlassen des Mantels und sein hastiges und fast ängstliches Zusammenraffen über dem verräterischen Spalt, von einem frühen Wissen um die Geheimnisse der Wirkung eingegeben war. Aber dem Knaben versank damals in diesem Anblick die ganze Welt. Der Saal in Mehrens' Gasthof flog durch die Unendlichkeit, und außer ihm war nichts mehr. An seine Wände stieß der Himmel mit den Sternen, aus seinen Fernen kam ein Engel geflogen, der sich auf die Schwelle niederließ wie ein Vogel auf den letzten schwanken Zweig eines Baumes. Vor dem Öffnen der Tür faltete er noch die Flügel und barg sie unter einem bescheidenen Mantel, damit der unverhüllte Anblick der

Herrlichkeit die armen Sterblichen nicht ganz blende und überwältige.

Immer in den folgenden Jahren kam im März eine Unruhe über mich, und im Warten auf Paula erfuhr ich, daß ich trotz aller Freiheit, die ich mir im Laufe eines Jahres erobert zu haben glaubte, im Grunde doch in den Hörselberg gebannt geblieben war. Als aber die sieben Jahre der Verzauberung voll waren, beobachtete ich an mir bei der Ankunft der Fahrenden eine Gleichgültigkeit, deren ich, obwohl sie mir die Freiheit bestätigte, keineswegs froh werden konnte. Ich sehnte mich vielmehr in die alte Sklaverei zurück und faßte den Entschluß, Paula zu lieben, groß und erhaben, wie es Art der *Dichter* ist, aber, da ich inzwischen Lenau gelesen hatte, selbstverständlich unglücklich. Es gelang mir auch; denn Paula war mittlerweile etwa sechzehn Jahre alt geworden, und nach blöden kleinen Jungen stand ihr nicht mehr der Sinn. Die derben Zurufe der Burschen beantwortete sie mit einem kreischenden Lachen, das mir unmöglich gefallen konnte. Sollte mir da nicht mitten im schönsten Vorfrühling die Vergangenheit als herbstlicher Wind von des „Glückes Stoppelfeldern“ herüberwehen?

Aber das Unglück hatte keinen Bestand, und in der Folge bemühte ich mich, „Komedimakern“ gegenüber doch die selbstgenügsam lächelnde Überlegenheit des Seßhaften walten zu lassen. Ihrer bediente ich mich denn auch, als Herr Professor Unruh auftauchte. Es war im Oktober desselben Jahres, am Geburtstag meines Vaters. Die Gäste hatten sich abends vollzählig zusammengefunden, Hans Vollert war mit dem Erzählen im schönsten Zuge, und fast mußte man schon auf den Sang des Gerichtsdieners Schramm gefaßt sein. Da wurden auf dem Steinpflaster vor der Haustür Schritte laut. Das Gespräch riß jäh ab, und die Versammelten sahen sich fassungslos an: „Wer kann jetzt noch kommen?“ In der Stubentür tauchte eine seltsame Gestalt auf: ein hochgewachsener, dürrer, schwarzhaariger, schwarzäugiger Mann in einem wallenden dunklen Radmantel. Jetzt riß er den gewaltigen Schlapphut vom Kopf, daß ihm die schwarzen Strähnen über die Stirn fielen. In dem Gesicht war alles in zuckender Bewegung, und nur die Spitzen des langausgezogenen schwarzen Schnurrbarts starrten unbeweglich und fast drohend in den Raum.

Die Rechte mit dem Hut vollzog die große, kreisende Gebärde einer summarischen Begrüßung der Anwesenden. „Professor Unruh“, orgelte eine tiefe Stimme, und dann ging nach einer tiefen Verbeugung über meinen ganz verstörten Vater ein endloser sonor der Glückwunsch nieder. Allgemeine Bestürzung! Was bedeutet dies alles? In mein eigenes Überwältigtsein aber mischte sich schon der Stolz; denn wieder einmal war mein Elternhaus auserkoren, Schauplatz wunderbarer Ereignisse zu sein. Wer darf sich in Luhnstedt, wer darf sich im ganzen Kirchspiel Jevenstedt der Auszeichnung rühmen, von einem leibhaftigen Professor, der um neun Uhr abends unversehens erscheint, beglückwünscht worden zu sein? Das Unerhörte wird hier Ereignis.

Meine Mutter raffte sich auf und lud den Fremdling zu Kaffee, Stutenbutterbrot und Kuchen ein, und Hans Vollert räumte den Ehrenplatz im Sofa einem Würdigeren. Es stellte sich nun heraus, daß uns die Ehre widerfuhr von einer jener zweifelhaften Existenzen, mit denen mein Onkel Johann auf seinen Musikantenfahrten Bekanntschaft schloß. Wie es sich mit dem Professortitel eigentlich verhielt, ist nie aufgeklärt worden. Da saß der Unbekannte und redete unausgesetzt, machte es aber wunderbarerweise trotzdem noch möglich, im Handumdrehen ganze Berge von Kuchen zu verschlingen. Nach getanem Werk zeigte er sich erbötig, mit einer „Probe seiner Kunst“ aufzuwarten. Er wand sich aus dem Sofa heraus und öffnete die Stubentür, die aber auf völlig unerklärbare Weise von außen sofort wieder zugeschlagen wurde. Mit dem zweiten Fremdling, der sich da, von allen unbemerkt, eingeschlichen haben mußte, geriet Professor Unruh in einen Wortwechsel, der beide nach ganz kurzer Zeit in eine gewaltige Erregung hineintrieb. Verzweifelt versuchte der Professor die Tür zu öffnen, um dem Draußenstehenden, der mit offenbaren Beleidigungen den Anfang gemacht hatte, endlich, endlich an die Gurgel zu kommen. Der Lärm wuchs von einer Replik zur andern, und unsere mißhandelte Stubentür klapperte auf eine besorgniserregende Art in ihren Angeln. Mit einem Mal war alles vorbei. Professor Unruh verneigte sich tief und weidete sich dann mit triumphierendem Lächeln an der allgemeinen Verblüffung. „Meine Herrschaften, ich gebe mir die Ehre, Sie für morgen abend zu einer großen Zauber- und Bauchrednervor-

stellung in Mehrens' Gasthof ergebenst einzuladen! Sollte Ihnen diese kleine Probe meiner Kunst gefallen haben, so bitte ich um weitere Empfehlung in Ihren Kreisen.“

Das Erlebnis war erregend genug und ließ mich lange nicht einschlafen. Ich war nun groß genug, um die Fragwürdigkeit einer Existenz wie der des Professors Unruh zu durchschauen. Und daß dieser ausgehungerte Rabe sich bei seinem Flug nach Luhnstedt zielsicher und flügelschlagend auf unsere Schwelle niederlassen durfte, erschien mir für die Familie Peters nun nicht mehr so ehrenvoll, wie ich es noch vor kurzem gedeutet haben würde. Seine werbende Darbietung war zwar ungewöhnlich genug und mußte mich am nächsten Tag noch in der Schule mit frischem Ungestüm zur Mitteilung drängen. Da mir aber als Vertreter des Publikums Jörn Sievers in den Sinn kam, legte ich einen Dämpfer bereit in dem Entschluß, als Berichtender alles mit der kühlen, überlegenen Beiläufigkeit des Seßhaften vorzubringen.

Als einen Mann, der sich um unsere Kurzweil mühte, konnte man Professor Unruh allenfalls gelten lassen. Wenn er aber von „einer Probe seiner Kunst“ faselte, so geriet er in die Anmaßung und stempelte sich zum Narren. Wer eben in die Wunderwelt der Dramen Schillers eingedrungen ist, muß sich empören, wenn Bauchrednerei den Rang einer Kunst beansprucht. Dem zweifelhaften Professor konnte die Kunst nie erschienen sein; denn sonst hätte die Würde und Höhe dieser Begegnung die „Vertraulichkeit entfernen“ müssen. Mit den stillschweigenden Vorbehalten meines Berichtes in der Schule wollte ich auch die Anmaßung treffen. Die Entlehnungen, die ich im mimischen Ausdrucksvorrat der ganz echten Luhnstedter vorgenommen hatte, bezeichneten also keinen Verrat an der holden Kunst, sondern vielmehr eine erste Besinnung auf die Strenge ihrer Forderungen. Weniger denn je war ich zur Aufgabe meiner abweichenden Wertordnung bereit. Wenn aber trotz allem in meinem Verhalten ein Rest Feigheit nicht wegzudeuten ist, so darf ich darauf hinweisen, daß dem Schwachen in der Bedrängnis die Mimikry als Mittel der Selbsterhaltung erlaubt sein muß.

Bald darauf schickte Rathmann aus Nortorf den neuen „Meyn-Kalender“. Es folgten dann, wie immer in solchen Fällen, einige

Tage des meist stillen, aber zuweilen auch lauten Kampfes um das neue Buch. Als mich mein Vater nach dem Beitrag fragte, dem meiner Meinung nach die Krone zugesprochen werden mußte, tat er es mit dem besonderen Lächeln dessen, der die eigene Wahl sicher und unwiderruflich getroffen hat. Ich zeigte schnell und bestimmt auf ein Gedicht von Gustav Falke. Mein Vater zog die Brauen hoch und sah mich etwas befremdet an. Dann schlug er eine Idylle von Ottomar Enking auf, die ihn nicht nur des Hexameters wegen an seinen geliebten „Siebzigsten Geburtstag“ gemahnen mochte: „Nein, dies hier, Junge, dies ist das Schönste!“ Vielleicht sah er in den vier kleinen Strophen von Falke doch nur mehr ein Füllsel, mit dem der Kalendermacher die verlorenen leeren Ecken schlecht und recht ausstopft. Aber ich ließ mich nicht beirren.

Früher war in der Prosa das Abenteuer schön, der Strudel wilder Ereignisse, das große Wort und die große Gebärde derjenigen, die man als „Helden“ nehmen sollte und auch sehr gutwillig hinnahm. Das Gedicht hatte überdies die Fähigkeit, diese Unerläßlichkeiten der Dichtung mit Reim und Rhythmus zu noch eindrucksvollerem Prunk zu führen. Warum war nun mit einem Male das schlichte Gedicht von Falke so schön?

„Über reifen Ähren liegt
stiller, goldner Abendschein.“

Ist denn an all den sonst hochgeschätzten außersprachlichen Dingen nichts gelegen, und soll von nun an das Geheimnis der Kunst eins sein mit dem Geheimnis der Sprache?

Es kam eine Zeit der großen Entdeckungen. In die Ummauerung meines Lebens war eine Lücke geschlagen, in der ein neuer, mächtiger Himmel mit großen und nahen Sternen sichtbar wurde. Vor diesen Hintergrund traten Gedichte, die ich bis dahin ihrer schlichten Gewandung wegen nicht beachtet hatte. Sie waren gegenwärtig und konnten noch ein wenig an die Paula erinnern, die im grau-grünen Umhang auf der Schwelle der Saaltür stand. Und wieder war es doch auch ganz anders. Denn was jetzt unter der schlichten Hülle auftauchte, war nicht billiger Flitter, sondern das lautere Gold einer höheren Welt.

Hier war ein Anfang gemacht. Langsam engte der Bereich der holden Kunst sich ein, und vieles von dem, was sich bis jetzt mit

meiner Zustimmung darin breit machen durfte, fiel unbetrauert über die Ränder ins Wesenlose. Und die Gestalt, die da in der Lücke meiner Ummauerung vor dem bestirnten Himmel stand, zeigte mir schon auch ein strengeres Gesicht. So geht es weiter, bis unfehlbar der Tag kommt, an dem der Werbende erschrickt vor dem Ausdruck der allerstrengsten Abweisung. Da fällt als Beschämung auf ihn die unziemliche Vertraulichkeit zurück, die er im Gebrauch des Beiworts verriet. Der Anruf „Du holde Kunst!“ geht ihm nicht mehr über die Lippen. Verwirrt und in sein Nichts zurückgescheucht, stammelt er noch „Du Göttliche!“ bis er ganz verstummt. Dann muß er aus großer Entfernung so lange die Gestalt in der Lücke anstarren, bis der Himmel verblaßt, bis die Sterne erlöschen, bis er da, wo einmal für ihn ein ermutigendes Lächeln erblühte, das Medusenhaupt zu sehen glaubt.

Aber immer wieder zeigt sich aus den Schlünden der Verzweiflung ein Ausweg; immer wieder befiehlt der Wille, die Vision des Medusenhauptes dem halben Wahnsinn der Entmutigung zuzuschreiben. Und immer wieder wird das Gesicht der Göttlich-Strengen in einem Lächeln *hold*.

LANDSCHAFT DER VÄTER

Luhnstedt hat sein Gesicht dem Westen zugekehrt, als blicke es dem Lauf der Luhnau nach. Auf dem Wege, der aus dem Tal der Au nach Norden führt, gelangt man bald auf die Katzheide, wo es nur ein paar verstreute, einzelne Gehöfte gibt. Als erste geschlossene Siedelung von Bedeutung findet man hier das Kirchdorf Jevenstedt; aber weil es eine Meile entfernt liegt, muß es schon als Fremde gelten. Die Zusammenhänge, in denen hier die Menschen leben, sind weiter, verwickelter, unübersichtlicher und also auch gefährlich.

Nach Süden steigt der Weg aus dem Autal empor in eine anmutige Landschaft, die einer riesigen Naturbühne ähnelt. Von allen Seiten greifen die Bondenhölzer und die ganz freien Bauernwaldungen gleich Heckenkulissen in den Raum. An jeder Biegung des Weges stellen die Waldränder mit neuen, immer reizvolleren Verkürzungen und Überschneidungen dem Blick andere Bilder hin.

Man wandert, immer in sanftem Anstieg, auch wohl eine Zeit lang am Saum eines Bondenholzes hin, bis hinter dem Forsthaus die im Vorgelände sozusagen plänkelnden Wäldchen ihr Ende finden an der geschlossenen Waldmasse, die den Charakter der Staatlichkeit in einer besonderen Stattlichkeit ihrer Bäume sehr eindringlich geltend zu machen weiß. Eine Reihe hoher, dunkler Tannen sperrt den Weg, Wachtposten vergleichbar, die durch feierliche Unbeweglichkeit den Nahenden einschüchtern, dem sie gleich sehr von oben herab den Passierschein abfordern werden.

Der Gang durch den Tannengürtel teilt dem Wanderer etwas von der Erregung mit, die einen Grenzübertritt kennzeichnet. Und wie man sich wohl wundert, daß man unmittelbar nach der Feierlichkeit der Zoll- und Paßrevision so unbemerkt und unbeargöhnt in den Alltag des fremden Landes eingehen kann, so findet man auch hinter den Tannen das Gleichgewicht der Seele bald wieder. Aber man ist nun doch in der Fremde.

Die Feierlichkeit der Postenkette freilich übernimmt das La-

ger nicht. Der schmale, immer noch steigende Weg schlängelt sich hin, scheint mit jeder Biegung zu enden, bis er im allerletzten Augenblick und immer überraschend ein weiteres Stück freigibt. Man kann wohl glauben, daß sich der Wald hinter dem Wanderer wieder schließt, wie er sich vor ihm für das Bedürfnis des Augenblicks öffnet. Wie Soldaten sind die Bäume, die dem Fremdling eine Gasse durch das Lager freigeben. Sie stehen an den beiden Rändern der Gasse aufgereiht. Sonnenflecken, die sich im beschatteten Sand des Weges haschen, sind wie wohlgemeinte Soldatenspäße, die dem Vorübergehenden zugeworfen werden. Der Wanderer lächelt dazu, und doch ist ihm etwas beklommen zumute. Dies ist trotz allem schon die Fremde, und jenseits des Waldes, in Nindorf, ist die Welt dem Luhnstedter irgendwie verwandelt.

Der Forst beschreibt einen weitgeschwungenen Bogen, so daß der Luhnstedter auf seinem Wege gegen Osten nach einer kleinen Stunde wieder am Waldrand steht. Und auch hier beginnt hinterm Forst, in Brammer, die fremde Welt. Die Wälder müssen sich eine zauberdunkle Macht des Trennens bis tief in die aufgeklärten Zeiten hinein bewahrt haben.

Es hat gewiß auch große Bedeutung, daß Nindorf und Brammer außerdem anderen Kirchspielen angehören. Was nun die Dörfer desselben Kirchspiels eint, ist weniger die gemeinsame Kirche als vielmehr der gemeinsame Friedhof. Die Toten zeugen für die Lebenden, und von zwei sonst gleichwertigen Bewerbern um eine Sache verdient der den Vorzug, dessen Vater oder Großvater auf dem Jevenstedter Friedhof gleich links vom großen Quersteig liegt. Kennt man von einem Menschen die Leichensteine seines Geschlechts, so gibt ihm das allgemeine Vertrauen unbesehen einen Vorsprung, den der unbeglaubigte Fremde nur durch streng überwachte und langwierige Anstrengungen aufholen kann. Der Friedhof ist ja nicht der Ort der unstörbaren Ruhe, auch nicht die Stätte der Verwesung, sondern die Unterwelt, in der die Toten ein anderes, ein im Sinne der Oberwelt vielleicht gemindertes Leben führen. Die Unterwelt ist mit Hauptwegen und Nebensteigen eingeteilt wie der Friedhof selbst, und überall ist Bewegung. Die guten Freunde besuchen sich bei Tage und haben ihre Gespräche wie einst, und am Abend strek-

ken sich alle in ihre Särge, und die Eheleute liegen nebeneinander und beraunen in friedevoller Zwiesprache das vergangene Leben nicht anders als vormals einen beendeten Arbeitstag. Sie unterbrechen ihr Gespräch und horchen, ob der Atem der Kinder, die zu ihren Füßen ruhen, friedlich geht. Man denke sich einmal das Gedränge unter einem Grabhügel, auf dem die Kränze noch frisch und die Inschriften der Schleifen vom Regen noch nicht verwaschen sind! Ach, die *Ruhe* der Toten! Immer müssen die Neuangekommenen berichten, endlos Auskunft geben. Viele Tage und Nächte hin ist um ihre neue Wohnung das Gedränge von Besuchern auch aus den entlegensten Ecken des Friedhofs, und immer drängen andere Stimmen sich eifervoll vor mit dem Ruf: „Erzähl von den Unsern!“

Das geheime Wissen um die Vorgänge im Totenreich steigt den Lebenden bei Nacht aus Abgründen des Traumes ins Bewußtsein empor, und mit einem kleinen Rest behauptet es sich dort für das weitere bewußte Leben. Johann Kleen teilte mir einst aus solchem traumgeborenen Wissen mit: „Also ich träume, mußt du dir denken! Ich gehe im großen Trupp mit den Leuten aus allen Dörfern des Kirchspiels die Straße zum Kirchhof rauf. Es ist da schwarz voll von Menschen; aber man braucht sich darüber nicht zu wundern. Du wunderst dich ja überhaupt im Traum über gar nichts weiter. Am Tag der Toten ist immer großes Gedränge, war ja in all den Jahren nicht anders. Es ist immer dasselbe: die Leute tragen schwer an Körben. Die Braumbier- und Kaffeeflaschen strecken ihre Hälse unter den Korbdeckeln heraus. Es ist wie in der Heuernte, ungefähr so, als habe der liebe Gott befohlen, die große Himmelswiese müsse nun unter die Sense. Und nun sind alle Leute aus dem Kirchspiel Jevenstedt unterwegs, damit die Mäher auch was zu leben kriegen. Und als ich mir darüber noch so meine Gedanken mache, da sehe ich, wie Timm Treede so minnachtend an mir runterkuckt und dabei grient. Du kennst ihn ja und kennst auch dies Grien. Ich kriege einen Schreck, kucke an mir runter und denke noch: Was hat der niederträchtige Kerl zu grien? Da weiß ich auch schon Bescheid. Ich trage da ein paar armselige Mettwurstbutterbrote in ein rotes Taschentuch geknotet, und er schleppt an einem richtigen Kartoffelkorb. ‚Hungriger Kram da in eurer Haushaltung!‘ denkt Timm

Treede und grient mich unverschämt an. Und als ich noch grüble, wie ich mich mit den paar Butterbrotten vor unsern Leuten vertheidigen soll, da jankt auch schon die eiserne Pforte in ihren Hängen — du kannst dir das ja vorstellen! Wir sind auf dem Kirchhof, und da sitzen sie denn auch richtig schon auf ihren Leichensteinen und warten. Welche sind schon tüchtig bei zu essen. Ich schäme mich natürlich sehr und will man schnell machen, daß ich zu unsern Leuten komme. Kucke auch steif geradeaus, gebärde unbekannt und will gar nicht erst einen Schnack anfangen. Aber Jochen Wittmaack hat mich natürlich schon von ferne klug gekriegt. Jochen sitzt da im blauweiß gestreiften Überhemd so auf seinem Stein, wie er sonst am Sonntagnachmittag vor der Tür saß. Als ich herankomme, steht er auf, kommt vor bis an die Eisenstange und sagt ganz kläglich: „Mensch, Johann, hast du nichts von unsern Leuten gesehen? Ich bin doch so hungrig; ich kann es rein gar nicht mehr aushalten. Gib mir man erst mal von deinem Brot! Wenn unsere kommen, kriegst du es wieder.“ Was soll ich da machen? Jochen greift auch schon nach dem Bündel, tüdert es auf und beißt sofort in eine Brotschnitte hinein. Seiner Lena, die still auf ihrem Stein sitzen geblieben ist, reicht er auch ein Stück, und dabei sagt er: „Prüfe mal die Mettwurst! Ja, im Wurstmachen ist dir Johann seine Anna immer übergewesen.“ Da denke ich an meine Anna, die etwas weiter runter auf ihrem Stein sitzt und auch Hunger hat und auf mich lauert. Mit dem kommt Hans Rohwer schon mit seinem leeren Korb zurück, lacht und sagt zu mir: „Junge, mach zu! Anna ist schon ganz giftig. Eben sagte sie zu Stine Hansen, die da neben ihr liegt: Mein alter Quasselbüdel, sagte sie, hat sich natürlich wieder irgendwo festgeschnackt.“ Da steckt Jochen gerade den letzten Happen von meinem Mettwurstbrot in den Mund, wischt sich den Bart und reibt sich die Hände, und ich war nun so in der Kneife, daß ich mit Herzklopfen aufwachte.“ — — —

Es können aber immer nur die letzten Toten eines Geschlechtes auf solche Weise noch in das Leben der oberen Welt hineinwirken, und Johann Kleens Träume vermögen die Leichensteine des Jevenstedter Friedhofs nur so weit zu bevölkern, als ihm die Menschen, die darunter ruhen, im Leben noch begegnet sind. Die Kette der Ahnen reißt den meisten beim Großvater schon ab.

Selten trägt einer das Bild des Urgroßvaters im Gedächtnis. Die Angehörigen so versunkener Zeiten kommen am Tage der Toten nicht mehr auf die Oberwelt; sie haben sich in ein tiefergelegenes Tal der unteren Welt zurückgezogen. Bauern waren sie, die in den Gang des großen Weltgeschehens nicht eingegriffen haben und deren Namen und Taten darum im Buch der Geschichte nicht verzeichnet stehen. Bauern waren sie, die da pflügten und säten, ernteten und droschen, die zeitloses Bauernwerk taten und darum der Zeit entfielen. Das Gestein der Geschichte, zu dem die fließende Zeit erstarrt, bewahrt an seinen Kluftwänden keinen Abdruck ihrer Gestalt. Im Kirchspiel Jevenstedt faßt sich dem lebenden Vertreter eines Geschlechts die Vergangenheit meistens im Großvater zusammen.

Vier oder fünf Dörfer des langgestreckten Pfarrbezirks taten sich in alter Zeit schon zu einer engeren Gemeinschaft zusammen, in der alle Verhältnisse immer übersehbar bleiben. Eheschließungen schossen in diesem engen Raum unablässig hinüber und herüber, und immer engmaschiger wurde das Netz der Verwandtschaft, das die Menschen zusammenhielt und absonderte. Man glaubte, das Leben gegen jeden Einbruch des Unberechenbaren und Abenteuerlichen abgedichtet zu haben, und im Zweifelsfalle konnte man von den Grabsteinen in Jevenstedt entscheidenden Rat ablesen.

Die verbündeten Dörfer liegen im Westen von Luhnstedt, und der Weg in Freundesland folgt dem Lauf der Luhnau. Der Betrachtung ihres Gesellschaftslebens und der Erdoberfläche haben die Menschen früh das Gesetz abgewonnen, daß die Wälder auf den Gebirgen trennen, die Ströme in der Ebene aber verbinden. Jedes anständige Gesetz muß auf allgemeine und unverbrüchliche Gültigkeit halten, und so erwies sich in der Landschaft meiner Jugend auch dieses noch so weit wirksam, als es von ihm nach einer gewaltigen Verkürzung der Maße billig gefordert werden durfte. Denn was bei uns stellvertretend Gebirge sein muß, klimmt im Süden, hinter Nindorf, bis zur Höhe von 82 Metern empor, während im Osten dem wetteifernden Hanradesberg bei 76 Metern der Atem vollkommen ausgegangen ist. Und die Luhnau ist trotz aller Schönheit und der Mannigfaltigkeit ihres pflanzlichen und tierischen Lebens dem unbefangenen Betrachter doch wohl

nur ein kümmerliches Rinnsal, das er, falls ihm an der Verhöhnung eines unschuldigen Baches gelegen sein sollte, wie beiläufig hin und her überspringen kann. Vielleicht sind auch im Süden und Osten die schweigenden Wälder darum so hoch und unbedingt abschließend aufgewachsen, weil das Mißtrauen der Luhnstedter sie düngte. Ihr Vertrauen aber kluckert mit den Wasserlein der Luhnau geschwätzig dem Westen zu.

Dem Osten ist das Mißtrauen in besonderer Weise zugewandt. Holtdorf bleibt noch ausgenommen; denn es ist nur zwei Kilometer entfernt und liegt diesseits des Geheges. Außerdem ist der Boden dort besser als in Luhnstedt, und die Bauern haben entsprechenden Rang. Hinterm Walde, in Brammer, tut man gut, das erwachende Mißtrauen noch zu verbergen hinter Achtungsbezeugungen, zu denen der Besitzstand der Bauern zwingt. Aber dann kommt Bokel, armselig im Sand der Heide gelegen, das Dorf der Buchweizenbauern, die der göttlichen Weltordnung nicht acht haben insofern, als sie ihren Wohnort „Baukel“ nennen und überhaupt jedes lange „o“ in ein „au“ verwandeln. „In Baukel gaht de Kinner to Schaul.“ Mit solchem Kauderwelsch richtet ein Dorf sich selbst.

Den Bewohnern der weiterhin folgenden Dörfer kann ein freier Luhnstedter je nach seiner Gemütsart nur noch Verachtung oder Mitleid zuwenden. Wir kommen nämlich nun in die Begüterung hinein, wo das Blut nicht mehr so ebenmäßig sächsisch ist, wo ihm in früherer Zeit mancher Tropfen einer anderen, dunkleren, östlicheren Herkunft und musisch-bewegterer Art zugemischt wurde, wo der Graf von Reventlow-Criminil wie ein Halbgott Umritt hält. Vor ihm sinkt das würdelose Geschmeiß demütig in den Staub, und noch da, wo die Bauern den Sklavenstrick des Pachtverhältnisses endlich zerreißen und frei werden konnten, weisen doch sanftere Sitten und verbindlicheres Wesen auf die alte Abhängigkeit schimpflich zurück. Sie sind in harter Schule gründlich gezähmt worden, während der freie Luhnstedter einen Rest alter Wildheit mit Stolz bewahrt.

Diesen verdächtigen Bezirken des Ostens nun entstammte mein Vater. Wenn mein Bruder und ich uns in den Knabenjahren zum Besuch des Großvaters auf die dreistündige Wanderung begaben, so erwarteten uns mancherlei Abenteuer. In Holtdorf und Bram-

mer konnte es wohl geschehen, daß wir die Straße von wildentschlossenen jugendlichen Kriegern gesperrt fanden: „Wat wöllt ji hier? Wöllt ji wat an de Snuut?“ Da ich noch ein sehr kleiner Knabe von friedfertig-träumerischer Gemütsart war, stand ich diesen Ausbrüchen einer vermeintlich reinen Bosheit fassungslos gegenüber. Aber es geschah uns ja kein Harm, und den Holtdorfer und Brammer Jungen lag wohl nur daran, auf das immer noch bestehende Fehderecht der Freiegeborenen in einprägsamer Weise hinzudeuten. Dagegen kam es in Bokel schon vor, daß uns aus einem Garten ein freundlich lächelnder Junge anrief: „Wöllt ji'n Appel hebben?“ Und in Vollstedt vollends, im Herrschaftsbereich des Grafen von Reventlow-Criminil also, wurden wir von der Dorfjugend mit Ehren empfangen und als willkommene Gäste wertgehalten. Ein ganz echter kriegerischer Freidörfler hätte die Vollstedter um ihrer Friedfertigkeit willen gelinde verachten müssen. Meinem Herzen aber taten die milderen Sitten sehr wohl.

Zwischen Brammer und Bokel führten verwirrende Richtsteige durch Heide und urweltliches Bruchland. Ich weiß sehr wohl, daß dort ein Bezirk von besonderer Wildheit und Weltabgeschiedenheit in einer guten Viertelstunde zu durchqueren ist. Aber immer wieder dehnt die Erinnerung an Kindheitswanderungen zum Großvater den bescheidenen Raum wider alles bessere Wissen ins Riesenhafte. Stundenlang streiften wir durch die Steppen Nordamerikas. Hier gemahnte nichts mehr an die geduldige Arbeit sesshafter Menschen, und die schmalen, halbüberwucherten Steige rührten von streifenden Jägern her, Weißen und Roten. In jedem Augenblick konnten aus dem Dickicht Indianer hervorbrechen. Aber diese Möglichkeit war keine Störung des Wanderbehagens dem, der sich allen Gefahren gewachsen wußte. Obwohl ich noch vor einer halben Stunde in Brammer schlotternde Angst ausgestanden hatte, war doch dieses Erlebnis nun schon ganz versunken, und von dorthier konnte keine Beschämung mir den hohen Mut dämpfen.

Der große Bruder Christian, fünf Jahre älter als ich, erlegte auch wohl mit Sachkunde eine Kreuzotter. Ich sah dem Kampf mit dem Drachen aus großzügig bemessener Entfernung zu. Gewiß lag es mir fern, den Ruhm des Bruders zu schmälern. Ich

bewunderte ihn sogar mit Ausschweifung. Aber wenn nun nach vollbrachter Tat Hochgefühle an mein Herz pochten, wie sie Siegfried und dem Ritter Sankt Jürgen gekommen sein müssen, hätte ich sie da mit dem Hinweis auf meine Untätigkeit während des Kampfes abweisen sollen? Ich öffnete ihnen die Tür weit.

Es besteht kein Zwang, von Brammer her Bokel auf dem Umweg über die Steppen des wilden Westens zu erreichen. Man kann auch den Sandweg wählen, der am Richtplatz vorbeiführt. An einem leuchtenden Sommertag hat das nicht die geringsten Bedenken; da ist der Schauer vor dem Ungeheuerlichen nur eine besondere Würze der Wanderlust. Hier irgendwo ist es geschehen. Hier hat ein Handwerksbursche seinen ahnungslosen Wandergefährten um einer armseligen Barschaft willen erschlagen und ihn dann im Graben hinter einem Brombeerendickicht obenhin verscharrt. Die Stelle kann keiner mehr genau bezeichnen, und darum stehen wir da still, wo am Wegrand die Brombeere besonders üppig wuchert, und meinen, hier könne der Tote wohl gelegen haben, und ein Schauer greift mir ans Herz. Und hier nun ist der Richtplatz: ein dreieckiges Stück Ödland, heidebewachsen, vom Weg und den Wällen zweier Koppeln begrenzt. Da ist dem Mörder das Haupt abgeschlagen worden. Dies alles lautet wie eine Mär aus der Vorzeit, und doch stand einst in der Menge, die zum Genuß des erbaulichen Schauspiels herbeigeeilt war, auch unser Großvater, zu dem wir auf dem Wege sind. Aber die Zeugenschaft seiner Augen hilft uns wenig, und wenn wir ihn auch heute wieder nach *Näherem* fragen, so wird er – wie immer – belehrend hervorheben, daß jede Untat ans Licht kommen muß, im übrigen aber sagen, daß er sich abwandte, als der Henker das Beil hob. Damit weicht dann alles in die *Ferne* zurück.

Wir bleiben am Richtplatz nicht stehen; wir betreten dieses Unland nicht; es treibt uns nicht, den Ort zu suchen, wo vermutlich das Blutgerüst stand. Schweigend gehen wir vorbei, den unheimlichen Ort mit scheuem Auge streifend, und vielleicht haben sich unsere Schritte unmerklich beschleunigt. Auf den angrenzenden Koppeln wächst das Getreide, nicht üppig zwar, aber doch treuherzig, wohlgesinnt und nach bestem Vermögen. Der Richtplatz aber liegt wüst. Die Menschen ahnen wohl, daß er

verflucht ist, daß ihnen dieser Acker hinfort sein Vermögen nicht geben darf, weil er sein Maul auf tun mußte, um Kains verruchtes Blut zu empfangen.

Das Erlebnis des Vorbeigehens am Richtplatz zieht durch die erbangende Kinderseele; aber es nistet sich dort für heute nicht ein. Wir sind nun in der Heide zwischen Bokel und Vollstedt. Vor dem herben, kräftigen Geruch, der sommers aus grell und prall besonnener Heide aufsteigt, verfliegt der faulige Blutdunst über der Stätte des Mordes und seiner Sühne. Selige Sommerstille erstickt unter ihrem seidigen Gespinnst die Klänge des Armesünderglöckleins, und wenn die Stille zerrissen wird, so geschieht ihr das nicht vom Gekrächze der Raben am Hochgericht, sondern vom Jubel der Lerchen.

Auf solchen Wanderungen gab mein Bruder erzählend an mich weiter, was er sich lesend zugeeignet hatte. Ich staunte andächtig zur Höhe seiner Belesenheit empor, die ihr Besitzer insofern zuweilen ein wenig mißbrauchte, als er mich durch einen Gutschein auf Geschichten zu allerlei langwierigen Dienstleistungen nötigte, denen er oft erst nach wiederholtem und stürmischem Mahnen kurz und unzureichend die Einlösung folgen ließ.

Den Belehrungen des Älteren verdanke ich bedeutungsvolle Aufhellungen eines unklaren Bildes der Welt. An einem Abend, als wir in unserer dunklen Kammer vor dem Schlafen noch von vielen Dingen des bunten Lebens flüsterten, traf mich eine ganz beiläufige und gar nicht auf besondere Wirkung berechnete Anmerkung über lebende Dichter mit überirdischer Gewalt. Bis zu diesem Augenblick waren für mich die Dichter Menschen einer gesteigerten Art, Angehörige des versunkenen Heroenzeitalters. Und wie es trotz des gewaltigen Karl Abs in Hamburg keinen Herkules und keinen Siegfried mehr geben kann, so wird auch keinem Sterblichen mehr die Geistesmacht eignen, die zum Dichter macht. „Heute leben auch Dichter, und es werden immer neue geboren“, wiederholte mein Bruder, seine erste Aussage bekräftigend. Er sprach ein wenig mitleidig-herablassend, war aber doch gewiß sehr stolz, mit so schlichten Selbstverständlichkeiten ein viel tieferes Staunen hervorrufen zu können als mit den verwirrendsten Märchen. In mir war eine Verwandlung vorgegangen. Das Bild der Welt erschien mir näher und verstandesklarer und war

doch zugleich seliger entrückt und in einen magischen Dämmer getaucht. Das Leben war mir plötzlich wie geweiht, unser Ausgeschlossenensein von wahrer Größe weniger hoffnungslos. Ich selbst wurde mir werter bei dem Gedanken, Dichter als Zeitgenossen zu haben. Wenn ich auch ihrer einem nie begegnen konnte, weil es aus meinem Dorf in ihre Welt keinen Zugang gab, so war doch an dieser schönen Verwandlung der Welt nichts mehr zu ändern. Einen unbewußten und dunkel nur empfundenen Mangel konnte ich plötzlich benennen; aber derselbe Augenblick, der ihn mir solcherart auf die Seele wälzte, nahm ihn auch schon mit der Gewalt jäh gewachsener Erkenntnis hinweg und machte ihn wesenlos. Da war die Welt vollkommen.

Von Dichtern ging auch die Rede, als wir zwischen Bokel und Vollstedt über die Heide wanderten. Vor uns im Osten steigen die bewaldeten Höhen auf, durch welche dort die seenreiche, parkartige Landschaft des östlichen Holsteins mit adelsstolzer Entschiedenheit von der armseligen Geest abrückt. Dort liegt, nicht mehr fern, das Emkendorfer Schloß, wo einst Dichter aus- und eingingen, die Brüder Stolberg, Matthias Claudius und andere, wo einmal sogar Goethe erwartet wurde. Wenn man am Schloß vorbei unter den königlichen Bäumen der großen Allee auf Westensee zuwandert, so kann es einen mit einem Male durchschauern: Diese Stelle des Bodens hat einst vielleicht auch Klopstocks Fuß berührt. Was immer auch die ganz echten Luhnstedter zum Preise ihrer alten bäuerlichen Freiheit vorbringen mögen, die Wege und Redder ihrer Gemarkung hat nie eines Dichters Fuß geweiht. Und weil mein Vater in der Nähe Emkendorfs seine jungen Jahre verlebt hatte, schien mir unser Geschlecht, ob es gleich nur bescheidene Handwerker hervorbrachte, doch seinen kleinen Anteil zu haben an einem Adel, der nicht äußerlich auf den Namen des Grafen von Reventlow-Criminil sich gründet, sondern auf das Wirken des Geistes.

In Vollstedt, zwanzig Minuten nur von Emkendorf entfernt, endete unsere Wanderung. Wir begrüßten den Großvater, der uns aus sehr klaren grauen Augen erfreut und etwas schelmisch anlachte. Ein weißer Kranzbart umgab Wangen und Kinn. Bei aller Ehrwürdigkeit war er uns doch ein vertrauter Freund. An diesem Tage sahen wir die Sonne unter einen fremden Horizont

herabsteigen. Im Abenddämmer standen wir noch einen Augenblick am Scheunentor, warfen auch wohl noch einen Blick in die erstaunliche schwarze Tiefe des Vollstedter Soots. Dann kam im Gastbett der Schlaf schneller und herrischer als sonst.

Ja, der Großvater mußte uns als der Ahn gelten, weil von den Böttchern Peters, die seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der kleinen Stadt Nortorf ansässig waren, doch gar zu wenig überliefert ist. Der Großvater dieses Großvaters ist im Winter von 1813 auf 1814 eines Todes gestorben, der nicht ganz natürlich war und gar mit den Zügen der in Schleswig-Holstein noch heute vielberedeten Kosaken unmittelbaren Zusammenhang gehabt haben soll. Die Familienüberlieferung will wissen, daß der Böttcher Peters, als in Nortorf höchst beunruhigende Gerüchte über das Anrücken der Kosaken von Neumünster her laut wurden, sein Pferd sattelte und ausritt, um Gewißheit zu erlangen. An einer Wegbiegung wäre er beinahe in die Vorhut der fremden, wilden Krieger hineingeritten. Die Reiter riefen ihn mit unverständlich rauhen Lauten an, und als er sein Pferd zur Flucht wandte, schickten sie ihm erst ein paar Kugeln nach und nahmen dann die Verfolgung auf. Er entkam ihnen aber, brachte den Mitbürgern warnende Gewißheit und ging ohne Verzug daran, seine Kostbarkeiten zu vergraben: eichene Bohlen und Silber-sachen. In der folgenden Nacht hat dann ein Herzschlag sein Leben beendet.

Die Geschichte klang sehr schön, war aber durch keinerlei Urkunden bezeugt, und ich glaube auch, daß die Peters diese Sache auf sich beruhen ließen in der vielleicht nicht unbegründeten Befürchtung, der grelle Scheinwerfer der historischen Forschung könne im ahnungsvoll verdämmernden Raum der Legende verhängnisvolle Wirkungen haben. Ich stellte über die alte Geschichte sehr herzstärkende Betrachtungen an. Mit Luhnstedt verglichen, war Nortorf eine volkreiche Stätte brandenden Lebens, und wenn dort in einer für das Gemeinwesen sehr ernsten Stunde der Ruf nach einem Mann der kühnen Tat ertönt, so braucht man sich nicht mit dem erstbesten zu bescheiden; denn es stehen viele zur Wahl. Der Böttcher Peters muß demnach entweder im Ort der Mann eines wohlverdienten allgemeinen Vertrauens gewesen sein, oder auch: die Höhe der Stunde hat ihn

jäh zu sich emporgerissen, so daß der sonst wenig Beachtete plötzlich als von allen Männern der Beherztste an der ersten Stelle stand. Vielleicht war er auch für diese Tat vorbestimmt durch den Besitz eines besonders leistungsfähigen Pferdes.

Der vergrabene Silberschatz ist nie wieder ans Licht gekommen. Ja, auch wir Peters hatten einst in der Familie einen Mann, der — wie es in düstern Geschichten feierlich lautet — „sein Geheimnis mit ins Grab genommen hat“. Es klingt gut, vom vergrabenen und bis heute unaufgefundenen Silberschatz der Familie zu reden, wenn auch nur ein paar Löffel verlorengegangen sind.

Ich ließ aber diesen Vorfahren um so williger in seinem halbmythischen Licht stehen, als ich das Auftauchen eines Peters auf der welthistorischen Bühne trotz der Bescheidenheit seiner Rolle im innersten Herzen doch als eine Ungehörigkeit empfinden mußte, als eine Vermessenheit, die uns nicht wohl ansteht. Der wirkliche Ahn blieb doch unser Großvater in Vollstedt.

Der hatte Nortorf verlassen und sich 1847 im Emkendorfer Gutsbezirk angesiedelt. Wenn man von Eintragungen in die Kirchenbücher absehen will, so trat mit ihm erst die Geschichte der Familie in das Zeitalter der urkundlichen Beglaubigung, und aus dem Jahre 1847 konnte er ein Schriftstück vorweisen, das in meinen Augen großes Gewicht hatte: „Wir, Christian der Achte, von Gottes Gnaden König zu Dänemark, der Wenden und der Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg etc. etc. Thun hiemit kund, daß Wir, auf gesehenes alleruntertänigstes Ansuchen concedieret und bewilligt haben, wie Wir auch hiemit und kraft dieses allergnädigst concedieren und bewilligen, daß

JÜRGEN CHRISTIAN PETERS

das Böttcherhandwerk in dem adeligen Gute Emkendorf gegen Erlegung einer jährlichen Recognition von zwei Reichsbankthalern ungehindert treiben und sich und den Seinigen dadurch den nötigen Unterhalt zu erwerben suchen möge.“

Auf Dinge, die „urkundlich und unter Unserem vorgedruckten Königlichen Insiegel“ vorliegen, läßt sich das Selbstbewußtsein verlässlicher gründen als auf unsichere Erzählungen aus grauer Vorzeit. Adeln nicht diese Sätze, deren Gang halb altmodischgeziertes Trippeln, halb majestätisches Schreiten ist, ein wenig

auch den Namen des schlichten Bürgers, den sie in ihre Mitte nehmen? Und darf sich der Enkel dieses Mannes nicht auch gesichert fühlen in der Obhut einer Tradition? Eine Luhnstedter Vollhufe ist sicher nicht nur der Achtung, sondern sogar der Bewunderung würdig. Dennoch ist ihre Vererbung vom Vater auf den Sohn gewiß immer sang- und klanglos und ohne alles Aufgebot feierlicher Worte vonstatten gegangen, während der König von Dänemark sich höchstpersönlich bemühen mußte, wenn die Angelegenheiten des Böttchers Jürgen Christian Peters zur Entscheidung standen.

Er hat dem Handwerk und der Bestellung seines Ackers und seiner Wiese redlich obgelegen und solcherart für sich und die Seinigen den nötigen Lebensunterhalt erworben. Die Gemeinde betraute ihn seines klaren Verstandes wegen auch mit allerlei Ehrenämtern. Nun ist er achtzig Jahre alt und genießt den Feierabend seines Lebens.

In früheren Jahren war unser Großvater in der nahen und weiteren Umgebung seines Wohnortes berühmt als Pferdedoktor, womit er den Hufschmieden ein wenig ins Gehege kam. Das „wissenschaftliche Rüstzeug“ für diese Tätigkeit hatte er sich in jungen Jahren auf Laaland und später in der Schule eines Schäfers erworben. Dieser Schäfer vererbte ihm auch ein handgeschriebenes Heft, in dem die Heilmittel und ihre Zubereitung verzeichnet standen. Der Uneingeweihte hätte wohl Grund gefunden, in dieser Handschrift den Nachlaß eines Adepten der schwarzen Magie zu vermuten. Die Dinge, die da zusammengebraut werden sollten, stanken schon aus den Schriftzügen der Rezepte zum Himmel. Mit der Anwendung dieser höllischen Vorschriften, die der finstere Aberglaube diktiert zu haben schien, muß es in der Praxis des Großvaters denn doch gehapert haben; denn er ging sein Leben lang dem Aberglauben, wo immer er ihm begegnete, ungestüm zu Leibe. „Dat geht all natürlich to!“ Dies Wort war etwas wie die Losung seines Lebens. Und doch mußte er zuweilen mit dem Übel paktieren, dort nämlich, wo er ohne das Gebaren des Magiers kein Vertrauen fand. Dann bewog ihn — wie schalkhafte Geschichtchen bezeugen — das Erbarmen mit der gequälten Kreatur zu einer auf den besonderen Fall befristeten Hintanstellung seiner Grundsätze, dann führte er aber-

gläubische Bauern unter Anwendung von Faxen verschmitzt auf die Wege des gesunden Menschenverstandes. In solchen Fällen schwang er dann wohl den vergilbten und verfleckten literarischen Nachlaß des Schäfers als Schibboleth.

Rationalistische Zeiten bringen immer eine Hochblüte der Pädagogik, und so war denn auch der Großvater als echter Nachfahre der Aufklärung eine durchaus lehrhafte Natur. Aus seinem Leben berichtete er mit Vorliebe Ereignisse, die seinen Grundsatz: „Dat geiht all natürlich to“ bewiesen. Möge er also eine dieser Geschichten noch einmal erzählen! Ja, das war in einer Nacht vom Sonntag zum Montag, da klopft es an das Schlafstufenfenster. Ich fahre hoch und frage, was los ist. „Christian Peters“, höre ich sagen, „ob Er man nach Eisendorf kommen wollte, da ist unsere braune Stute krank.“ Ich ziehe mich also an und gehe raus. Da steht ein Knecht, er ist beritten und hat auch für mich ein Reitpferd mitgebracht. Wir steigen auf und setzen uns in Trab. Den Knecht da kenne ich wohl; er ist sonst ein ganz schnutiger Bengel. Aber heute nacht hat er gar nichts zu Kauf und gibt sehr kurze Antworten. Aha, denke ich, dem ist jetzt schon spökelig zu Sinn. Zwischen Großvollstedt und Mühlendorf müssen wir nämlich durch eine Sandkuhle reiten, und da spukt es. Das wissen alle Leute, und dagegen ist gar nichts zu sagen. Na, ich will ihn denn ja beruhigen und sage ihm, was ich von Spökelgeschichten halte. Sieh mal, mein Junge, dat geiht all natürlich to. Er knurrt denn auch was in den Bart, womit er mir wohl Beifall geben will; aber ich merke doch, daß ich nichts ausrichte. Anderswo mag sich das Unheimliche aufklären; aber die Sandkuhle zwischen Großvollstedt und Mühlendorf ist ein hoffnungsloser Fall. Da spökelt es ganz gewiß.

Weildessen hatte ein kleiner Fisselregen angefangen. Hinter Großvollstedt sagte mein Knecht kein Sterbenswort mehr. Nun mußte es denn ja auch gerade so hinkommen, daß wir in der Geisterstunde an die Spökelstelle kamen. So, nun war es so weit! Wir biegen in die Kuhle ein, und da sind die Geister denn auch schon versammelt. Mein Knecht schreit leise auf, und ich kann mir denken, wie ihm unter der Kappe die Haare zu Berge steigen und wie ihm die kalten Gräsen über den Rücken ziehen. Unsere Pferde werden unruhig, fangen an zu schnauben und steilen sich

hoch. Nichts ist von drüben zu hören; aber die Geister, die da in einer langen weißen Reihe den Weg sperren, kommen langsam näher. „Was kann das bloß sein?“ denke ich. Mit einem Mal schlägt es mich durch, und nun weiß ich Bescheid. „Deerns“, rufe ich, „laßt die Röcke herunter; ihr macht uns die Pferde bange.“ — „Ja, ja“, klingt es von drüben, und dann ist der Spuk verschwunden. Mir war nämlich eingefallen, daß es in Mühlendorf an dem Abend was zu tanzen gegeben hatte. Nun kamen die Großvollstedter Deerns von da zurück. Des Regens wegen hatten sie ihre Kleiderröcke über den Kopf genommen und kamen nun in ihren weißen Unterröcken daher. Siehst du wohl, mein Junge, sagte ich zu dem Knecht, merke dir das: „Dat geiht all natürlich to!“

Dennoch habe ich jetzt den begründeten Verdacht, daß der Großvater um der erziehlichen Wirkung willen die Unbeirrbarkeit und Selbstsicherheit seiner Haltung durch sozusagen schauspielerische Mittel augenfälliger machte. Er hatte um sein Leben aus wohlbehauenen Verstandesgründen einen Ringwall aufgetürmt, und seine beruhigenden Reden von der unbedingten Friedfertigkeit der draußen wirkenden Mächte klangen immer ein wenig wie vom Wehrgang herunter. Am Ende wird unter solchen Umständen sogar ein Kind mißtrauisch, weil ihm die Burgbefestigungen zu der behaupteten Friedfertigkeit der Welt denn doch im Widerspruch zu stehen scheinen.

Ja, der Großvater hat vom Wehrgang aus das verdächtige Gesindel im Vorgelände herumschleichen sehen. Mein Vater erzählte mir später, daß der Ahn vor Erwachsenen zuweilen seinem lauten und breiten Wort: „Dat geiht all natürlich to“ leiser und einräumend ein anderes folgen ließ: „Dat gifft wat in de Welt!“ Da haben wir, zur Formel verkürzt, Hamlets Erkenntnis, daß gewisse Dinge über die Schulweisheit hinausgehen. Wie hätte Christian Peters seinen streitbaren Rationalismus auch aufrechterhalten sollen gegenüber einer Erfahrung, die er einst an seinem Dorfgenossen Peter Tanck machte? Die beiden Männer, gute Freunde seit je, gingen einmal am späten Abend durch das Dorf und führten arglos ihr Gespräch von den Dingen des Alltags. Plötzlich — es war vor der Einfahrt auf einen Bauernhof — verlor Christian Peters ohne allen ersichtlichen Grund das Gleichgewicht und fiel so heftig auf die Erde, als habe *Es* ihn hinge-

worfen. War da eine Unebenheit des Bodens? Lag da ein Stein? War er mit dem Pantoffel umgewickelt? Nichts von alledem. Peter Tanck sagte leise und ganz ergeben: „Ich wollte dich noch zurückreißen. Sahst du denn nichts?“ — „Was denn?“ fragte Christian Peters. „Du bist über einen Sarg gefallen“, erwiderte der andere. Da bereute er auch schon, daß er dem Drang zur Mitteilung für dieses Mal nachgegeben hatte, und gequält und zitternd, wie geschüttelt von Schauern, die aus einer anderen Welt herüberwehen, bat er: „Sage keinem Menschen davon! Ich spreche sonst nie über das, was ich manchmal so sehen muß. Schweige! Versprich es mir!“ — Eine Woche später wurde der Sarg des Bauern von der Hofstätte getragen, vor deren Einfahrt *Es* meinen Großvater hingeschlagen hatte.

Als Peter Tanck in seinem Grabe ruhte, fühlte der Großvater sich von der Schweigepflicht befreit, und wieder um des Belehrens willen erzählte er von dem Mann, dem es gegeben war, manchmal einen Blick zu tun in das, was nach Gottes Willen dem Menschen verborgen bleiben soll. Hinter jedem steht eine Uhr aufgerichtet, deren Zifferblatt wir nicht sehen. Der Gang nur des Perpendikels hallt wider im Schlag unseres Herzens. Wir wissen nichts vom Stand der Stunde, von unserer eigenen nichts und nichts von der der anderen. Die Glockenschläge dringen nicht an unser Ohr. Peter Tanck aber vernimmt hin und wieder das rasselnde Geräusch, mit dem sich im Uhrwerk die Vollendung der Stunde ankündigt. Dann schlägt eine Geisterhand das schwarze Tuch vom Zifferblatt zurück, und immer hat es dann „angesagt zu zwölf“. Der kleine Zeiger hat die Runde, die ihm vorgeschrieben war, bald, sehr bald vollendet; gleich wird die letzte Stunde schlagen; die Geisterhand greift an das Perpendikel, der Schlag setzt aus — und ein Mensch ist hinüber.

Die Möglichkeit eines so unmenschlichen Wissens konnte mein Großvater nicht leugnen. Aber der damit Begabte war ihm ein Gezeichneter mehr als ein Ausgezeichneter, und die Gabe ist nicht in schöner Offenheit aus Gottes offenbarender Hand gekommen, sondern ihm von Dämonen heimlich zugesteckt worden. Er trägt sie wider Willen und mit bösem Gewissen. Gegenüber einer Verwirrung nun, die im Gefüge der Welt — Gott sei Dank! — Einzelfall bleibt, nahm sich mein Großvater mit Beharrlichkeit der

Regel an, die da besagt, daß alles natürlich zugeht. Um der Wahrhaftigkeit willen fühlte er sich verpflichtet, vor gereiften Menschen das Dasein dunkler Kräfte kurz zu bestätigen; aber er gab ihrem wider Gott rebellischen Wirken in seinem Denken keinen weiteren Raum.

Dann ist ein Drittes noch, das in seinem Leben eine Macht war. Es enthüllte sich mir, als ich später, etwa sechs Jahre nach der vorhin geschilderten Wanderung, an einem Sonntagvormittag im September einen Gang zu dem Ahnen machte. Da war der Großvater 85 Jahre alt. Ich sah beim Gang über die Heide schon im Geist das ruhige Greisengesicht bei meinem Eintritt in seine Stube in freudige Bewegung geraten und genoß dabei in einer schon ausschweifenden Art meine Wichtigkeit. Bei meiner Ankunft wollte ich denn auch sofort geräuschvoll bei ihm einbrechen, um ihm die Freude, mich zu sehen, keine Minute über das unbedingt Notwendige hinaus vorzuenthalten. Im letzten Augenblick aber erwischte die Tante noch meinen Arm, zog mich von der Tür zurück und sagte leise und eindringlich: „Er liest seine Predigt. Geh in den Garten und sei still! Ich rufe dich dann.“

In tiefer Betroffenheit ging ich die Steige des septemberbunten Gartens auf und ab. Die Sonne, die mir auf dem Wege mit unverminderter sommerlicher Gewalt ins Gesicht gebrannt hatte, schien nun mit einem verwandelten Licht. Eine linde Wehmut wehte mich an; noch vor der rechten Ankunft kam mir der Gedanke an den Abschied, und abgeerntete Beete sprachen mir plötzlich vom Hinsinken des alternden Jahres. Die Zeit ging hin — leere Zeit. Ich sah ihrem stillen Hinfließen zu, und die Knabenungeduld saß verschüchtert in ihrem Winkel und wagte sich nicht hervor. Endlich rief mich die Tante.

Da trat ich im Flur vorsichtig auf, öffnete die Tür mit aller Behutsamkeit, sagte scheu und leise ein Grußwort und blieb auf der Schwelle stehen. Ich wagte nicht mehr, lärmend auf den Großvater zuzustürzen; das Gefühl meiner Wichtigkeit hatte mich ganz verlassen. Dort, mir gegenüber saß er, der Ahn, in seinem Lehnstuhl. Hinter ihm in der Zimmerecke stand die alte Uhr. Auf seinen Knien hielt er, noch aufgeschlagen, die ehrwürdige Postille mit den aufgerauhten Ecken und Kanten ihres Ledereinbands, dem vergilbten Papier und dem großen, altmodi-

schen Druck. Seine gefalteten Hände ruhten auf dem Buch, und daneben lag die Brille mit der gebrechlichen Drahtfassung. Die weitoffenen, lichtgrauen Augen kehrten aus einer anderen Welt langsam zurück ins Diesseits, das ihnen schon nicht mehr ganz heimisch sein mochte, und den Knaben dort an der Tür traf ein befremdeter Blick. Die Uhr ging auf zwölf.

Im Januar des folgenden Jahres ist mein Großvater gestorben. Das Bild des halbentrückten Greises mit der Postille unter der Standuhr ist meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Er ist der Ahn; in seiner Gestalt ist mir das Verpflichtende, das aus der Folge der vorangegangenen Geschlechter geheimnisvoll und den Sinnen fern auf die Lebenden wirkt, wie zum faßlichen Bilde zusammengefaßt.

Mein Ahn hat ein tapferes Leben gelebt, da er so beharrlich und vertrauensvoll, dem Wissen um dunkle Mächte zum Trotz, nach der Leuchte des prüfenden Verstandes seine Wege ging. Als Gott uns ins Dunkle setzte, gab er uns dieses Licht in die Hand. Es empört sich wider den Willen des Herrn, wer sich dieses Lichtes entäußert, weil es ihm den Dienst einer Aufhellung des Weltalls nicht leisten kann. Und wenn wir auch den beschränkten Geltungsbereich unserer Leuchte erkennen, so haben wir dennoch die Pflicht, sie ins Dunkel hinauszutragen bis an den alleräußersten Rand unseres Vermögens. Wer aber vor dem letzten, undurchleuchtbaren Dunkel steht, der suche seine Zuflucht nicht bei verdächtigen Mächten des Zaubers, sondern fasse die Hand Gottes, die sich ihm aus der deutschen Bibel Martin Luthers hilfreich entgegenstreckt.

Wir leben alle unter der Standuhr. Das volle Rund des kleinen Zeigers mißt sich bei jedem anders und nie nach dem Maß, das unsere Glocken von den Türmen rufen. Unsere Augen sehen kein Zifferblatt, unsere Ohren hören nicht den Schlag der vollen Stunde, und dies urdunkle Erschrecken, das uns jäh und ungestüm bis auf den Grund der Seele durchfährt, kann der irdische Widerhall sein des Rasselns im Geräder, das den vom Drüben herdonnernden zwölf Glockenschlägen der Vollendung unmittelbar vorangeht.

RAUM UND ZEIT

Eine Betrachtung aus der Luhnstedter Perspektive

Der Säugling, der seiner Mutter die Arme aus der Wiege entgegenreckt, möchte den Raum überwinden, der ihm die unmittelbare Erfüllung seiner Wünsche verwehrt. Einige Monate später bewegt er sich kirschend am Boden und entwickelt zum Zwecke der Raumüberwindung seine *individuelle* Technik, die das Ergötzen der Eltern ist. Und wieder Monate später, nachdem es schon gelernt hat, sich an Sesseln, Schränken oder Tischen aufzurichten, verzichtet das Kind in einem heldenhaften Entschluß plötzlich auf die Stütze und geht mit tolpatschigen Schritten, immer vom Fall bedroht, von seinem Standort hinüber zum Sessel des Vaters, der es, wenn das verheißungsvolle Schwinden des feindlichen Raumes zuletzt zu unvorsichtiger Hast verleitet, eben noch rechtzeitig auffängt, so daß dies gefährliche Unternehmen in Lobsprüchen des Vaters und triumphierendem Kreischen des Kindes sein Ende findet. Es hat zum ersten Male den Raum in aufrechter Haltung überwunden, hat in die Vertikale gefunden und damit das Reich des Rein-Kreatürlichen verlassen. Im Gefühl des eigenen Stolzes und aus den Lobsprüchen, mit denen der Vater es nun überhäuft, kommt ihm vielleicht eine dunkle Ahnung von der Bedeutung des Augenblicks. Dies ist eine sehr wichtige Etappe am Wege zur Menschwerdung. Das Kind ist in die Reihe der geistbestimmten Wesen eingetreten und hat von nun an den Kopf oben zu tragen.

Ist nicht alles menschliche Tätigsein in einem bestimmten Sinne Raumüberwindung, und sollte es nicht möglich sein, von diesem Gedanken her die Geschichte der Zivilisation zu erzählen? Der ergötzliche Schwank von den „Sieben Faulen“ zu Bremen scheint mir von dieser Annahme auszugehen. Eroberung des Raumes nun wird immer nur möglich durch Opfer an Zeit, und so treten Raum und Zeit in ein eigentümliches Spannungsverhältnis. Auf diesen Gedanken kam ich schon sehr früh, und ich durfte auf ihn

unangefochten stolz sein bis zum Tage der Entdeckung, daß schon Plotin ihn vorgetragen hat.

Obwohl nun die Bestätigung eines eigenen Gedankens durch den alten Weisen etwas außerordentlich Stärkendes hatte, brachte sie doch auch — wie das so zu gehen pflegt — dem jugendlichen Wahn denkerischer Originalität starke Schrumpfung, war also hinsichtlich des Selbstgefühls von zweideutiger Wirkung.

Es ordnet sich der Raum vornehmlich dem Leibhaften, dem nach außen gerichteten Tätigsein des Menschen zu, die Zeit aber dem Leben der Seele; und so ist man versucht, auch hier die dem Deutschen so teure Antithese von Zivilisation und Kultur zu erkennen. Es mag wohl das Gefühl, als Herr über den Planeten gesetzt zu sein, zum ersten Mal wie ein Rausch über den Menschen gekommen sein, als es ihm gelungen war, Reit- und Zugtiere zu zähmen und Wagen zu bauen. Welch ein Triumph, den Raum in kürzester Zeit zu bezwingen, und dabei gleichzeitig die Mühen der Fortbewegung auf die überlistete Mitkreatur abzuwälzen!

Dies war ein Anfang, von dem zunächst eine langsame, durch mäßige Steigerungen gekennzeichnete Entwicklung ausging, die für das menschliche Selbstbewußtsein ein überaus bekömmliches Klima schuf, bis mit der Dampfmaschine das eigentlich „veloziferische“ Zeitalter anbrach. Nun wurde es schwierig, der dunkel empfundenen Pflicht zu genügen, die gewonnene Zeit für das Leben der Seele zu nutzen. Es erhob sich die Frage: „Was fangen wir an mit der ersparten Zeit?“ Diese metaphysische Beunruhigung, die Furcht vor dem Schadennehmen an der Seele, ließ sich für längere Zeit bannen mit dem Spruch: „Time is money.“ Da die Welt sich zunehmend merkantilisierte, konnte sich das wilde, besessene Streben nach immer schnellerer Raumüberwindung noch für eine Weile als zahm und rationalisiert geben. Die Begründung „Time is money“ war so wunderbar plausibel.

Wo das Wort des Augustinus „Gott und meine Seele — nichts weiter“ Leitstern der Lebensfahrt ist, da erscheint es als Torheit, für den Raum kostbare Zeit zu opfern. Einsiedler und Mönche aller Religionen wissen das, und jedes Leben, das entschieden auf den Geist und das Innere gerichtet ist, nimmt in seinem Äußeren mit Notwendigkeit Züge des Mönchischen an. —

■ Luhnstedt im Jahre 1900! Schmale, gewundene Wege führten im Sommer durch tiefen Staub und im Winter durch ebenso tiefen Schlamm zwischen hohen Knicks hin in eine Einsamkeit, vor der das veloziferische Zeitalter noch erschrak. Hinter den Wäldern zu Osten des Dorfes, in einer Entfernung von zehn Kilometern, lief die Eisenbahn hin, die keineswegs als notwendig und unentbehrlich empfunden wurde, sondern mehr als das Riesenspielzeug einer Art von Menschen, die man zwar mit Mißtrauen beobachten mußte, am Ende aber doch mit einem Achselzucken gewähren lassen durfte, weil Luhnstedt eben Luhnstedt war, ein Dorf, das mit seinen von jeher freien Bauern nach eigenen Gesetzen lebte und für das „1900“ eine um mindestens 100, vielleicht auch 200 Jahre vorverlegte Zeitbezeichnung darstellte.

■ Hier stand die tägliche Nötigung zur Raumüberwindung noch unangefochten im Zeichen von „Pferd und Wagen“. Als eine Bauerntochter sich nicht erschüttern ließ in ihrem Entschluß, einen Handwerker zu heiraten, da faßte die Mutter ihren tiefen Kummer über die in ihrer bedenkenlosen Freiwilligkeit völlig unverständlich gewordene Deklassierung in die Worte: „He hett jo keen Peerd un Wagen!“ Pferd und Wagen bestimmen im dörflichen Leben den Rang. Aber ich war nie im eigentlichen Sinne ein Dorfjunge, und die sonst doch wohl einigermaßen suggestive Wertordnung der Umwelt hatte über mich keine Gewalt.

■ Obwohl mir Pferde zeitlebens etwas unheimliche Tiere geblieben sind, war doch gelegentliches Reiten ein hoher Genuß. Vielleicht lag gerade im Unheimlichen das Anziehende. Im Sommer gehörte es zu den Obliegenheiten der Hofsöhne oder der Dienstjungen, nach getanem Tagewerk die Pferde auf die Weide zu bringen. Unser Haus lag am Dorfausgang, und so konnte ich hinter der nächsten Wegbiegung ungesehen ein – natürlich ungesatteltes – Pferd besteigen. Entgegen strenger Weisung des Bauern wurden die abgearbeiteten Gäule dann auch noch einmal zum Trab oder gar zum Galopp gezwungen.

■ Hans Göttsche – sein hämisches Lachen belehrte mich darüber – legte es darauf an, mich zum „Sandrüter“ zu machen, mir die Schmach des Abfallens zuzufügen. Der Zuckeltrab des Anfangs hatte denn auch seine Gefahren. Meine noch kurzen Beine konnten den gewaltigen Pferderumpf nicht ausreichend umklammern,

und so mußten die Hände oft mit gekrampften Griffen in der Mähne Halt suchen. Wenn aber die kurzen, eckigen, stoßhaften Bewegungen des Trabes in den wohligen, gerundeten Schwung des Galopps übergingen, dann war ich kein schlechter Reiter mehr, sondern ein Ritter, der mit dem Rausch schnellen Raumgewinns zugleich die gelungene Unterjochung der Kreatur genoß. Vor dem „Heck“ der Weidekoppel blieben die Pferde, die selbst noch einmal in Leidenschaft geraten zu sein schienen, mit einem gefährlichen Ruck stehen. Machte ich hier Hans Göttches letzte Hoffnung auf die Wirkung des Beharrungsvermögens geistesgegenwärtig zunichte, hielt ich mich oben, dann war er sichtlich enttäuscht, weil wieder einmal der Nachweis mißlungen war, daß sich ein Böttcherjunge sträflich vermißt, wenn er sich mit Pferden einläßt. Hans Göttche war ein Sonderfall. Andere Jungen ließen ihre Einladung zum Mitreiten gutmütig und ohne jeden Hintergedanken ergehen.

Im Leben eines Bauernjungen bezeichnen sich die entscheidenden Stationen auf dem Wege zur Männlichkeit durch Erlebnisse mit „Pferden und Wagen“. Wer zum ersten Mal vom Sitzbrett aus, Peitsche und Zügel handhabend, „ut Leit“ fährt, ist dem Vater oder dem Großknecht um ein erhebliches näher gerückt. Für mich freilich gab es Derartiges nicht. Ich mußte meines Reifens an anderen Merkzeichen innwerden. —Die Bedürfnisse des handwerklichen Betriebes sowohl als auch die bescheidene Viehhaltung machten es von Zeit zu Zeit erforderlich, „Fuhrwerk anzunehmen“. Den Verträgen, die mein Vater zu dem Behufe abschloß, lagen nun keineswegs bestimmt gefaßte Abmachungen zugrunde. Vielleicht lag den Bauern daran, solchen Spanndiensten von ihrer Seite denn doch entschieden den Charakter des Beiläufigen zu geben, dessen Gegenwert sich bei der Festlegung in Mark und Pfennig etwas lächerlich ausnehmen mußte. Als kleine Gefälligkeiten, von denen weiter nicht die Rede zu sein braucht, nahm sich dies alles viel vorteilhafter aus. Dem Billigkeitsempfinden meines Vaters und freilich auch seinem Stolz blieb es überlassen, in geeigneter Weise für den Ausgleich zu sorgen.

Meistens war Hans Vollert, der alte Freund meiner Eltern, den ich seiner Erzählerqualitäten wegen so sehr liebte, zum „An-

spannen“ erbötig. Da ging es zum Beispiel in der Frühe eines stillen, sonnigen Septembersonntags hinaus ins Gebiet der nördlich vom Dorf gelegenen Katzheide, um für die Schweine die Winterstreu „ans Haus zu bringen“. Dem etwas klapprigen und vernachlässigten Fuhrwerk unseres Freundes wurde zwar die Erfüllung gewisser Repräsentationspflichten ziemlich sauer; aber das kümmerte mich nicht. Immerhin bewegten wir uns durch das Dorf in einem achtungheischenden Trab, den dann jenseits der Brücke über den „hinteren“ Bach die guten Mähren ohne Geheiß beendeten. Dazu war guter Grund; denn der Weg versandete mehr und mehr und stieg außerdem aus dem breiten Tal der Au und ihrer Nebenbäche langsam zur Höhe der Heide empor.

Meine Spaziergänge mieden diese Gegend, die mir einstweilen noch öde, kahl und langweilig vorkam und mich ein wenig demütigte, weil sie mir die Mühsal der Raumbeziehung so klar machte. Heute nun war ich der Herr. Der einsamen, eigengeformten Knickeiche dort ist befohlen, sich mir zu nähern und sich bequemer Betrachtung darzustellen. Sie tut es widerwillig, während das Pferdegeschirr mit seinem Lederzeug knirscht und jankt, mit seinen Ketten klirrt; und die Räder malmen im eisengrauen Sand. Die plattdeutsche Sprache bezeichnet sehr schön die Aufgabe einer beschwerlichen Wanderung als „Hinharren“. Heute müssen die Dinge, die an den zahlreichen Wegbiegungen fern vor mir auftauchen, sich zu mir hin bemühen, und ich streife sie beim Vorüberfahren mit einem durch Wohlwollen gemilderten Herrenblick.

Und Hans Vollert erzählt. Er ist schon hoch im Wort, und der schöne, stille Morgen und die Gewißheit, Ohren zu predigen, die seine Künste gebührend zu würdigen wissen, steigern seine Laune. Manche Leute sitzen geduckt und mürrisch auf ihren Sitzbrettern. Man sieht ihnen an, daß sie sich nicht aus Plackereien und kleintlichen Gedanken zu erheben vermögen. Aber wir, wir sind von anderem Schlage, und wenn wir denn auch „Heide fahren“ müssen, und dazu noch am Sonntagmorgen, so wissen wir uns dennoch ein Fest daraus zu bereiten.

Wir fahren am Rande des Kattbeker Geheges hin. Hans Vollert bezeichnet mit seiner Peitsche dort drüben rechts die Stelle, an der Kattbeker Bauern vor einem runden Jahrhundert, im

Kosakenwinter, einen dieser Steppensöhne, den sie in gerechtem Zorn erschlagen, heimlich verscharrt haben. Ein kleiner Hügel, so versichert er, bezeichnet heute noch den Ort. Und wieder ein Jahrhundert früher, im Nordischen Krieg, hat man dort links — seht ihr den kleinen, heidebewachsenen Hügel? — die Luhnstedter Opfer der Pest unter völligem Verzicht auf Feierlichkeit eingegraben. Auf der „Schlööp“ wurden die Leichen hinausgeschleift. Darüber hinaus kann ja wohl die Entwürdigung des Menschen nicht mehr gesteigert werden! An die dreißig Dorfgenossen mußten in angstschlatternder Hast damals einfach so beiseite geschafft werden. Das über alle Begriffe kostbare Menschenleben war billig in jener fernen, grauen Zeit.

Aber *meine* Zeit, dies sonnige Heute, ist von Grund auf anders beschaffen, und so können Hans Vollerts Nachrichten aus der Historie mir kein Grauen bereiten, sondern nur meine Lebenslust durch ein kleines Gruseln angenehm steigern.

Denn die Geschichte ist ja 1871 mit der Einigung Deutschlands und der Aufrichtung des Deutschen Kaiserreiches an das Ende gelangt, das Gott ihr von Anfang her gesetzt hatte. Mir hatte dieser Gott ein Zeichen seiner besonderen Gunst dadurch gegeben, daß er mich erst ins Leben stellte, nachdem er alles so wohl geordnet hatte. Der Verzicht auf Abenteuer, Heldentum und Ruhm, der damit allerdings von mir gefordert wurde, schien mir nicht schwer zu sein, wenn ich bedachte, daß in kriegesischen Zeitläufen Leichen auf der Schlööp zur flüchtig ausgehobenen Grube geschleift wurden. Der liebe Gott hatte sich denn auch nach der Beendigung seines Hauptgeschäfts, der Gründung des Deutschen Reiches, aus dem Weltgetriebe so ziemlich zurückgezogen. Befriedete und gesittete Menschen konnte er ohne Bedenken sich selbst überlassen. Aus seiner Ferne übersah er jedoch alles nach wie vor mit wachsamem Auge und behielt sich für besondere Fälle das Recht des Eingreifens vor. Meine Knabenfrömmigkeit war also, wie das überhaupt bei Optimisten aller Art der Fall zu sein pflegt, stark deistisch gefärbt.

Wir waren unterdessen links in einen wenig benutzten Nebenweg eingebogen. Hier war in der Mitte zwischen tief eingewühlten Wagenspuren ein heidebewachsener Erdstreifen stehengeblieben. Die Knicks wurden spärlicher oder versagten uns sogar ganz

die Begleitung, so daß dem Blick von der Höhe des Wagens die Weite der Katzheide preisgegeben war. Zu unserer Linken gingen die Wege abwärts ins Moor. Wir schauten über die braune Ebene, sahen die an düsteren Tagen unheimlich düsteren Moor-kuhlen im Sonnenschein vielachend aufblitzen, und Hans Vollert bezeichnete die Besitzer der schon auf festem Grund stehenden Torfscheunen, „Torfschauer“ genannt, in die der noch heimzube-fördernde Torf vorläufig geborgen wird, ehe die Herbstregen das eigentliche Moor unbefahrbar machen. Nun richtete sich die deu-tende Peitsche auf einen Trümmerhaufen, aus dem nur noch ein Pfosten hoch aufragte. Hans Vollert erläuterte mit Lachen und gesteigertem Erzählerbehagen: „Dor harr Hans Sievers fröher 'n wunderschön Törfschuer. Nix mehr vun na! Nur eine einz'ge Säule zeugt von entschwund'ner Pracht.“ Wie liebte ich ihn in solchen Augenblicken! Hier kam die ohne eigene Kraftthergabe vollzogene Bezwingung des Raumes der Seele unmittelbar zu-gute.

Was hierauf beim Laden des Wagens als Arbeit von mir ge-fordert wurde, war auch nur ein Spiel. Und dann kam die Heim-fahrt. Ich lag auf hochbeladenem Wagen, auf dem Rücken ausge-streckt, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und sah in die Bläue des Himmels empor. Erschütterungen, die der Wagen von den vielen Unebenheiten des Weges hinnehmen mußte, drangen durch die mildernde Heidelast nicht zu mir herauf. Mir ver-wandelte sich alles in ein wohliges Schwanken und Schaukeln. Ich richtete mich aus dem stark duftenden Kraut, in das ich hin-ingesunken war, nicht auf; ich ließ mit mir geschehen, hatte der Umgebung nicht acht und ließ mir von guten Geistern den Raum als ein Geschenk zu Füßen legen. In der Vereinbarkeit der Orts-veränderung mit tiefster Ruhe meines Körpers, mit ungestörtem Träumen und Sinnieren lag das Wunder der Stunde. —

Hans Vollert lieb auch sein Fuhrwerk und dazu die eigene Person als Kutscher her, wenn am 28. August der Geburtstags-besuch beim Ahnen in Klein-Vollstedt oder später in Bokelholm besonderer Umstände wegen besonders festlich ausgestaltet wer-den mußte, wie es etwa 1897 der Fall war, als das Leben des Großvaters mit 80 Jahren „hoch gekommen“ war. Bei der sorg-losen Lässigkeit Hans Vollerts mußte man auf Zwischenfälle

und Abenteuer ständig gefaßt sein, und es schien mir, als würden solche zuweilen gar mit Fleiß gesucht. Bei der Einfahrt in Holtdorf begann das Fragen: „Sind die Hegepforten offen?“ Hinter dem Dorf war nämlich das Brammer Gehege zu durchqueren, das am Ein- und Ausgang durch hohe, weiße Schlagbäume abgesperrt werden konnte. Durch eine schwere Kette mit gewaltigem Vorhängeschloß wurde die Sperrung unwiderruflich gemacht. Die Angaben der Holtdorfer waren widersprechend und darum für mich beunruhigend; aber Hans Vollert lenkte das Gefährt doch in lachendem Vertrauen auf unser gutes Glück auf Wolkenhaars Koppel, die von ihrer Höhe im Norden den Blick auf das sonderbar nahe gerückte Rendsburg freigab. Der Stein mit der Inschrift „Köhns Höhe“ war gewiß eine große Sehenswürdigkeit, konnte aber die Aufmerksamkeit nur flüchtig fesseln, weil die Frage: „Sind die Hegepforten offen?“ uns in wachsende Spannung versetzte. Waren sie etwa geschlossen, so mußte erst im engen Sandweg das beschwerliche Wenden ausgeführt werden, und dann standen wir vor der entsetzlichen Nötigung, über „Petersburg“, ein einsam liegendes Gehöft, den Umweg zu nehmen. Das bedeutete ein Zeitopfer von etwa einer Viertelstunde; aber Hans Vollert schien es erst im äußersten Notfall vertretbar zu sein. Vorerst lockte ihn der Versuch, dem feindlichen Raum ein Schnippchen zu schlagen. Das Wort „Petersburg“ kam ihm, wie allen anderen, wohl auch aus lachendem Munde, und doch klang es mir so drohend, als hätten uns die geschlossenen Hegepforten wirklich den abenteuerlichen Umweg durch das moskowitzische Reich aufzwingen können.

Aber die Pforten waren offen. Wie hätte es denn anders sein können? Ich schämte mich ein wenig, weil ich im Schutze meines Vaters und Hans Vollerts — man denke! — an dem guten Stern über unserer Fahrt einen Augenblick gezweifelt hatte.

An einem Kreuzweg, mitten im Walde, waren der Rinde einer mächtigen Buche die Umrisse einer menschlichen Gestalt eingeritzt. Das von uns so benannte „Gespenst“ war ein besonderes Merkzeichen am Wege zum Großvater. Sonst, bei der insgesamt dreistündigen Fußwanderung, hatten meine kleinen Beine die Feindseligkeit des Raumes arg zu spüren bekommen, und das „Gespenst“ hatte, hämisch, wie diese Art Wesen sein soll, mit

seinem Erscheinen bis zum Äußersten gezögert. Heute hatte es sich mir entgegen zu bemühen und von der Höhe des Wagens meinen huldvollen Gruß zu empfangen. Wenn der Plattdeutsche vor einer Aufgabe seine stolze Überzeugung von der Mühelosigkeit ihrer Lösung ausdrücken will, so sagt er wohl bildlicherweise: „Dat kann ik in Sitten hebben“. Heute war ich der Herr; heute konnte ich buchstäblich „alles im Sitzen haben“.

Nun aber, da wir in die zweite Hälfte der Waldfahrt eintraten, drängte sich wieder die Frage vor: „Sind die Hegepforten offen?“ Wie, wenn der Förster, vielleicht von dem Gespenst unheilvoll inspiriert, nach der Brammer Seite hin tückisch abgeschlossen und so uns Vertrauensselige in einen Hinterhalt gelockt hat, um uns auf die Art zu zwingen, vom Ende des Geheges, und also vom Ende der Welt her, über Petersburg den Weg nach Klein-Vollstedt zu suchen? Da aber wird an der noch fernen Wegbiegung vor uns ein einsamer Wanderer sichtbar, dem Hans Vollert mit der ganzen Gewalt seines braunen Baritons die uns bedrängende Frage entgegenschleudert: „Sünd de Hägporten apen?“ „Apen“ schallt es von drüben so zurück, daß der Gedanke an ein Echo jede Berechtigung verliert. Die kritische Phase der Fahrt liegt hinter uns.

Bei der Ankunft erübrigte sich für dieses Mal die sonst übliche teilnehmende Frage, die der Großvater an mich richtete: „Kunnst ok all herharren?“ —

Nach einem langen, festlichen Tage mußte doch endlich mit den Zurüstungen zur Heimfahrt begonnen werden, obwohl gerade unserm Fuhrmann des Groggs wegen der dazu nötige Entschluß am allerschwersten fiel. Sein Gesicht zeigte eine so besondere Rötung, und nur die Erwägung, daß am Ende Vater Peters' Wohnstube doch kein Krug sei, mochte ihn stark machen gegenüber der Versuchung zum Singen seines Lieblingsliedes, mit dem er einst auf der Luhnstedter Feuerwehr-Bühne einen großen Erfolg gehabt hatte: „Ich bin Schramm. Wer kennt mich nicht?“

Ja, wir kannten Hans Vollert, und darum wäre es ein Wunder gewesen, wenn sich bei den nun wirklich beginnenden Zurüstungen zur Abfahrt herausgestellt hätte, daß keine weiteren Abenteuer zu gewärtigen seien. Die Wagenlaternen, von denen Hans am Morgen mit königlicher Bestimmtheit behauptet hatte, sie

seien im Kasten, waren dort nicht auffindbar, und der gute Mond nicht nur, sondern auch alle Sterne schienen uns jeden Dienst versagen zu wollen.

Wenn sich nach der Sommersonnenwende das Abnehmen der Tage zum ersten Mal bemerkbar machte, so pflegte unser Vater zu sagen: „Nu geiht werr bargdal. To Großvadder sien Geburtsdag is't Klock acht düster.“ Der autoritäre Ton, in dem das gesagt wurde, bestimmte mich zu der Annahme, es müsse zwischen den beiden Tatsachen die Unverbrüchlichkeit eines kausalen Zusammenhangs bestehen, und da heute unbezweifelbar Großvaters Geburtstag war, konnte man von diesem Faktum, das doch dies frühe Dunkelwerden verursacht hatte, unmöglich gleichzeitig verlangen, daß es das eben Bewirkte nach unserem Belieben rückgängig mache.

So ging es hinaus in die Dunkelheit einer lauen Nacht. Unter der Nachwirkung des Grog sprach unser Fuhrmann noch lauter und aufgeräumter als sonst. Die Pferde schienen ihren Weg wohl zu wissen. Allgemach klangen mir die Reden der Großen leiser und leiser. Zuletzt sanken sie herab zu einem fernen, unverständlichen Gemurmeln, und ich schlief ein. In den Pausen kurzen Wachseins bestaunte und genoß ich die mir verliehene Möglichkeit, im Schlaf, bei völliger Untätigkeit des Leibes und der Seele, den Raum zu bezwingen. Sicher ruhte ich im Schoß der guten Mächte, die es den Ihren im Schlaf geben.

Als ich wieder einmal erwachte, war das Dunkel undurchdringlich schwarz geworden. Ein eigenartiges, hohles Brausen brandete von beiden Seiten an unser preisgegebenes Gefährt heran, und ich verstand, daß wir uns — mit letzter Vorsicht — durch das Brammer Gehege vortasteten. Wie spät mag es sein? Ist schon die bedenkliche Stunde da, die vielleicht dem Gespenst erlaubt, seinem Kerker im Baum zu entsteigen und im Walde allerlei Allotria zu treiben, zum Beispiel einem friedlichen Gefährt einen Radbruch zu besorgen? Aber da sind die Stimmen der Großen, von denen Beruhigung ausgeht, wenngleich meine Mutter ihrem alten Freunde Hans ebenso energische wie besorgte Vorhaltungen macht, deren lächerliche Unbegründetheit dieser indessen mit prahlerischen Worten nachweist. Einen Augenblick sehe ich noch an den Bäumen wie an nahe zusammengedrückten schwarzen

Mauern empor, zwischen denen ein Streifen sternlosen Himmels erkennbar bleibt. Wieder überlasse ich mich dem Schlaf.

Und plötzlich geschieht es! Unser Gefährt gerät in den Graben, wirft seine aufschreiende Menschenlast durcheinander und bleibt dann gefährlich geneigt stehen, ohne uns jedoch in die Ungewißheit hinausgeschleudert zu haben. Wir müssen absteigen, und während Hans Vollert sich bemüht, das Fahrzeug wieder flottzumachen, setzt ihm meine sehr beredte Mutter mit ihrem Hohn zu. Aber Hans ist in seiner guten Laune nicht zu beirren. Er weist „Marieken“, der „alten Deern“, wie er sie nennt, mit großem Scharfsinn nach, wie nur seine nie erlahmende Umsicht, sein wagenlenkerisches Geschick Schlimmeres, ja, das Schlimmste, zu verhindern gewußt, und daß er sich von ihr heißen Dankes eher als schnöder Redensarten versehen habe. Dann konnten wir unsere Plätze wieder einnehmen, und vorsichtig ging es weiter. Als aber Wolkenhaars Koppel erreicht war, als das bedrohliche Schwarzdunkel hinter den Hegepforten zurückbleiben mußte, war dies Abenteuer, dessen konnte man sicher sein, durchaus noch nicht abgeschlossen. Es stand nur erst sozusagen in seinem Rohbau da und harrte der wohnlichen Ausgestaltung, die ihm in den heiteren Gesprächen kommender Winterabende vorbehalten blieb. —

Einer anderen Fahrt nach Vollstedt entsinne ich mich, die allerdings mit Hans Jahn unternommen wurde und schon aus diesem Grunde minder festlich ausfallen mußte. Außerdem handelte es sich darum, für die Erfordernisse der Werkstatt Eichenholz zu holen, und dafür konnte kein leichtes, gefedertes Fuhrwerk, sondern nur ein alltäglicher Bauernwagen in Betracht kommen. Als auf der Heimfahrt ein Sprühregen einsetzte, bereitete mir der Vater im Stroh zu seinen und des Fuhrmanns Füßen ein warmes Nest, das er mit einer Leinenplane überdachte. In der warmen Geborgenheit meiner „Höhle“ war mir unbeschreiblich wohl, und dies Geständnis wage ich, obwohl ich weiß, welcherlei Betrachtungen Psychoanalytiker daran knüpfen können. Zwischen den Brettern des Vorderschotts waren die Fugen breit genug, um mir jederzeit die Bestimmung des „Standortes“ zu ermöglichen. Ich meinte sogar, das hereindringende Licht müsse zum Lesen ausreichen, wenn man das Buch unmittelbar

unter einen Spalt hielt. Und nun bedauerte ich sehr, kein „Märchenbuch“ mitgenommen zu haben; denn dies erschien mir als eine kaum überbietbare Bestätigung menschlicher Würde und Freiheit: zu lesen, während dienstbare Mächte für mich die Überwindung des Raumes übernahmen. Es mag mich dunkel die Ahnung bewegt haben, daß sich auf solche Art ersparte Kraft und ersparte Zeit unmittelbar für das Leben der Seele nutzbar machen ließen. Und wie schön war der Gedanke, in meiner Höhle vor zudringlichen Blicken sicher zu sein! Daß man durch Lesen am hellichten Tage und in aller Öffentlichkeit den dörflichen Wohlanstand verletzen kann und also Strafe in der Form spöttischer Reden verwirkt hat, das war mir zu meiner Bestürzung schon klargemacht worden. Im Dorf gilt das Lesen als ein Laster, und darum ist es besser, ihm heimlich zu frönen. —

Aber noch einmal trete Hans Vollert, der Unvergleichliche, als mein Vetturino auf den Plan! Im späten Sommer sprach er einmal beiläufig von seinem Plan, den Rendsburger Herbstmarkt zu besuchen. „Hans“, fragte meine Mutter mit plötzlichem Entschluß, „hättest du dann nicht einen Platz auf deinem Wagen für mich, und vielleicht auch für den Jungen?“ Und darauf der Gute in hoher Emphase: „Marieken, alte Deern, und wenn kein Luhnstedter den Rendsburger Markt zu sehen bekommt, du wirst ihn sehen. Dafür laß mich sorgen! Aber das sage ich dir: wer um Punkt sieben Uhr nicht auf meiner Hofstätte ist, der hat das Nachsehen.“

Am Morgen des ersehnten Tages legte meine Mutter bei der Erledigung ihrer Hausarbeiten einen Gleichmut und eine Lahmheit an den Tag, die mich aufs höchste befremden mußten. Als ich sie an das Gefahren bergende Geheiß erinnerte, um sieben Uhr spätestens auf der Hofstätte zu sein, antwortete sie nur mit einem spöttischen Lachen, das sagen zu wollen schien: „Ach, Gerichtsdiener Schramm! Wer kennt ihn nicht?“

Sie kannte ihn, und als wir mit einer für mich tief beunruhigenden Verspätung endlich die vielberedete Hofstätte betraten, lag diese denn auch in ihrer habituellen Unaufgeräumtheit so verlassen da, daß das Schlimmste zu befürchten stand. Aber meine Mutter kannte ja ihren Schramm und blieb völlig ruhig. Wir

betraten das Haus von der großen Diele her, und erst an ihrem oberen Ende stießen wir auf das erste menschliche Wesen, auf Gretjen, eine Schwester des Bauern, ein verhutzelttes, unwahrscheinlich gekrümmtes Weiblein. Meiner Mutter Frage: „Ist der Bauer schon aufgestanden?“ beantwortete sie mit einer für mich unverständlichen Lautproduktion, der jedoch eine Bejahung der Frage allenfalls zu entnehmen war.

Wir fanden den Gesuchten, mangelhaft bekleidet, auf dem Sofa hinter dem Frühstückstisch in der Stube, deren Unaufgeräumtheit der Aufgeräumtheit unseres Freundes nichts anzuhaben vermochte. Er setzte fortissimo mit einem Erzählen ein, das mir heute als zeitraubend wenig genehm war. Nach und nach wurden auch andere Hausbewohner sichtbar; aber in der Lässigkeit der Reden und Bewegungen war nichts zu erkennen von der Absicht, den Rendsburger Markt zu besuchen. Nach einer qualvoll langen Zeit kam dann doch wie ganz nebenher die Rede darauf. Und nun stellte sich heraus, daß die Rösser einstweilen unangefochten auf einer fernen Koppel grasten, der Wagen hochnotwendig noch geschmiert und das Pferdegeschirr an der sattsam bekannten Stelle, wenn auch nicht mit dauerhaftem Leder, so doch vorläufig mit „Sackband“ *noch* ausgebessert werden müsse. Harte Prüfungen standen also meiner ohnehin versagenden Geduld noch bevor. Während die großen Vollert-Jungen draußen Rosse und Wagen in Ordnung brachten, in eine sogenannte Ordnung, muß man schon sagen, vervollständigte der Bauer seinen Anzug, und ich war meiner Mutter tief dankbar, als sie resolut Nadel und Faden forderte, um ein paar gefährlich baumelnde Knöpfe zu befestigen... Schließlich kamen die langwierigen Vorbereitungen doch an ihr Ende, und nun irrte nur noch der achtzehnjährige Vollert-Sohn, der an der Fahrt teilnehmen sollte, bereits mit Mütze und Überzieher angetan, aber noch unbekleideten Fußes durch das Haus und schrie nach Strümpfen. Dieses Bild hat sich meiner Mutter tief eingeprägt. Es empfahl sich ausnehmend ihrem Sinn für das Groteske und kennzeichnete außerdem die etwas „bunte Wirtschaft“ im Hause ihres Freundes. Wenn sie — was später noch oft geschah — darauf zurückkam, rissen ihre Worte zwischen „Mütz op un Övertrecker an“ und „plattbard op'n Zement“ die gähnende Kluft grotesken Widersinns auf.

Da man im Hause Hans Vollerts die Arbeit, die im letzten Grunde auf Überwindung des Raumes hinausläuft, mit unerschütterlicher Gelassenheit betrieb, so stand hier ein Zeitüberschuß zur Verfügung, der, wenn auch nicht eben immer dem Leben der Seele — dies wäre zuviel behauptet — so doch der Gemütlichkeit zugute kam, und auch diese ist ein schätzenswertes Ding.

Wie lange das aufregende Warten gedauert haben mag, weiß ich nicht zu sagen. Ich sehe auf das Erlebnis noch heute mit den Augen des Kindes zurück und muß darum wider besseres Wissen des Wartens Zeit auf runde drei Stunden schätzen.

Vom Markt und seinen Freuden soll hier nicht die Rede sein. Früh kam die Dämmerung des ereignisreichen Tages, und wenn sich Hans Vollert auch leidlich pünktlich in Thuns Gasthof einfand, wo er, wie alle Luhnstedter, „ausspannte“, so war damit baldige Heimfahrt noch nicht gewährleistet. Denn nun verlangte der Grog sein Recht, das Hans ihm einräumte, ohne sich dabei durch die abwechselnd flehenden und höhnischen Reden meiner Mutter sehr beirren zu lassen. Und wenn endlich der Befehl zum Anspannen gegeben und ausgeführt war, so gab es in der Durchfahrt noch einen letzten Aufenthalt, wenn, aus einem dunkeln Winkel sich lösend, ein Mann verkommenen Aussehens, dem ein Kranz wirren brandroten Haares die faltige Glatze umgab, sich mit flehentlich geflüsterten Worten an Hans Vollert heranmachte. Im ungewissen Licht der diesmal nicht vergessenen Wagenlaterne sah ich das verwüstete Gesicht des stadtbekannten Eckenstehers, der zum Kummer und zur Demütigung des Rendsburger Patriziertums, dem er entstammte, hier *seine* Marktgeschäfte betrieb. Mich faßte der Schauer vor einer menschlichen Verworfenheit, die sich zu meiner Beunruhigung auch schon an anderer Stelle aus ihrem Höllendunkel frech in den festlichen Glanz des Tages gedrängt hatte. Der Verkommene tat — und damit hatte er gewiß auch gerechnet — bei Hans Vollert keine Fehlbitte. Unter dem Gelächter unseres Freundes und den eifernden Vorhaltungen meiner Mutter rasselte der Wagen durch den Torbogen auf die Königstraße hinaus. „Pfui, Hans! Wie konntest du das tun?“ schalt sie. „Der Kerl ist ja doch ein Suupjekt misamts einem Prä-

dikat, sagte Trina Lebang, da lebte sie noch.“ Mit dieser hingeworfenen Redensart, die sie in ihrer Jugend irgendwo aufgehoben hatte, bezeichnete meine Mutter immer den höchsten Grad der Verfallenheit an den Trunk. Aber Hans lachte weiter und zeigte sich moralischer Betrachtungsweise des Lebens abgeneigter denn je. Sein Grundsatz war: leben und leben lassen, was im vorliegenden Falle so viel hieß wie: Grog trinken und Fusel trinken lassen.

Als wir auf der Katzheide waren, setzte Regen ein. Wir hüllten uns in Decken und Tücher und setzten der beginnenden Ernüchterung, die bei uns andern denn doch etwas anders beschaffen war als bei Hans Vollert, unsern Gesang entgegen. Und da es nun Abend geworden war, wir so friedesam über die Katzheide dahinfuhren und für den nächsten Tag nicht eben die festlichen Erregungen des heutigen zwar, aber doch die auch sehr schätzenswerte Geborgenheit im Gleichmaß des dörflichen Lebens zu gewärtigen hatten, so sangen wir:

„Ahnungsgrauend, todesmutig
bricht der große Morgen an.

Und die Sonne, kalt und blutig,
leuchtet unsrer blut'gen Bahn.

In der nächsten Stunde Schoße

liegt das Schicksal einer Welt,

und es zittern schon die Lose,

und der eh'rne Würfel fällt.“

Es kam keinem in den Sinn, hier etwas lächerlich und unangebracht zu finden. Die Verse meines geliebten Theodor Körners und die getragene Melodie waren schön, und es kam doch nur darauf an, dem schönen Tag ein schönes Ende zu sichern. In der rührenden Verfallenheit an den Zauber des Wortes und der Melodie hatten Marieken und Hans in ihrer Jugend die Grundlage einer Lebensfreundschaft gefunden. —

Aber trotz allem: das Schicksal war auf dem Wege. Wenig mehr als ein Jahrzehnt später hörte ich in mir das „Bundeslied vor der Schlacht“ wie von Trompeten und Posaunen geblasen. Am 23. August 1914, in der Frühe eines kühlen, nebligen Sonntags, zogen wir über die Heide vor Mons dem ersten Zusammenprall mit der bewaffneten Macht Englands entgegen. Da lag, fern aller poetischen Übertreibung, Beschönigung und Verschlei-

rung, vor uns „in der nächsten Stunde Schoße“ hart und klar „das Schicksal einer Welt“.

Schicksal jedoch war vorerst nicht mehr als ein dunkles Wort. Denn obwohl mir, dem kleinen Schleswig-Holsteiner, durch die Ereignisse der Jahre 1848–1871 der geschichtliche Ort meines kleinen Daseins mit einiger Bestimmtheit zugewiesen war, lebte mein Dorf doch zugleich noch in halb archaischen Formen. Die Vereinigung dieser Dinge gelang mir um so leichter, als ich sie in ihrer Widerspruchsnatur gar nicht erkannte. Das Zeitalter des Verkehrs hatte sich uns noch kaum angezeigt. Jede höher geartete Form der Raumbeziehung war noch ehern an die Verwendung von Pferd und Wagen geknüpft, die selbstverständlich eine ernste und ehrwürdige Sache war, sich aber nach dörflichem Empfinden durch die Prätension der Bezeichnung „Verkehr“ eher lächerlich gemacht hätte.

Als Vorläufer des „veloziferischen“ Zeitalters tauchte allerdings in diesen Jahren das Veloziped bei uns auf. Dieser Name behauptete sich auch dann noch, als eine verbesserte, handlichere und größere Sicherheit verbürgende Form dieses Fortbewegungsmittels schon lange die schlichte Bezeichnung „Fahrrad“ führte. Vielleicht wollte man durch das Beharren auf dem Fremdwort dem Fremdling im Dorf das Bürgerrecht versagen. Denn selbstverständlich war gegenüber der Maschine waches Mißtrauen am Platz.

Die Nortorfer Postboten rühmten wohl überschwenglich den Zeitgewinn, den ihnen das Veloziped ermöglichte, und einer von ihnen, der zungenfertige Petersen, machte sich anheischig, „auf ebener Chaussee“, so zwischen Nortorf und Bargstedt, das beste Pferd Luhnstedter Zucht im Wettrennen weit hinter sich lassen. Aber wer war Petersen-Post? Ein Prahlhans und Windbeutel! Und wenn er auch in dem Gerede von „Zeitgewinn“ durch seine Kollegen bestätigt wurde, so stand dem die merkwürdige Tatsache gegenüber, daß die ersten Luhnstedter Veloziped-Besitzer Leute waren, für die nicht die geringste Nötigung bestand, mit Zeit zu geizen. Der Lehrer zum Beispiel und der Meiereiverwalter hatten freie Zeit im Überfluß, und eben um diese zu „vertreiben“ wie eine lästige Fliege, schafften sie sich ein Spielzeug an, über das gesetzte Leute denn doch nur lächeln konnten.

Wer nicht weiß, wohin mit überflüssiger Zeit und überflüssigem Geld, der läßt sich mit dem Teufel ein und begibt sich in die Gefahr, eines Tages irgendwo mit gebrochenem Genick aufgefunden zu werden. Dazu kam es nun freilich nicht; aber Meierist Boie wußte doch sehr aufregenden Bericht von allerlei Abenteuern zu geben. Waren dem noch unerfahrenen Fahrer nicht eines Tages, als er von der Höhe des Ziegelberges auf Bargstedt zurollte, die Pedale aus der Gewalt geraten, so daß er sich, wie er sagte, „tot im Sarge“ gesehen habe? Das Wort „Höllenfahrt“ klang in seinem Munde nur noch halbwegs bildlich. Ein anderes Mal war er bei Wisbeck kopfüber in eine Weißdornhecke geflogen, und zwar genau an der Stelle, die er schon aus einer Entfernung von hundert Metern widerwillig zwar, aber doch wie höherem Spruch gehorsamend, dafür ausersehen hatte.

Vom Fahrrad ging für mich eine fast unheimliche Faszination aus. Die Mutter überlieferte mir meine frühe, aber äußerst entschiedene Willenskundgabe: „Flozipenh wüll'k ok hebben!“ Das Vermögen, sicher dahinzufliegen auf blitzender Maschine, die, wenn man sie sich selbst überläßt, sofort umfällt, hatte unbedingt auch hohen artistischen Rang. In meinem Abendgebet trug ich oft dem lieben Gott meinen Wunsch vor, ein „Flozipenh“ zu besitzen. Aber er rührte sich nicht, und ich wurde deswegen an seiner Güte nicht irre; denn auch mein Vater, an dessen Güte ich doch nicht zweifeln konnte, machte keinerlei Anstalten zum Kauf eines Fahrrades, obwohl er mein Verlangen sehr wohl kannte. Eines Abends aber setzte ich dem himmlischen Vater mit theologischen und anderen Spitzfindigkeiten energischer zu. Ich erinnerte ihn an seine Aufforderung: „Rufe mich an in der Not!“ Und eine Not lag doch unbestreitbar vor, nachdem mir mein Vater sehr ernst erklärt hatte, zum Fahrradkauf fehle es ihm jetzt und in aller Zukunft an Geld. Ich packte den lieben Gott bei der Ehre und hielt ihm vor, in Anbetracht seiner Allmacht könne es ihm doch nichts ausmachen, mir in dieser Nacht ein „Flozipenh“ in unsern Torfstall zu stellen.

In der Exaltation dieser Abendstunde schien mir meine Beweisführung so zwingenden Charakters zu sein, daß selbst Gott sich ihr wohl werde beugen müssen. Am nächsten Morgen schlich ich mich aber doch ernüchtert und von Zweifeln stark geplagt in den

Torfstall. Mein Gebet war nicht erhört worden. Ich beugte mich dieser Entscheidung ohne prometheisches Aufbegehren, dazu vielleicht angehalten von einer dunklen Ahnung, daß mein Gott seine deistische Artung durch diese handgreifliche Einmischung ins Luhnstedter Dorfgeschehen selbst in meinem Fall nicht willkürlich verleugnen dürfe.

Später habe ich dann mein Fahrrad bekommen, und ich weiß viel zu seinem Ruhme zu sagen. Es hat mich getragen, wenn ich, zuweilen von der Quelle bis zur Mündung, dem Lauf deutscher Ströme folgte, *der* Ströme zumal, denen Hölderlin seine großen Hymnen gewidmet hat; es war mir Gefährt und Gefährte, als ich hinter den Strömen, den wunderbaren Naturgegebenheiten, endlich die mythischen Wesenheiten entdeckte, die der Sänger in ihnen sah.

Habe ich nicht in jener Nacht meiner Knabenjahre eher mit dem Teufel gehandelt, als mit Gott mich besprochen? In dem Verlangen nach dem „Flozi-*peh*“ hielt der Teufel meinen kleinen Finger. Aber die ganze Hand hat er doch nicht bekommen, und das heißt zu deutsch: den Besitz eines Kraftwagens habe ich nie erstrebt. Mag meinerwegen die Welt dazu sagen: „Nicht einmal so weit hat er's gebracht!“

Den Kilometer-Guillotinen neuester Konstruktion gelingt es jetzt schon, in einer Stunde mehrere Hekatomben ihrer Opfer abzutun. Wozu die Metzelei? Was gedenkt man mit der gierig errafften Zeit anzufangen? Stimmt es? Ist wirklich der vormals so naiv-pausbäckigen, vulgären Weisheit des „time is money“ neuerdings ein wenig schon von der Blässe der Selbstbesinnung angefliegen? Es wird gesagt, Zeitgewinn durch immer schnellere Raumüberwindung stehe ja nicht nur als Gesetz über dem Erwerbsleben, sondern beherrsche auch das völlig vom Zweck gelöste Treiben des Menschen im Sport und Spiel. Er übe nicht nur seine Macht über den homo economicus aus, und es müsse demnach mit ihm doch wohl eine tiefere und allgemeinere Bewandnis haben. Sport und Spiel! Die beiden Wörter bezeugen ihre Zusammengehörigkeit ja so angenehm-ohrenfällig durch die Alliteration. Das „Und“ gibt sich harmlos unverfänglich, als sei es rein koordinierend tätig. Aber hört ihr nicht das Knirschen einer Schaufel tief im Erdgrund? Ganz recht! Das „Und“ ist an

der Arbeit; es wirft hier einen tiefen, antithetischen Graben aus. Was Spiel ist, kann ein Kind uns lehren: völliges Hingegen-sein an ein zweckfreies Tun. Es hat dabei keine Gegner, sondern höchstens Gefährten. Eben wegen ihrer prallen, dinglichen Gefühltheit scheint dem Kinde die Stunde als Zeitmaß eine Leere zu sein, eine gläserne Hohlkugel, in deren Inneres keine Hand eindringen, an deren Oberfläche sie nicht fest werden kann. Im Sport hingegen ist die Stunde bis ins Letzte gegliedert: ein Tausendfüßler mit 3600 Sekundenbeinen, und es kommt darauf an, dem Gegner den zehnten Teil einer solchen Beinlänge abzugewinnen. Dann ist der Rekord gebrochen.

So stürmen wir empor auf die Höhen, auf die Rekord-Höhen des Lebens. Ach, täten wir nicht besser, uns in seine Tiefen zu versenken?

TAGE DER FÜLLE

Das Heimweh nimmt sich vor, einen Septembertag der frühen Kindheit zu beschwören! September! Das Wort schwingt wie der volle, feierliche Ton einer großen Glocke, die eine Zeit der Fülle einläutet. Wohl habe ich in späteren Jahren den Monat der Fülle in einem reicheren, bewegteren Lande gesehen; aber ergreifender war er um mich im karger holsteinischen Flachland — in der Heimat.

Im fernen Lande führte der September an allen Hängen die Trauben der vollen Reife zu. Das dichte Grün der Rebenreihen war leise schon gelichtet, und durch alle Lücken brach lockend das tiefe Blau schwerer Trauben. Eine allerletzte Süße fehlte ihnen noch; aber wenn am Morgen eine der Trauben besonders schön und ebenmäßig mit den Perlenschnüren des Taues umspinnen war, griff meine Hand gedankenlos zu, und es labte mich die taugekühlte Glut der schönsten Beere. In den Gärten lagen Melonen schwer und rund in welkendem Gerank. Hatte einmal das Messer den grünen Panzer der Frucht durchstoßen, dann glitt die Schneide leicht durch das goldrote Fleisch, und der duftende Saft strömte mir über die Hand. Trauben und Melonen nur sollen als die köstlichsten Früchte hier genannt sein. Königlich überragend standen sie inmitten eines unabsehbaren Heeres überall noch hochgewachsener Frucht.

Aber da ich an einem dürftigen, schneenassen Januartage, aus innerem Ungenügen wegstrebend, in wahlbereit daliegenden Erinnerungen den Monat der Fülle suche, gehe ich nicht ins fremde Land. Sein September spricht doch trotz aller Schönheit zuerst den Gaumen an. Speise aber, die dem Gaumen schmeichelt, hilft nicht hinweg über seelisches Ungenügen. Nun suche ich den Monat der Fülle da, wo ich ihn einst in seiner Vollendung erlebte: in der Heimat, in der Kindheit.

Vor meinem Elternhause bog von der Dorfstraße das Redder ab und führte in die Felder. O Fülle du der Frucht an einem holsteinischen Redder! Gesträuch der verschiedensten Art wächst

auf den Wällen ineinander. Im frühen Sommer stand das dichte Gesträuch, einförmig grünen Mauern gleich, zu beiden Seiten des schmalen Weges. Nun aber tritt jeder Strauch mit der besonderen Art und dem unterscheidenden Grade seiner frühherbstlichen Verfärbung aus der Gemeinschaft zurück in die bunte Vereinzelung. Es ist, als habe nun jeder erfahren, daß die Gemeinschaft, in die er, gestützt und selbst stützend, einbegriffen war, ihn am Ende entläßt zum einsamen Werke des Sterbens.

Den Schlehen ist schon ein blauer Flaum angeflogen. Noch kann ihn der Finger wegstreichen und darunter das sommerliche Grün wieder freilegen; aber am Stande der Sonne ist nichts zu verrücken. — Aus jedem Holunder fährt bei meinem Nahen ein Schwarm von Vögeln ärgerlich hoch. Solange den dunklen Beeren eine letzte Schwere vorenthalten bleibt, stehen die Dolden noch aufgerichtet. Ihre fünf Strahlen sind vergleichbar den gestreckten Fingern einer Hand, die einen beerengefüllten Teller den Vögeln gastfrei und zierlich entgegenhebt. Hagebutten hängen im Dorngesträuch, hier noch gelb, dort orangefarben und da nun tiefrot. Spindelbäumchen haben ihre große Zeit. Die Märchenschönheit des Behanges läßt ihren zwergenhaften Wuchs ganz vergessen. Die rötteste Hagebutte erscheint in ihrer Glätte und Ungeteiltheit gemein neben dem besonderen stumpfen Rot der ziselierten Spillbaumkapsel. Man möchte glauben, Christkind ersinne im langen Sommer für die ferne Weihnacht neue Überraschungen, Christkind habe am Spindelbaum die Wirkung eines neuen Tannenbaumbehanges erproben wollen. Kapseln solcher Art, in Zucker gegossen und an Goldfäden aufgereiht, werden zur Weihnacht den Lichterbaum zieren. Unter den Haselnußsträuchern deckt gefallenes Laub reichlicher den Grund. Manche der Blätter sind noch unberührt grün, und man sieht ihnen an, daß sie abgerissen worden sind. Weiterhin verrät gebrochenes Gezweig den Einbruch von Räubern. Wann würden wohl Haselnüsse je ganz reif? Nur ein paar Früchte sind unzeitigem Raub noch entgangen. Einzeln, zu zweien, zu dreien sitzen sie noch in der lustig gespitzelten Hülle. Hier und da strebt aus dem Knick eine einsame Eiche empor. Hin und wieder löst sich aus krausem Becher eine Eichel. Als sich die Frucht an ihrem Grunde leicht bräunte, war ihre Zeit gekommen, und sie mußte

fallen. In den Zweigen hoch aber wartet die Fülle der Frucht des ersten Sturmes. Im Eichengestrüpp entdeckt das Auge unter einem Blatt Galläpfel. Sonderbares Wort, in dem Bitternis und Süße seltsam sich mischen! Sind auch die Galläpfel in Wirklichkeit eiternde Schwären am Leibe des Blattes, ein hinschlendernder Knabe erhebt sie doch zum Range einer Frucht, und ihre Rundung ist ja auch vollkommen. Das wirre Geschlinge der Brombeere geht ohne Unterbrechung von einem Strauch zum anderen und hält in beginnender Auflösung die Gemeinsamkeit noch aufrecht. Wenn einzelne Beeren schon mit dem tiefen Schwarz der Reife locken, müssen sich viele noch durch mancherlei Rot hindurchverwandeln, und andere zögern noch unscheinbar hin in einem reifefernen Grün. Die zapfenartigen Ähren des Hopfens stehen im Übergang zu einem goldenen Gelb. Ein Bild des Segens, so machen sich die im Sommer Verborgenen nun sichtbar. Die schwanken Stengel ranken sich in unzähligen Windungen so geduldig wie mühevoll dem geraden Hoch hinaus der Sträucher nach und machen erst halt, wenn sie in den Tagen der Fülle über den Wipfel ihrer Stütze hinaus ins Leere tasten.

Wer schöpfte je deine Fülle aus, September! Dies Beginnen wäre so töricht wie das einer Kinderhand, die in den Strom greift, um ihn sich zu eigen zu machen. Aber was meine hohlen Hände aus der Fülle heben, kann doch ein Sinnbild sein, wie man denn auch nie den Zaubermontat September in allem beim Wort nehmen darf, sondern ihn in seinem Wesentlichen als Symbol nehmen muß.

Ein Sinnbild war er gewiß dem Knaben schon, und wenn dieser denn auch zwischen genießbaren und ungenießbaren Früchten sehr gut zu unterscheiden wußte, so war ihm doch September nicht nur um der süßen Früchte willen ein Fest. Doch fühlte er jetzt nur erst die beschwingte Freude, nicht aber die leise Schwermut, in die alle Dinge hineingehen, wenn die Zeit ihrer Reife gekommen ist. Im September wird der Sommer an seiner Überfülle schwermütig. Fernher und leicht verschleiert leuchtet die Sonne; ihr Lächeln ist durch Tränen gegangen. Daß die Süße der Reife dem Geschmack nicht fade werde, muß ein Wissen um das Ende sie mit Bitternis würzen.

Dem Manne, der im Heimweh den Pfaden seiner Jugend nachspürt, ist die Bitternis lange vertraut. Aber nun sucht er sie abzutun, um unbeschwert mit Eltern und Geschwistern noch einmal den Tag zu feiern, in dem einst aller Zauber des Septembers auf seinen festlichen Gipfel gelangte.

Mit diesem Fest in meinem Elternhaus war es eigen bestellt. Gemeinhin fordern Feste Geld und Zeit; bei uns aber war von beidem nie ganz genug vorhanden. Meinem Vater war die Gabe geworden, ohne allen Geldaufwand und ohne Gewaltbarkeit einen Arbeitstag aus seinem grauen Kittel in ein schillerndes Festgewand hinüberzulocken. Und wenn ihm die Freude in den Augen seiner Kinder das Gelingen der vielen kleinen Listen bestätigte, so fing er sich wohl am Ende in den eigenen Schlingen und nahm den Arbeitstag ernsthaft als Fest.

War es nicht wieder ein Sinnbild, daß das Fest der herbstlichen Fülle an das Werk der Bienen anknüpfte? Was kann die Biene denn mit *einem* Flug einholen? Ist es nicht eine Winzigkeit? Und ganz bequem steht ihrem Eifer nur die Lindenreihe vor unserm Hause. Und vielleicht ist die Lindenblüte noch halb verregnet, und die Heide liegt ermüdend weit, und den Buchweizen säen die Bauern immer spärlicher an. Aber alle Angst und alle Mühe hat sich um der Tapferkeit und Unverdrossenheit willen nun doch in goldgelbe Süße verwandelt. Die Tracht der einzelnen Biene mag unscheinbar sein, die Sommerarbeit vieler Völker füllt nun doch in unserer Speisekammer eine stattliche Reihe gewichtiger brauner Kruken.

Vielleicht wäre es angebracht gewesen, das Fest im Angesichte der dickbäuchigen Kruken zu feiern. Aber das geschah nicht. Schön war es gewiß auch, wenn zum erstenmal die frischen, wohlgefüllten und kunstvoll geschlossenen Waben zum Schmausen freigegeben wurden. Dann hieß es: „Eßt, Kinder! Aber ihr müßt euer Maß wissen.“ Schön war es weiter, auf weißen Tellern den Nachbarn besonders wohlgelungene Wabenstücke als Geschenk zuzutragen. Da erscheint man ein wenig wichtigtuerisch als der großherzige Spender edler Gaben, und der Groschen, den die Kinder empfangen, ist nicht der geldliche Gegenwert, sondern nur eine Gebühr, durch die unsere Großmut anerkannt wird. Der alte Schuster Henn Lünig gibt kindischer Freude und Be-

gehrlichkeit possierlichen Ausdruck, und wahrscheinlich wird er auch in diesem Jahr wieder „sein Maß nicht wissen“.

Das eigentliche Fest aber führt erst der Tag des Wachskochens herauf. Den Verrichtungen dieses Tages würde das alltägliche Wort „Arbeit“ den Goldstaub abstreifen, womit sie zauberisch überstreut sind. Wie es dem Vater gelingt, sie ohne großen Aufwand ins Gebiet nahezu kultischer Handlungen hinüberzunötigen, darin bewährt sich sein Künstlertum. An diesen Handlungen ist die ganze Familie beteiligt: Vater, Mutter und vier Kinder. Und auch die Geister eilen dienstbereit herzu. Unser Haus ist voll von Geistern, guten und bösen. Aber die bösen hält die Weihe des Tages gebannt.

Am Pfosten der Werkstättentür ist etwa in Meterhöhe mit fünf riesigen schmiedeeisernen Nägeln ein vierkantiger Klotz befestigt. Während des ganzen Jahres macht er sich nicht bemerkbar, monatelang verbirgt er sich hinter aufgestapeltem Holz. Trifft ihn von Zeit zu Zeit ein Blick, so ist zwar immer unverkennbar, daß die Anordnung der Nägel ein Menschengesicht nachbildet; aber die Züge dieses Gesichts bleiben unbewegt. Wer meinem Vater bei seiner Böttcherarbeit so ausdauernd zuschaut, wie es einer unserer Nachbarn tut, der kann wohl in einem Monat erfahren, welchem Zweck die vielen, geheimnisvollen Geräte und Vorrichtungen einer Böttcherwerkstatt dienen. Der Klotz aber mit dem Nagelgesicht gibt um solchen Preis sein Geheimnis nicht her. Nur am Tage des Wachskochens enthüllt er den Sinn seines Lebens. „Einmal nur im Jahr . . .“ Derlei Dinge kommen sonst nur in Märchen vor, wo es ja Türen gibt, die sich nur alle hundert Jahre einmal öffnen.

Heute wird Wachs gekocht, heute hat das Klotzgesicht dort am Türpfosten seinen großen Tag. Der frohen Unruhe des Tages hält seine mürrische Unbewegtheit nicht stand. Eben hat es sehr verschmitzt und verständnisvoll mit dem einen seiner Nagel-
augen gezwinkert, und jetzt gelingt dem kleinen, runden Nagel-
mund gar ein breites Grinsen. Und nun ist die Verzauberung vollkommen: dort an der Tür steht ein stämmiger, gutartiger Zwerg und wartet seiner Stunde.

Aus mancherlei Anzeichen muß auch der Unkundige das Besondere des Tages errahnen. Großvaters gewaltiger Kupferkessel

ist herbeigeschafft worden und hängt dort über offenem Herdfeuer. Der Schleifstein hinterm Hause ist des Dreibocks beraubt, auf dem er sonst ruht. Der Dreibock wird dem wartenden Zwerg vor den Leib geschoben. Schon trägt er auch den Zuber mit der Preßvorrichtung, und der ganze Aufbau reicht dem Zwerg bereits ans Kinn. Die Bütte zum Auffangen steht an ihrem Ort. Am Boden liegt der Preßbalken bereit, auch er nun sonderbar verwandelt und ins Hochbedeutende verklärt. Ihm bin ich im Laufe des Jahres öfters auf dem Holzplatz am Redder begegnet. Dort lag er, unscheinbar, an seiner Oberfläche von Wind und Wetter schon stark mitgenommen, spakig geworden. Wäre ihm ein Unkundiger mit der Axt nahegekommen, so hätte er sich verlocken lassen können, ihn vor dem völligen Vermodern haushälterisch zu Brennholz zu zerschlagen. Das runde Holz trug aber am einen Ende eine sorgfältig abgeplattete Stelle, und sie hätte dann den platten Nützlichkeitsapostel vor dem immer möglichen geheimnisvollen Berufesein auch des Unscheinbaren erschauern lassen müssen.

Alle Gerätschaften sind herbeigeschafft, und nun heißt es: warten! Ach, das Warten ist Kindern wohl eine arge Zumutung. Wenn man es aber recht bedenkt, darf es als Würze dem Fest nicht fehlen. Endlich heben Vater und Mutter mit großer Anstrengung den Kupferkessel vom Feuer und tragen ihn an den Zuber heran. Jetzt wird es Ernst. Der Zwerg schiebt etwas verängstigt sein klotziges Kinn vor, teils aus Neugierde, teils um seine Halswirbel schnell noch einmal durchzuprobieren. Denn auf Kinn und Halswirbel wird es jetzt ankommen.

Der Vater gibt ein paar kurze Anweisungen. Durch aufwallenden Dampf wird für einen Augenblick ein grobmaschiger grauer Sack sichtbar, der auf vier haltbaren Knüppeln schnell und kunstfertig hinübergehoben wird in den Zuber. Ist er zurechtgekantet, so legt sich der Deckel darüber. Das Zwergengesicht ist hinter dem Aufbau fast ganz verschwunden. Dies alles ist sehr schnell geschehen. Anstrengung und gesammelte Aufmerksamkeit lassen Vater und Mutter sehr ernst aussehen. Nun heben sie den Preßbaum auf, schieben sein abgeplattetes Ende dem Zwerg unter das Kinn. Von dort verläuft er nun über den aufragenden Holzbügel des Preßzubers schräg nach oben, so daß er mit dem andern Ende fast die Decke berührt.

Da stehen denn die Kinder auch schon bereit; denn nun wird es auf sie ankommen. Die auf das Werk gesammelte Aufmerksamkeit des Vaters wird für sie wieder frei. Die Kinder werden hochgehoben und klammern sich an den Preßbaum. Tief, tief unter sich sehen sie das lachende Gesicht ihres Vaters, das einen guten Ausgang des Abenteuers gewährleistet. „Nu geiht de Reis' los!“ ruft der Vater. Ich schließe die Augen, und das Wort von der „Reise“ offenbart wieder seine Zaubergewalt. Denn obwohl die Werkstatt vom Boden bis zu ihrer Decke wenig mehr als zwei Meter mißt, fahre ich in einem seligen Schwindel durch unermessliche Räume, bis meine Füße nach langer Zeit den Boden wieder fassen.

Wenn ich die Augen wieder aufschlage, ist über dem Zuber das Zwergengesicht von neuem sichtbar geworden. Der Vater nickt meiner Mannhaftigkeit eifrig und bewundernd Beifall. Immer versteht er es, den Kleinen die Gewißheit aufzudrängen, daß ihr Dabeisein recht eigentlich den Ausschlag gegeben hat, daß es dies umständlich vorbereitete und in seinem Ausgang immer ungewisse Unternehmen entscheidend zum Guten wandte.

Während der Fahrt durch die Unermeßlichkeit tönt der Sturz des flüssigen, wasseruntermischten Wachses wie Getöse in meinen Ohren. Nun hat das Ungestüm des Strömens nachgelassen; der Baum steht waagrecht. Wir sitzen nun alle nebeneinander, und der Vater findet Zeit, seine Pfeife wieder in Brand zu setzen. Ich reite in neue Abenteuer hinein. Wir stützen uns auf und lassen dann unser vereinzelter Körpergewicht schwer auf den Baum zurückfallen. So gelingt es für ganz kurze Zeit, das Strömen in die Bütte wieder etwas ergiebiger zu machen. Aber nicht darum geht es mir jetzt. Hier ist eine Wette mit dem Zwerg auszutragen. Er hat sich anheischig gemacht, dem Gewicht der ganzen Familie mit seinem klotzigen Kinn die Waage zu halten. Wird er standhalten? Wird er nachgeben müssen? Wird der unförmige Schädel gleich versagend gegen die Decke sausen? Wir müßten diesen Triumph wohl mit einem allgemeinen Übereinanderfallen bezahlen, aber lustig wäre es doch. Wie er sich anstrengen muß, der Zwerg! Die schmiedeeisernen Augen treten ihm groß und starr aus dem Kopf. Aber er hält.

Tiefer und tiefer neigt sich der Preßbalken. Fast berührt sein

freies Ende wieder den Boden. Vereinte Kraft kann auch nach wiederholtem Umpacken des Sackes kein Strömen mehr zuwegebringen. Es tröpfelt nur noch in die Bütte. Die laute Lust hat stiller und inniger Zufriedenheit Platz gemacht. In der Bütte nutzen Wasser und Wachs die beginnende Erkaltung, um ihre durch das Feuer erzwungene Vereinigung wieder zu lösen. Es hat keinen Sinn, den Sack im Zuber nochmals zu wenden. Was in ihm zurückbleibt, ist Schmutz. Makellos goldgelb deckt sich in der Bütte der große Wackskuchen über das Wasser. Die zunehmende Erkaltung zieht ihn zusammen, seine Ränder lösen sich vom Holz, so daß man ihn später mühelos herausnehmen kann. Auf dem Rande der Bütte sind die Spritzer kalt geworden und zu allerlei absonderlichen Figuren geronnen. Durch die offene Tür finden vereinzelte Bienen den Weg und umsummen die Bütte. Willkommen, ihr Unverdrossenen! Wer wollte euch ungastlich verscheuchen? Ihr gehört hinein in unser Fest. Euer Summen tönt in unser dankbares Schweigen wie ferne Musik.

Noch ein paarmal wird der Wackskuchen umgeschmolzen; immer „geht die Reise noch einmal wieder los“. Immer geringfügiger wird die Schmutzansammlung am Grunde des gewaltigen Kuchens, und zuletzt kann sie mit einem Messer bis auf kleine Andeutungen weggeschabt werden. Und eines Tages hat sich dann auch die Gelegenheit gefunden, auf einem Bauernwagen in die Stadt zu fahren, um den Wackskuchen für schweres Geld zu verkaufen. Oft genug ist uns bedeutungsschwer gesagt worden: „Wachs ist sehr teuer.“ Der Schatz wird mit unscheinbarem Sackleinen irreführend so umhüllt, daß der Goldglanz zwar neidischen Blicken entzogen ist, die Ebenmäßigkeit der Form aber immer noch erkennbar bleibt.

Wenn nun der Vater, an seiner Last schwer tragend, durch Rendsburgs Straßen geht, mögen die naseweisen, überheblichen Städter in ihm irgendeinen törichten Hans im Glück vermuten, der am Ende seines Abstiegs steht und nur noch das Erlebnis am Brunnen abzutun hat.

Die Form seiner Tracht legt ja auch vielleicht den Gedanken an einen Schleifstein nahe. Aber der da durch Rendsburgs Straßen geht, ist ja kein Dümmling, sondern eben unser Vater, ein richtiger Hans im Glück, der seine Sache beim guten Ende an-

faßt. Bei ihm gibt es keinen kläglichen Abstieg vom Golde zum Schleifstein. Er steigt triumphierend zum Golde hinan, und auch in diesem Jahr werden wir Kinder wieder mit Stolz hören, daß Kaufmann Sibbert nicht an der Ware gemäkelt hat. Statt Krämerschlau ein Preisdrücken zu versuchen, wird er rückhaltlos unserer Ware Makellosigkeit bewundern und den höchsten Preis zahlen. — — —

Unabsehbar lang ist ein Jahr im Leben eines Kindes, und doch — man weiß nicht, wie es geschah — ist man eines Tages schon fünfzehn Jahre alt. Die älteren Geschwister haben das Elternhaus verlassen.

An einem Septembertage sitze ich im Garten, versteckt zwischen zwei Reihen hochgewachsener Bohnen. Kurze Zeit vorher war es mir durch einen besonderen Glücksfall möglich geworden, Lenaus Werke zu erwerben. Die Welt ist schon ein wenig nüchterner geworden; viele Geister haben das Haus verlassen. Die letzten düstern, spinnewebenverhangenen Winkel sind durchforscht. Viele Geheimnisse haben vor dem vernünftelnden Zu- drang meiner Forscherleidenschaft weichen müssen. Die Märchen sind einstweilen abgetan, und was ich lese, braucht sich zwar nicht wirklich ereignet zu haben, muß aber immerhin möglich sein. Schön sind auch Gedichte, die von Heldentaten und großen Ereignissen sagen, oder auch nur mit einem nicht immer verständlichen Sprachprunk dahindonnern wie Schillers Gedichte der ersten Periode. Nicht alles ist klar, weil ich *erst* fünfzehn Jahre alt bin. Aber wiederum bin ich auch *schon* fünfzehn Jahre alt. Nun ist mir eine Binde von den Augen genommen, und ich sehe in ein verzaubertes Land, und das Schönste sind nun diese Gedichte von Lenau, die gar nichts Handfestes berichten, deren Worte ganz leise und schlicht vorübergehen und mir doch Schauer durchs Herz jagen, weil ihres Wandels fremde Hoheit nicht mehr Königen und Großen dieser Erde abgesehen ist, sondern von Gott verliehen sein muß.

Da werde ich in die Werkstatt gerufen, wo der dampfende Sack schon in den Zuber gehoben ist. Die Dinge der Werkstatt sind nicht ferner verzaubert. Da wird ganz einfach der Preßbaum unter den Klotz an der Tür geschoben, und mein Körpergewicht ist nun derart, daß es ernsthaft in Rechnung gestellt wer-

den kann, ja sogar unentbehrlich ist. Wachskochen ist mir kein Fest mehr, ist nüchterne Arbeit und lästige Störung geworden. Meine Ungeduld strebt zurück in den herbstlichen Garten, zurück in die neue, die andere Verzauberung.

Obenhin und lässig führe ich aus, was notwendig ist und mir anbefohlen wird, ungeduldig des Wortes harrend, das mich entläßt. Nun ist es gesprochen, und ich kehre heim in mein Versteck und „senke mein umnachtet Angesicht“ an den Busen der Melancholie.

Ja, ich mache die Leiden meines Dichters mir unbesehen zu eigen. Zu den wildesten Übertreibungen bin ich bereit. Ich sehe, „der Schminke bar, des Lebens welke Wange“, und die Frauen haben mich namenlos betrogen. Unecht und lächerlich ist mein Weltschmerz; aber ganz wahr und ganz echt ist die Bezauberung durch das dichterische Wort.

Über das Buch hinweg träume ich hinaus in den Septembertag. Lautlos fallen die Blätter. Und wenn ich mir auch sage, daß des Lebens welke Wange und die Treulosigkeit der Frauen Dinge sind, über die ich besser noch nicht mitrede und mitfühle, so bin ich doch fünfzehn Jahre alt und bin durch eine Wandlung geschritten. Die Fülle des Sommers hat sich hinüberverwandelt in septemberliche Schwermut der Überfülle. Der süßen Schönheit des Tages ist die scheue Bitternis eines Todesahnens zugemischt, und was immer das Leben mir noch vorenthalten mag, des Dichters Wort: „Ich liebe dieses milde Sterben“, geht unmittelbar in die noch ungeklärte, aber doch unbedingt wahre Mitte meines Wesens und findet dort seine Statt.

Jahre vergingen mir in dem Irrtum, daß die über alles geliebte Schönheit des dichterischen Wortes sich auf Grund einer geheimnisvollen Notwendigkeit, die ich noch nicht durchschaue, nur am Gegenstande des Schmerzes voll entfalten kann. In dem Ungestim ihres Ringens um die letzte Schönheit des Wortes mag es den Dichtern nachgesehen werden, wenn sie über das Verhältnis, in dem Glück und Leid sich auf ein Leben verteilen, so bestürzende, aber doch glücklicherweise wohl gefälschte Angaben machen.

Wo ist meine Jugend mit ihren holden Irrtümern?

„O Schmerz, wie bist du wahr!“

Melancholie redet mir mit dem leisen, eintönigen Fall ihrer Worte ein: Es führt den Menschen sein Weg nicht, wie er in törichten Tagen der Jugend glaubte, aus der Entbehrung in zunehmende Fülle. Umgekehrt geht es: aus dem Reichtum in wachsende Dürftigkeit.

Aus der kahlen, schneefeuchten Leere des Januartages habe ich mich gerettet in Erinnerungen an den Monat der Fülle, aus dem Ungenügen des Mannestums in die selige Erfüllung der Jugend, aus verstandesnüchternem Umgang mit den Genossen der täglichen Arbeit in die Spielgemeinschaft mit Geistern.

Wo bist du hingekommen, du Zwerg vom Pfosten der Werkstattentür? Heute habe ich dich beschworen, daß du meiner Betrachtung standhalten mußt. Alt und vergrämt sahst du aus, mein Freund. Aber da ich mit voller Inbrunst meine Blicke in deine schmiedeeisernen Augen tauchte, sahst du mich voll und lebendig an, wenn auch immer noch wehmütig. Aber *einmal* hast du mich lustig angezwinkert: „Ja, ja, wir sind alt geworden. Weißt du noch, damals? Wir waren jung, es war September, und wir feierten das Fest der Fülle!“

NAME IST MEHR ALS SCHALL UND RAUCH

In meinem Elternhaus in Luhnstedt gab es bedrucktes Papier in solchen Mengen, daß meine Mutter beim Aufräumen wie in plötzlicher Verzweiflung zuweilen die Arme sinken ließ und die Augen zum Himmel aufschlug. „Nä, wat is dat doch'n Leben mit all de ewigen Schriften in uns Kat“, hieß es dann, und dieser Klage folgte der Anruf: „Du lewe, witte Gott, hör!“ Die gelinde Theatralik des Auftritts legte im übrigen die Vermutung nahe, daß es mit der Klage über die Plage so ganz ernst nicht gemeint sein könne.

Wenn hier von „Mengen“ die Rede war, so ist das Wort natürlich nicht im absoluten Sinne zu nehmen, sondern mit den durch die Umstände gegebenen Einschränkungen. Denn es handelte sich am Ende um ein kleines, strohgedecktes, dörfliches Handwerkerhaus. Wenn man aber dies recht in Betracht zieht, so war allerdings der vorhandene Schriftenbestand unverhältnismäßig.

Von dem, was in den Schriften lebte, war ich bis in mein siebentes Lebensjahr notwendig ausgeschlossen. Indessen wußte ich schon, daß Bücher eine Welt beschloss, größer und schöner und glänzender als Luhnstedts Einerlei, das vor „Weitläufigkeiten“ eine große Angst hat. In der anderen Welt galt eine andere Sprache, eine klangvolle, feierliche, in der das einzelne Wort nicht schlecht und recht Bezeichnung war, sondern Anruf und Zauberspruch, Gebet und Beschwörung. Von den Tischen der Reichen fielen mir Brosamen zu, wenn die älteren Geschwister laut hersagten, was ihnen aus der Bibel, dem Gesangbuch und dem Norddeutschen Lesebuch zum Auswendiglernen aufgegeben war. So konnte ich eines Tages die Familie mit der textgetreuen Wiedergabe der Geschichte von Kain und Abel überraschen. Ich wußte auch schon, daß man die erlesenen Menschen, die sprachliche Wunderwerke aus sich hervorzuspinnen vermögen, Dichter nennt.

Aber die Luhnstedter Welt war wie mit einem Bretterzaun abgedichtet gegen das Wunder, das überall da aufsprang, wo die hochdeutsche Sprache erklang. Ich konnte nur das gierige Ohr

dorthin legen, wo wie aus Versehen zwei Bretter nicht fest aneinandergefügt waren. Wenn der Bauer Hans Vollert zum Besuch erschien, dann entdeckte ich in dem Zaun sogar ein Astloch. In einem Stubenwinkel saß ich und harrete kommender Dinge, und wenn es denn im Gespräch zuerst auch alltäglich zuing, manchmal zum Verzweifeln lange, einmal kam ganz unerwartet die Wendung. „Man hört immer, Goethe soll tiefer sein als Schiller“, ließ sich Hans Vollert vernehmen.

„Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
pfeilschnell ist das Jetzt entfliegen,
ewig still steht die Vergangenheit.“

Soll man mir erst einmal beweisen, inwiefern Goethe tiefer ist!“ Das Lachen, das dieser Rede folgte, klang nicht anders, als habe er soeben einen spaßhaften Vorfall aus dem täglichen Leben des Dorfes erzählt; aber in seinen Augen stand ein schwärmerisches Leuchten und versonnen und wie Zauberformeln gebrauchend setzte er hinzu: „Friedrich von Schiller und Johann Wolfgang von Goethe!“

Dabei wurde mir klar, wie unmittelbar die Zauberkraft der Dichter mit ihrem Namen zusammenhängt. In Luhnstedt mit seinen immerwiederkehrenden Hans und Klaas, Jörn und Timm konnte es selbstverständlich keine Dichter geben. Dichternamen geben nicht den kurzen, plumpenden Laut, der etwa da entsteht, wo ein Junge einen Stein in den Dorfteich wirft. Sie kommen von weither hoch und mit majestätischem Rauschen heran, wie Wogen an der Küste des Ozeans.

„Friedrich von Schiller!“ Der große und kluge Bruder warf mir zuweilen Dichterworte hin und deutete dabei wohl meinen Gesichtsausdruck als reine Verblüffung, an der er seinen Spaß hatte.

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.“

Als einzige und völlig unzureichende Erklärung setzte er dann hinzu: „Von Friedrich von Schiller.“

Mein Bruder mochte da gegenüber dem ganz Urteilslosen der Versuchung erlegen sein, mehr zu geben, als er hatte. Denn immerhin gehörte er trotz des Vorsprunges, um den ich ihn herzlich beneidete, noch nicht zu den „Großen“, von denen eine kleine Auswahl außerhalb des regulären Unterrichts in die „Nachstunde“ ging. Dort hatten die Erwählten, wenn die Algebra zu ihrem Recht gekommen war, auch Aufsätze über tiefsinnige Dichterworte zu schreiben, hatten also die Neigung der argen Welt zum Schwärzen des Strahlenden nachzuweisen an Beispielen a) aus der Religion, b) aus der Geschichte, c) aus der Dichtung, d) „aus dem täglichen Leben“. Soweit diese Ordnung zugleich einen Rang festlegen sollte, war ich mit ihr nicht einverstanden. Die Dichtung war falsch untergebracht, sie hätte an erster Stelle stehen müssen; wohingegen die Beispiele aus dem täglichen Leben unter d) an dem Orte standen, der ihrer Erbärmlichkeit entsprach.

Unter den „Schriften“ der Böttcherkate wurden einige Bände mit besonderer Auszeichnung behandelt. Als Eigentum meines Onkels Fritz waren sie sozusagen aus dem täglichen Verkehr gezogen und hatten ihren Platz auf dem Schrank, wo ihnen von unachtsamen Kinderhänden kein Leid geschehen konnte. Es waren Fritz Reuters „Sämtliche Werke“. In der Familie war nie von Reuters Werken schlechtweg, sondern umständlich und sonst beliebte Kürze des Ausdrucks um der Ehrfurcht willen meidend, immer nur von den „Sämtlichen Werken“ die Rede. Das Wort „sämtlich“ wurde mir zum Symbol der verschwenderischen Fülle und Lebenserfülltheit überhaupt. Zwischen den Deckeln aller Bücher lag allen Lesekundigen die Fülle des Glücks gespeichert, und den Wenigen gar, die sämtliche Werke zu schreiben wußten, hatte die ewige Seligkeit hernach nichts mehr zu bieten.

Fritz Reuter also hatte „Sämtliche Werke“ geschrieben, und das mochte für ihn selbst über alle Maßen schön sein. Aber ein unbedingter Gipfel war er mir nicht. Daran konnte auch die Begeisterung meines Vaters nichts ändern. Er las uns manchmal aus den „Läuschen und Rimels“ vor, und das war auch ohne jeden Zweifel sehr unterhaltend und spaßhaft. Aber es fehlte doch viel, und die Zusammenhänge waren mir auch durchaus klar: dieser Dichter hieß Fritz, wie ich selbst, und er sprach plattdeutsch, wie ich auch. Bei solchen Gegebenheiten kann dann nicht

viel herauskommen, zum mindesten nichts, was mit „Dreifach ist der Schritt der Zeit“ oder „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen“ noch irgend verglichen werden darf.

Der Vater erzählte mir auch, Fritz Reuter habe einen Freund namens Fritz Peters gehabt. Wenn mir damit eine Freude und eine Stärkung meines Selbstbewußtseins zugedacht war, so wurde eher das Gegenteil erreicht. Denn eben, daß Fritz Reuter mit einem Fritz Peters als Freund vorliebnehmen mußte, bezeugte ja die Eingezäuntheit seiner plattdeutschen Welt, die ausweglose Enge, in der man von „Weitläufigkeiten“ als sehr schweren Verbrechen spricht. Die „Läuschen und Rimels“ hätten nach meiner Meinung bei einer etwaigen Verwendung in den Abhandlungen der Luhnstedter Nachschüler nicht eigentlich unter den Beispielen aus der Dichtung, sondern ganz am Ende der Reihe unter d) als Beispiele „aus dem täglichen Leben“ allenfalls noch auftreten können.

Mir war wohl bekannt, daß mein Geburtsschein mir das Recht gab, mich Friedrich Ernst Peters zu nennen. Aber ein erster Versuch, mein dokumentarisch verbürgtes Recht auf diesen — wie es mir schien — prunkhaften Namen dem täglichen Leben gegenüber geltend zu machen, war kläglich gescheitert. An einem schönen Sommertage spielte ich unter den Erlen an der alten Luhnau-Brücke und ließ meine Phantasie ihre weltverwandelnden Kräfte erproben. Wenn es auch gelang, die Luhnau in einen Strom mit buntbewimpelten großen Schiffen umzuschaffen, so blieb die Dorfstraße gleichmütig und ungerührt. Mit ihrem holprigen Pflaster, ihrem Staub und Unrat, lag sie da wie immer, so gar nicht geneigt, sich plötzlich zu glätten und zu säubern, um sich damit eines Umzugs von Prinzen und Prinzessinnen würdig zu machen. Ab und zu trabte ein Knecht auf schwerem Ackergaul vorüber, oder es rumpelte ein Bauernwagen über die Brücke. Die Prinzen auf edlen Rossen und die Prinzessinnen in goldenen Kut-schen blieben aus.

Und doch geschah an diesem Tage Ungewöhnliches. Aus dem benachbarten Nindorf kam der Lehrer ins Dorf, ein sehr vornehmer Herr, begleitet von seinen beiden Töchtern, hochgewachsenen jungen Mädchen in hellen Kleidern. Sofort erhob ich die Mädchen in den Prinzessinnenrang, und die offenkundige Bewunderung, mit der ich ihnen entgegentrat, mag sie an ihre Ver-

pflichtung zur Leutseligkeit gemahnt haben. Sie blieben auf der Brücke einen Augenblick neben mir stehen und geruhten äußerst huldvoll nach meinem Namen zu fragen. Meine Antwort: „Friedrich Ernst Peters“ tat denn auch die erwartete Wirkung, und in unverhohlener Bewunderung sagten die Prinzessinnen: „Oh, das ist aber ein sehr schöner Name!“ Da aber fiel das Gewissen mit der Zuchtrute über mich her, machte mir meine barfüßige Erbärmlichkeit erbarmungslos klar und bestimmte mich, dem Hochstaplertum zu entsagen und der Wahrheit die Ehre zu geben. Beschämt und kleinlaut erläuterte ich: „Aber eigentlich heiß’ ich man bloß Fritz Peters.“ — — —

Eines Tages öffnete sich mit der Luhnstedter Schultür auch mir der Zugang zur Welt der Schriften. Vorerst freilich tat sich nur ein Spalt auf, eben weit genug, daß ich meinen Arm hindurchzwängen und erraffen konnte, was unmittelbar hinter der Schwelle für mich bereit lag. Mit dem Schreiben war das eine sehr eigene Sache. Wenn der Lehrer und auch die Eltern vorgaben und sogar bewiesen, daß sie die aus der Fibel abgeschrieben oder auch die nach sorgfältiger Vorbereitung des Wortlauts frei niedergeschriebenen Sätze zu lesen verstanden, so konnte dem immer noch irgendeine Übereinkunft der Erwachsenen zugrunde liegen. Mußte man nicht in entscheidenden Dingen stets darauf gefaßt sein, von ihnen hinters Licht geführt zu werden? Der Wert der neuerworbenen Kunst des Schreibens war erst erwiesen, wenn sich ein Gedanke, der vorher nirgendwo anders als nur in meinem Kopf existiert hatte, einem anderen Menschen durch die Schriftzeichen mitteilen ließ. Zu einem in diese Richtung weisenden Experiment ließ sich mein Bruder herbei. Dieser Augenblick machte in meinem Leben Epoche; hier war ich einer Offenbarung teilhaftig geworden. Ich geriet in einen Machtrausch und fühlte mich als Magier fähig, durch die Schrift nach meinem Belieben Segen und Fluch zu wirken.

Ich betrieb meine Übungen mit stillem Eifer und ließ mich bei kühnen Vorstößen in die Freiheit des Unendlichen von den Vorschriften der Orthographie nicht beengen. Es war eine erregende Zeit, und ich konnte der Unruhe nur dadurch begegnen, daß ich meine Zukunft ein für allemal festlegte. Für jeden Menschen kommt wohl einmal diese Stunde, und aus der Unzahl der Mög-

lichkeiten sucht sich der eine dies, der andere das Entgegengesetzte heraus. Für mich gab es nichts anderes als Schriftsteller zu werden.

Aus dem Begriff des Schriftstellers brach ich ein sehr wesentliches Stück insofern heraus, als die Öffentlichkeit selbstverständlich ausgeschlossen werden mußte. Aus diesem Grunde schon verbot es sich, Vater oder Mutter um den Groschen für ein Heft anzugehen. Aus sorgfältig gesammeltem Packpapier fertigte ich ein schönes Heft, und für eine Weile tat dies Werk meinem Taten-drang genug. Dann lag mir ob, Seite um Seite mit Linien zu versehen; denn die richtige Steuerung des Bleistiftes blieb einstweilen noch eine Aufgabe, der ich mich nicht recht gewachsen fühlte, wie ich denn auch den bösen Überraschungen, die man beim Hantieren mit Feder und Tinte ständig gewärtigen mußte, vorsichtig auszuweichen beschloß. Als auch die Arbeit des Linierens geleistet war, fing die Laufbahn des Schriftstellers schon an, dornenvoll zu werden. Denn wenn ich sagen wollte, daß bei mir über das zu schreibende Werk noch nicht volle Klarheit bestanden habe, so wäre das schon maßlos geprahlt. Hier herrschte pechschwarze Finsternis. Jedes anständige Buch hat aber ein Titelblatt, und da ich mir zutraute, ein solches noch zustande zu bringen, war die andrängende Verlegenheit noch einmal wieder zurückgescheucht. Stand ich nicht vor einem außerordentlichen Beginnen, vor einer Sache, die nach Luhnstedter Begriffen unbedingt zu den „Weitläufigkeiten“ zählte? Durch die Abwendung von dem alltäglichen Namen mußte der Anspruch erhoben werden, hier dörflichen Maßstäben nicht mehr unterworfen zu sein. Den Namen Friedrich, der mich in die Nachbarschaft Schillers führte, setzte ja der Lehrer selbst auf meine Hefte und gab ihm damit seine allerhöchste Sanktion. Und wenn einer seiner schweren und hohen Berufsarbeit nachgeht, so verbieten sich alle Vergleiche mit einem spielenden Dorfjungen, der sich in hochstaplerischer Absicht prunkvolle Namen zueignet.

Friedrich Ernst Peters! Der Name stellte mich hinsichtlich seiner Silbenzahl mit Friedrich von Schiller auf die gleiche Stufe, und dem angeblich „tieferen“ Johann Wolfgang von Goethe blieb nur der kleine Vorsprung von zwei Silben. Unabsehbar dehnte sich vor mir ein Land der Fülle, und also setzte ich auf mein Titelblatt: „Friedrich Ernst Peters – Sämtliche Werke“.

Damit stand ich nun aber hoffnungslos am Rande meiner Taten, und im Warten auf die Inspiration blieb mir nur noch übrig, mein Heft an einem absolut sicheren Ort zu verbergen. Aber schon nach wenigen Tagen wurde es von meinen älteren Geschwistern entdeckt und ans Licht gezogen. Das gab ein gewaltiges Hohngeschrei, von dem auch meine Eltern herbeigezogen wurden. „Friedrich Ernst Peters — Sämtliche Werke“! Tröstlicherweise stimmten die Eltern wenigstens in das Hohn- gelächter nicht ein. Sie lächelten nur, und die Mutter vielleicht sogar mit verhaltenem Stolz.

Mein Bruder zählte nun bereits zu den „Nachschülern“ und tat sich — wie man hörte — unter ihnen hervor. Vielleicht hatte er eben jetzt *seine* Abhandlung über die Neigung der Welt zum Schwärzen des Strahlenden zu liefern, wohl versehen mit den unter a) bis d) aufgereihten Beispielen. Hätte er nicht in meinem edlen Streben, in meinen Absichten wenigstens das Strahlende und Erhabene erkennen sollen? Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, den Hohn dadurch zu bereuen und zu büßen, daß er mir unter den Opfern jener bösen Neigung der Welt meinen Platz gab, wenn auch nur unter Punkt d): Beispiel aus dem täglichen Leben? Das „tägliche Leben“ war für mich unentrinnbar. Ikarus lag mit schmerzenden Gliedern im Staube und wußte tiefer als jemals vorher, daß man sich als Luhnstedter nicht auf Weitläufigkeiten einlassen soll.

Jahrzehnte später saß ich einem Schriftleiter gegenüber, der mit mir Einzelheiten der Veröffentlichung meines ersten Beitrages besprechen wollte. Damit mußte auch die Frage erörtert werden, unter welchem Namen der neue Mitarbeiter sich dem Publikum vorzustellen gedenke. Die Öffentlichkeit tauchte vor mir auf als ein Ungeheuer, das mich mit tausend tückisch glosenden Augen ansah. Ich war doch unbescholtener Leute Kind, aus Luhnstedt gebürtig. Das Unstatthafte und Unzulässige meines Beginns wurde mir wieder ganz klar. Da beschloß ich, den Spürhunden auf der Fährte eines Schriftstellernamens einen Streich zu spielen. Ich wollte „einen Salzhering über die Spur ziehen“, wie es in englischen Kriminalromanen heißt. Aber von einem Pseudonym wollte der Schriftleiter nichts wissen. Ausführlich und mit

Gründen suchte er mir den Gedanken auszureden. Während er auf mich einsprach, schossen mir viele Erinnerungen durch den Kopf. Zuletzt raffte ich meinen Mut zusammen und machte allem dadurch ein Ende, daß ich bestimmte: „In Gottes Namen denn! Sagen wir Friedrich Ernst Peters!“

ERFÜLLUNGEN

Jeder Herbst brachte eine andächtige Wiederbesinnung auf das wahrhaft Erstrebenswerte: den Umgang mit Büchern. Für mich freilich hatte auch der Sommer seine Lesefreuden; den Eltern aber beschnitt er die freie Zeit so sehr, daß sie sich nur an den Sonntagen noch Kraft aus Büchern holen konnten. Ich hatte wohl meine bestimmten Pflichten, und an manchen Tagen mußte ich in der Werkstatt mit Hammer und Treibholz, mit Hobel und Kröse hantieren, wie es die männlichen Angehörigen der Familie vor mir auch getan hatten. Die kleinen Gelenkverdickungen meiner Rechten zeigen noch heute, daß diese Hand früh mit Werkzeugen umgehen mußte, die ihr eigentlich noch zu schwer waren. Wenn dem Vater daran gelegen gewesen wäre, meine Arbeitskraft ernsthaft in wirtschaftliche Berechnungen einzubeziehen, so hätte ich ihm mit fünfzehn Jahren ein vollkommen ausgebildeter Geselle sein können. Er hatte sich aber vorgenommen, sein sterbendes Handwerk allein ans Grab zu geleiten und den Söhnen andere Lebensaussichten zu eröffnen. Vorläufig sollten sie aus der Schule mitnehmen, was immer ihnen möglich war. Es blieb mir darum genug freie Zeit, und ich konnte ein Herrenleben führen, das dem Sohn eines kleinen Dorfhandwerkers eigentlich nicht zustand. Nach den Bräuchen des Dorfes hätte ich mit zwölf Jahren spätestens bei einem Bauern als Dienstjunge verdungen werden müssen, womit mir im Sommer die sogenannte „Dispensation“ gewiß gewesen wäre. Die Dispensierten erschienen in der Schule nur an zwei Tagen der Woche zu einem vierstündigen Gastspiel. Bei Schulanfang hatten sie schon ein kleines Tagewerk hinter sich. Das waren rauhe Männer, die in der Arbeit und im Umgang mit Knechten und Mägden das Leben schon kennengelernt hatten, Burschen, die gemächlichen, wiegenden Schrittes einherkamen und die Hände nicht ohne Not aus den Hosentaschen hervorholten. Um acht Uhr früh zeigten sie ein sehr überlegenes Gesicht und schienen fest entschlossen zu sein, dem Unterricht um keinen Preis mehr Auf-

merksamkeit zuzubilligen, als einer solchen Beiläufigkeit angemessen ist. Nun hatte der Lehrer zwar eine unwiderstehliche Art, *seinen* Willen trotzdem durchzusetzen, und in vier Stunden gelang es ihm immer wieder, die gelassene Männlichkeit der Dispenzierten auf ein Maß zurückzuführen, das sein Lehreifer bestimmt hatte. Dennoch wälzten die Unentwegten in männlichem Schwung von den Schultern, was ihnen da an Demütigungen aufgebürdet war. Was sollten sie auch mit diesen Erlebnissen anfangen? Sie hätten sie höchstens noch als einen neuen Beweis für die Entbehrlichkeit der Wissenschaften verwenden können. In der Hinsicht aber standen ihre Überzeugungen so fest, daß sie einer weiteren Stütze nicht mehr bedurften. Der Nachmittag sah sie dann wieder bei einem Werk, das Hand und Fuß hatte.

Im Vergleich mit dem ihren führte ich das Leben eines Müßiggängers. Wenn mir meine Kammer zu eng oder der Schatten unserer großen Linde zu vertraut wurde, so ging ich mit meinem Buch in den nahen Wald, baute mir in den Bäumen Lesenester oder legte mich an einem guten Platz auf den Waldboden, las und träumte wohl auch lange Zeit in den grüngoldnen Dämmer hinein. Die Unbefangenheit, mit der ich solcher Lust im Anfang frönte, wurde mir bald genommen. Unvermeidlicherweise mußte ich auf meinen genießerischen Gängen bald einem der ernsthaft beschäftigten Schulkameraden begegnen, den mein unmännliches und undörfliches Verhalten zu einem großen Gelächter hinriß. Er glaubte mich ertappt zu haben, und am nächsten Tag machte er in der Schule meine Schande offenbar. Neben einiger Bosheit machte sich da viel harmloser Spott Luft über einen Untüchtigen, der seine Abgeschnürtheit von den Dingen der Landwirtschaft nicht zu durchbrechen weiß, den unwürdigen Zustand ergeben hinnimmt und sich mit seinen lächerlichen Büchern in den Schmollwinkel hockt. Ich sah diese Sache zwar anders an, hielt es aber für geraten, fortan auf dem Wege in den Wald mein Buch vorsorglich unter die Jacke zu knöpfen. Bestürzend aber in des Wortes voller Bedeutung war die Verachtung, mit der mich ein halbwüchsiger Bauernsohn behandelte. Er ist bis an seinen frühen Tod nie anders als stumm und mit abgewandtem Gesicht an mir vorübergegangen, und nie bin ich anders als fassungslos dieser unbeugsamen Feindschaft begegnet. Während sich Bauern-

söhne im Schweiß ihres Angesichts plagen müssen, ist es einem Küperjungen gestattet, den Müßiggang der Städter nachzuäffen. Daß Gott diese Verkehrung seiner Weltordnung hinnehmen konnte, ohne mit Blitz und Donner dreinzufahren, das hat er mir nie verziehen.

Claus Peters war darauf versessen, seine Söhne etwas lernen zu lassen. Aber was ist denn in allererster Linie lernenswert? Arbeiten und Sparen! Wer dazu seine Kinder nicht früh und unerbittlich genug anhält, der versündigt sich. Von dieser ihrer Lebensmitte ausgehend, hatte meine Tante Lena schwere Bedenken gegen die Art, in der der Schwager Peters und die Schwester Marieken ihre Kinder aufwachsen ließen. Nun soll man sich ja nach Möglichkeit nicht mit anderer Leute Sachen bemengen, und innerhalb der Sippe gar erntet man von den bestgemeinten Ratschlägen nur Stank. Aber einmal ging die Empörung denn doch mit der Tante durch. Sie stand, mit meiner Mutter redend, unter der großen Linde, in der ich mich einige Meter über dem Erdboden so eingerichtet hatte, daß sich dort sogar schreiben ließ. Mich ging das Gespräch der beiden Frauen nicht an, und ich wollte darum meine Anwesenheit weder verheimlichen noch ausdrücklich kundmachen. Als mich die Tante nach einiger Zeit entdeckte, schlug der heiße Zorn, der in der Familie meiner Mutter umgeht, in steilen Flammen zu mir empor. Die Tante mochte sich von dem Naseweis belauscht fühlen. „Was machst du da oben?“ schrie sie mich an. „Sofort kommst du jetzt herunter!“ Meine Mutter gab mit einem guten und wohl auch ein wenig stolzen Lachen statt meiner die Erklärung: „Er schreibt da Gedichte. Damit ist er sehr heimlich, und da oben kann ihm wenigstens keiner über die Schulter sehen.“ Diese Worte, obwohl sie als Beschwichtigung gedacht waren, steigerten nur den Zorn der Tante, die jetzt drohend ihre Faust hob: „Wenn ik to seggen harr, denn keemst du morgen in Dag na’n Buern, dat du arbeiden lehrst, du Slüngel. Schäm di wat!“

Die Gute blieb bis an ihr Lebensende von der unbedingten Richtigkeit ihrer Erziehungsgrundsätze überzeugt. In ihrem Besitz mehrte sich das Geld, und wenn sie die Erzeugnisse ihrer Landwirtschaft auf dem Rendsburger Wochenmarkt besonders vorteilhaft abgesetzt zu haben glaubte, so kehrte sie auf dem

Heimweg bei meinen Eltern ein, um mit ihren händlerischen Erfolgen ein wenig zu prahlen. Den kleinen Spott in den Augen meines Vaters sah sie nicht, und es machte sie auch nicht stutzig, als er einmal mit einer sehr verdächtigen Ehrerbietung sagte: „O Lena, wat muß du för'n Geld hebben!“ Die Tante nahm seine Worte vielmehr als einen Ausdruck des Neides hin und als ein wohl spätes und darum nutzloses, aber immerhin anerkennenswerte Geständnis seines Lebensirrtums. Da kostete sie ihren Triumph voll aus: „Ja, ihr könntet auch Geld haben; aber ihr gebt ja alles für die Kinder hin!“ Mein Vater sah die Eifernde groß und ohne Verständnis an, und weil er hier dem Ganz-Anderen, dem Heillos-Fremden gegenüberstand, machte er sich nicht mehr die verlorene Mühe einer Erwiderung.

Dem Leben geschieht viel Unrecht, wenn man es so oft karg schilt. In einem Hause sammelt sich immer das an, was seine Bewohner mit wirklicher Inbrunst und Ausdauer erstreben. Bei Tante Lena war es das Geld; in meinem Elternhaus waren es Bücher. Aus seiner Neigung zu geistigen Dingen hatte mein Vater in seinen frühen Jahren Freundschaft geschlossen mit dem Gutsgärtner auf Emkendorf, der als Angehöriger einer Familie, aus welcher eine ganze Reihe noch heute bekannter Forstleute hervorgegangen ist, den wissenshungrigen Böttchergesellen teilhaben ließ an seinem beträchtlichen Bücherbesitz, seiner Gymnasialbildung und seiner Welterfahrung. Als diesen Freund später eine wachsende Verbitterung nach Amerika trieb, gab er seine gesamte Habe an Büchern in die Verwahrung meines Vaters.

Was davon den Lesebedürfnissen unserer Familie irgendwie dienen konnte, war ausgesondert und um der bequemen Erreichbarkeit willen im Wohn- und Schlafzimmer untergebracht worden. Der Rest füllte auf dem Boden eine vollausgewachsene Bauernlade. Da gab es Grammatiken und Wörterbücher vieler fremder Sprachen, botanische und forstwissenschaftliche Werke. Manchen Nachmittag verbrachte ich auf dem dämmerigen Boden mit dem Besehen dieser Bücher, die zum Teil ein sehr ehrwürdiges Alter hatten. Da ich in ihre Welt keinen Zugang finden konnte, so waren dies Stunden einer völlig zweckfreien Verehrung des Geistigen, und vor einem monumentalen griechischen Wörterbuch kam mir vollends der fromme Schauer. Ich stand da,

noch ohne alle Ungeduld, vor einer verschlossenen Tür, hinter der ich die Erfüllung meines Lebens ahnte.

Einmal nur, als ich in der Kunst des Buchstabierens leidlich sicher geworden war, faßte ich den heroischen Entschluß, die Burg des Wissens zu berennen, und zwar am Tor der englischen Sprache. Ich fand nämlich auf der ersten Seite einer Grammatik das englische Alphabet, und damit flog das Tor auf. Wenn der englische Spleen vorschreibt, z. B. „H“ wie „Äitsch“, „A“ wie „Äi“ und so fort zu sprechen, so muß „Haus“ im Englischen „Äitschäijueß“ heißen. Als ich mir auf solche Weise eine ganze Reihe ungeheuerlicher Lauthäufungen geschaffen hatte, stachelte mich der Gelehrtenhochmut, mit meiner Kenntnis der englischen Sprache vor dem älteren Bruder zu prahlen. Der hatte nun zwar gleichfalls vom Englischen keine Ahnung; aber mein Kauderwelsch kam ihm doch sehr verdächtig vor. Als ich ihm dann die Methode meiner Sprachaneignung auseinandersetzte, war der ganze Erfolg ein unbändiges Hohngelächter. Die Unterscheidung zwischen dem Laut und dem Buchstaben ging schon halbwegs über meine Fassungskraft. Haarsträubend wurde die Sache, als mein Bruder behauptete, „Haus“ könne im Englischen ebensogut „Warda“ wie „Klanko“ heißen. Daß es aber irgendwo auf Erden möglich sein solle, ein „Haus“ zu der Ungeheuerlichkeit zu vermögen, nicht mehr „Haus“ zu sein, das stieß mich ins Chaos hinaus. Da jedoch meine englischen Studien unbewußt von dem Bedürfnis eingegeben waren, Ordnung zu schaffen, so fanden sie mit diesem verwirrenden Erlebnis einen jähen Abschluß, und erst als 1901 von italienischen Arbeitern unsere Kleinbahn gebaut wurde, ging mir vom richtigen Gebrauch eines fremdsprachlichen Lehrbuches eine Ahnung auf.

Da zeigten die Bücher, die zu vertraulicherem Umgang in den Wohnräumen untergebracht waren, denn doch eine gefälligere Natur. Wenn es zum Verstehen auch in sehr vielen Fällen noch nicht reichte, so konnte man sie wenigstens lesen. Was aus dem Besitz des Gutsgärtners stammte, bildete in diesem buntschichtigen Büchervolk die Aristokratie: Geschichtswerke, Schillers Gedichte in der Ausgabe von 1817, der „Don Carlos“ in der Cottaschen Miniaturausgabe von 1805, die weitberühmte „Illustrierte Kriegschronik von 1870–71“ und anderes. Dann kam,

von meinen Eltern erworben, das treuherzige, biedere und billige Volk: Reclam-Hefte, Volkserzählungen, Kalender. Zum Schluß fehlte es auch nicht an bedenklichen Erscheinungen: Kriminalromane und Kolportageschmöker in Lieferungen waren auch vorhanden. Meine fromme Ehrfurcht vor der *gedruckten* Sprache, der Sprache also, die dem Alltag entzogen ist, gewann es noch über sich, den ganzen Wust einfach und heiß zu lieben. Wenn die Schulmeisterangst vor dem „gefährlichen“ Buch in jedem Falle berechtigt wäre, so müßte ich mich in Hinsicht des sprachlichen Geschmacks — um die sittliche Verwüstung noch ganz unberücksichtigt zu lassen — vollkommen jenseits von Gut und Böse ergehen.

Zu eigenem Besitz wurde noch das Lesbare aus anderen Häusern herangetragen. Der Bauer Hans Vollert ist mir auch ein Beweis für die Behauptung, daß der Mensch zu dem gelangt, was er wirklich will. Wenn es anders nicht geht, muß sich das Wunder solche Erfüllungen angelegen sein lassen. In einem Dorf, zwei Meilen von Luhnstedt, in einer Ferne also, in die freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen nicht hinausgeknüpft werden können, wo auch die Kirchspiels- oder Marktstadtgemeinsamkeiten keine Verbindungen mehr schaffen, in einer für die meisten Luhnstedter schon halb sagenhaften Abgeschiedenheit lebte ein vermögender Sonderling, mit dem Hans Vollert ein einziges Mal bei einer Beerdigung zusammengetroffen war. Dieser Mann nun bedachte unseren Freund in seinem Testament, und eines Tages mußte Hans zur abenteuerlichen Fahrt anspannen. Auf einem klapprigen Wagen brachte er spät abends sein Erbgut heim. Von nun an war mir die nicht eben sehr ordentliche Wohnstube des Bauern ein Heiligtum, in das ich mich an manchem Sommertag zu stundenlangem Verweilen einschlich. Die Vollert-Leute kümmerten sich nicht weiter um mich, und wenn alle auf dem Felde waren, konnte ich durch eine unverschlossen gebliebene Stalltür oder ein Fenster doch immer eindringen. Unter den beiden Fenstern der Wohnstube lag ein Obstgarten, dessen wuchernder Rasen von der Sense so selten behelligt wurde, daß er sich über verwilderte Steige unmittelbar an die Fachwerkmauer heranwagen konnte. Dieses Rasens und der großen, enggepflanzten Apfelbäume wegen war in dem Zimmer auch am glühheißen Sommermittag kühle, grüne Dämmerung. Und da

stand in einer Ecke am Fenster das Erbe des Sonderlings aufgebaut: Bücher, viele, Hunderte von Büchern. Da stand die gesamte Hempelsche Klassiker-Bibliothek in Lieferungen zu 2¹/₂ Silbergroschen.

Sie trugen alle denselben roten Rock, waren zu einem großen Teil noch unaufgeschnitten, und an den rohen Rändern hatte vielleicht nicht nur die Zeit ihren Zahn, sondern gelegentlich auch eine Maus das ganze Gebiß versucht. Zudem waren diese Ränder bräunlich angeräuchert. Aber die Bücher atmeten trotzdem Adel aus. In ihrem Hauch war der Geruch der Drucker-schwärze durch langwierige Kämpfe des Papiers mit der dumpf-feuchten Luft oft ungeheizter und nach ländlicher Art fast nie gelüfteter Räume eigenartig ins Modrig-Schimmelige abgewandelt. Gegen einen solchen Geruch mag an und für sich mancherlei einzuwenden sein. Da er aber an diesen Büchern haftete, war er mir von Anfang her ehrwürdig.

Nun las ich ohne Plan und Ordnung das, was mich eben reizte, und immer wieder trug ich aus unerschöpflichem Vorrat kleine Stapel ins Elternhaus. Es war manchmal nicht ganz einfach, dabei in unserer Stube der „segensreichen Himmelstochter“ Ordnung ihr volles Recht zu geben. Wenn sich das einmal wieder sehr deutlich zeigte, dann holte meine Mutter, wenigstens in temperamentvoller Rede, zum großen Schlage wider das Papierunwesen aus und wollte dabei nicht wahrhaben, daß sie selbst die „Schriften“ am allerwenigsten hätte entbehren können. Auch vergaß sie in ihrem Eifer, daß sie selbst mit einem alten Jahrgang der „Gartenlaube“, den sie, vielleicht erst gestern, mühsam in ihrer Schürze die zwei Kilometer von Hans Vollert herangeschleift hatte, an dieser letzten und ärgsten Verwirrung die Schuld trug.

Im Sommer wurde es den Eltern sehr schwer, noch ein wenig Zeit für Bücher zu erübrigen. Da mußte jeder sehen, wie er zu dem Seinen kam, und eine Gemeinsamkeit des Lesens gab es nicht. An einem Augustabend aber geschah es in jedem Jahr, daß mein Vater vorzeitig den Immenhag verließ mit den Worten: „Ik kann nix mehr sehn. Ja, ja, to Großvadder sien Geburtsdag is't Klock acht düster.“ Dann zog mir immer ein kleiner Schauer durchs Herz, dann war ich der lauten und zerstreunden Freuden des Sommers mit einem Mal müde, und der Herbst verhieß wie in jedem Jahr Stille, Sammlung und Verinnerlichung. Wenn

zum erstenmal die Lampe angezündet wurde, war nicht mehr daran zu zweifeln, daß er sein Versprechen einlösen werde. Vor-erst mußte eine kleine Stehlampe noch für einige Wochen den Dienst versehen. Aber im Anfang des Oktober wurde die große Hängelampe an einem Balken der niedrigen Zimmerdecke aufgehängt, und damit war der Sommer ganz vergangen.

Das Anzünden der Petroleumlampe hatte sich die Mutter vorbehalten, und ich wußte wohl, daß sie sich durch mein Betteln in der Wahl des Zeitpunktes nie beirren ließ. Die Lampe durfte nicht leuchten, bevor nicht im Abwarten wirklicher Dunkelheit der immer vorhandenen Notwendigkeit des Sparens eine Reverenz erwiesen war. Ich legte mein Buch auf die Fensterbank und nutzte das schwindende Tageslicht bis zum Äußersten. Und dann saß ich mit meiner Ungeduld im Dunkel und meinte jedesmal, wenn in der Küche das Klappern und Rumoren für einen Augenblick aussetzte, nun müsse die Mutter erscheinen. Aber diese stillen Sekunden narreten mich immer wieder, und die Ungeduld wuchs. Wenn dann das Licht endlich aufflammte, so hatte es in langem und oft enttäuschem Warten die alte Würde einer Gottesgabe wiedergewonnen, und vom Herrichten der Petroleumlampe ging eine eigene Feierlichkeit aus. Das war anders, als wenn heute bei der ersten leisen Belästigung durch die Vorboten der Dämmerung gedankenlos und undankbar der Schalter der elektrischen Schreibtischlampe umgelegt wird.

Nach dem Abendbrot kam die Zeit des allgemeinen Lesens, das jeden aus seiner genießerischen Vereinzelung heimholte in die Weihe der Gemeinsamkeit. Diese kargen anderthalb Stunden waren nicht belangloses Anhängsel, nicht gleichgültiges Füllsel einer Leere vor dem Schlaf. Auf sie schritt der lange Arbeitstag meiner Eltern hin wie auf seine Krönung und Erfüllung, in ihnen lag eines ganzen Tages Reichtum beschlossen.

Am jenseitigen Rande dieser Feierlichkeit aber stand im Dunkel schon der neue Tag mit seinen Forderungen. Darum mußte pünktlich um neun Uhr ein Ende gemacht werden, und Ausnahmen gab es nicht. Die Uhr meiner Urgroßmutter tat in unerbittlicher Pflichttreue ihren Dienst, und zuweilen, wenn sich der Rest meiner Geschichte und die verbleibende Zeit unmöglich in ein befriedigendes Verhältnis bringen ließen, kam mir ihr

immer aufgeregtes Ticken ausgemacht hämisch vor. Dabei sah die bunte Bemalung des Zifferblattes doch sehr harmlos aus, und die Rosen waren vor lauter Treuherzigkeit kaum von Äpfeln zu unterscheiden. Ihrer ermunternden roten Prallheit widersprach dann wieder der gelbe, welke und rissige Grund des Zifferblattes, das wohl an ein Hexengesicht gemahnen konnte. In dem sogenannten „Ansagen zu neun“ machte sich die Uhr an manchem Abend weiterhin verdächtig. Dies Geschäft besorgte sie mit einem langen und ungebührlich lauten, schadenfrohen Krächzen, das rasselnd heraufkam wie aus einer verbrauchten Altweiberbrust. Von allen Dingen der Welt war allein die Uhr mir nicht wohlgesinnt, und es mag wohl sein, daß sie in langem Zusammenleben etwas von den Unberechenbarkeiten der Urgroßmutter angenommen hatte. Deren Lebensweg lag nämlich streckenweise in einem sehr verdächtigen Dunkel und hätte nach dem, was ich später erfahren habe, in weniger weitherzigen Zeiten sehr wohl auf einem Scheiterhaufen enden können. Um neun Uhr wurden die Lote der alten Uhr rasselnd hochgezogen. Damit war der Tag zu Ende, und oft mußte ich mit ungelöster Spannung ins Bett gehen.

Aber der nächste Abend fand uns alle wieder lesend im Schein der Petroleumlampe, auf deren Flamme aus dem bronzierten Gestänge von drei Seiten Löwen hineilten, die wohl sehr klein waren, und doch mit erhobenem Schweif und aufgesperstem Rachen ein gutes Bild urtümlicher Wildheit abgaben. Wenn ein inneres Bild vor dem Weiterlesen noch einmal überschaut, ein Gedanke noch einmal übersonnen werden wollte, so fiel der Blick fast notwendig auf die kleinen Löwen. Es war gut, den im Ansprung erstarrten Tieren zuzusehen; sie gehörten auf gewisse Weise hinein in jedes Lesenden Geschichte. Ganz besonders in die der Knaben, die da über Indianer- und Reisebüchern saßen, aber auch in die Lesewelt der Eltern. Denn auch sie wandelten lesend in einer fremden Welt, selbst dann noch, wenn sie die Erzähler der Heimat von Menschen und Dingen der Heimat reden hörten. Es war doch eine verwandelte Welt, eine Welt, die über viele Sorgen und Nöte des mühevollen Tages hinaushob. Zwei versorgte und abgearbeitete Menschen vergaßen die Gedrückt-heit und Enge ihres Lebens, weil sie in einem lebendigen Gefühl

für Schönheit den Ausweis besaßen, der ihnen Zutritt verschaffte an Türen, die sich mit allen Gütern der Erde nicht zwingen lassen.

Die Söhne kehrten, auch als sie nicht eigentlich mehr Kinder waren, in ihren freien Zeiten aus weiteren Räumen so gern zurück in die Enge des kleinen Handwerkerhäuschens. Wieder und wieder saßen sie abends mit den Eltern unter der alten Hängelampe. Jeder las wie nur je in alten Zeiten. Nach dem Überschwang der allerersten Jugend, nach der ersten wehmütigen Erkenntnis der Begrenztheit auch ihrer Kraft, nach den ersten Schauern vor den Ungeheuern, die auch an ihrem Wege lauerten, fühlten die Söhne unter der alten Lampe wieder ein kindliches Geborgensein. Die Lampe hatte bannende Gewalt; alles Drohende mußte über den Rand ihres Lichtkreises hinaustreten. Dort standen im Dunkel die finsternen Mächte, mitten im Ansprung von dem Zauber getroffen, standen dort klein geworden und erstarrt in einer nun fast erheiternden Drohgebärde, standen dort wie die kleinen Löwen der Hängelampe. Im Schein der Lampe war der Friede. Wir lasen alle, und nicht nur wir Jungen, auch die beiden Alten, alle holten wir unsere Träume hervor. Schon hatten auch die Jungen erfahren, daß Träume nicht eitel Rohgold sind, an jedem Alltag münzbar. Schon hatten manche Träume Grünspan angesetzt. Aber wie die Löwen in jedem Jahr einen neuen Bronzeüberzug bekamen und immer erneuten Glanz nur mit einem kaum wahrnehmbaren Verlust an Ausdruckskraft ihrer Körperformen zu bezahlen brauchten, so rieben wir Lesenden alle unsere Messingträume wieder blank und meinten Gold zu halten, und die Träume der Alten waren gewiß im Glanz nicht matter, und ihr Glaube war wahrlich nicht geringer.

Der Besuch der Söhne war den Alten auch darum ein Fest, weil mit ihm jedesmal andere Bücher ins Haus kamen. Eines Abends unterbrach die Mutter in einer plötzlichen Aufwallung großer Freude eine sonst streng gehütete Stille. „Nein! Nein! Hier finde ich das Gedicht wieder! Ich hatte nur noch eines davon im Kopfe:

Und hurre hurre, hopp hopp hopp!

Ging's fort in sausendem Galopp,

Daß Roß und Reiter schnoben

Und Kies und Funken stoben.

Also ‚Lenore‘ heißt es, und Gottfried August Bürger hat es geschrieben. Ach, nun meine ich, mein ganzes Leben lang dieses Gedicht gesucht zu haben, und heute muß ich es finden!“ So sprach die alternde Frau, und ihr zerfurchtes Gesicht war von der Seele her so freudig durchleuchtet, daß es wieder jung erschien.

Und hurre hurre, hopp hopp hopp!

Ging's fort in sausendem Galopp.

Ja, da ging es im Rhythmus der alten, und hier wieder ganz jung gewordenen Ballade in sausendem Galopp zurück in die Jugend. Dieses Erlebnis war zu groß, zu gewaltig bedrückte es die Seele, die mit ihm begnadet war. Da durfte keiner mehr einsam an eigenen Gesichtern und Träumen tragen; da mußten wir anderen das Eigene hinwerfen und mit Freuden bereit sein für die Gemeinsamkeit. Wohl wollte sich die Mutter in der Mitteilung erleichtern von dem erdrückenden Gewicht dieser Freude; aber indem sie sich befreite und auf andere abwälzte, fühlte sie sich zugleich als die Schenkende: „Ich war sechzehn Jahre alt und war zum erstenmal aus dem Elternhause fort zu fremden Leuten gegangen. Ich diente bei Hans Wiese auf Brammerau. Da habe ich an mehreren Abenden hintereinander aus einem ganz alten Buch immer wieder dies Gedicht gelesen. Und dann war das Buch mit einem Male verschwunden und ist nie wiedergefunden worden. Nun habe ich es wieder.“

Dann beugte sie sich wieder über die Ballade und las Einzelheiten laut und fast skandierend vor, um in dem drängenden Ungestüm des Rhythmus die Beschwingtheit und Glücksungeduld ihrer jungen Jahre noch einmal, einmal noch zu leben. „Es ist mir doch ganz so, als wenn ich all die Zeit her, vierzig Jahre und mehr, in allen Büchern eigentlich nur dies Gedicht gesucht hätte.“

Da war wiedergefunden, was mit dem alten Buch auf Brammerau verloren schien. — — —

Am andern Nachmittag saß die alternde Frau nährend am Fenster. Einer der Söhne kam von einem Spaziergang heim und sah schon von draußen das Leuchten im Gesicht seiner Mutter und freute sich, daß dieses Gesichtes Vergrämtheit ganz ausgelöscht

war. Drängende Arbeit hatte wohl am Morgen und Vormittag ihr Recht verlangt und für Stunden den Glanz des Glückes aus den Augen verdrängt. Aber zwei Stunden der Muße beim Nähen haben ihn wieder hervorgelockt. Wie schön, wenn er von nun an täglich in dieser Stunde hervorbräche!

Sie lächelt den Sohn an wie ein junges Mädchen. „Nun, Mutter?“ fragt er mit einem wissenden Lachen, das neben aller Mitfreude doch auch einen leisen, naseweisen Spott verrät, ein wenig altkluge Erhabenheit über eine so hemmungslose Begeisterung. Aber die Mutter achtet des Spottes nicht, sieht kein Mißverhältnis zwischen ihren Jahren und ihrer Begeisterung, gesteht mit einem sonst nicht geübten Freimut, wo ihre Gedanken sind, sagt:

„Ja, Junge, hurre, hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.“

Sie war keine alte Frau mehr. Sie schürzte, sprang und schwang sich auf das Roß behende, das sie wegtrug aus dem beginnenden Verfall, von dem die Gegenwart voll war, weg aus der Enge und Sorge des Lebens, vorbei an Mühe und Arbeit, vorbei an Enttäuschungen vieler Art, vorbei an dem Grabe eines Kindes, zurück in die Jugend und in das Glück.

Der Vater stand in seiner Böttcherwerkstatt am Block. Auch um Weihnachten hatte sein Arbeitstag immer noch zehn Stunden, und im Sommer, wenn nach dem Arbeitsschluß in der Werkstatt die Bienen noch ihre Wartung forderten, waren es vierzehn. Er wußte, daß sein Platz am Werkblock ein verlorener Posten war. Denn alles, was seine Hände aus bunt- und eigengemaserten, stark und eigen duftenden Hölzern erstehen ließen, die Fabriken boten es nun in einem unpersönlichen und kalten Metall entmutigend billig an. Ein Handwerk, das sich über 200 Jahre her in dem Geschlecht vererbt und entwickelt hatte, das vielleicht auch einmal von goldenem Boden reden durfte, gewährte einer Familie nur noch ein bescheidenes Leben von der Hand in den Mund. Der Meistertitel des Vaters konnte nicht darüber täuschen, daß der städtische Lohnarbeiter ein leichteres Leben hatte.

Aber der Vater sträubte sich gegen die Entwurzelung, nicht zwar mit Anklagen und politischen Redereien, sondern durch immer wachsende Beharrlichkeit am Werkblock. Er war ein Sohn des Jahres 1848. Ihm galt das Volk mehr als Partei oder Klasse. Die bunte, ehemals schwarz-rot-goldene und nun schon lange schwarz-weiß-rot gegliederte Vielfalt eines Volkes war ihm mehr als die rote Gleichförmigkeit einer internationalen Klasse, die nur durch die Sorge um das tägliche Brot zusammengehalten wird. Denn dieser schlichte Mann, der wahrlich vom Kampf ums Brot ein trübes Lied zu singen wußte, hatte bei harter Arbeit erfahren, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Er hatte von deutscher Dichtung in sich aufgenommen, was immer ihm möglich gewesen war, fühlte sich verbunden mit allen, die deutsche Sprache reden und von deutsch Gedachtem und Gedichtetem ihr Leben bestimmen lassen, fühlte sich auch dann mit ihnen eins, wenn sie durch größeres Einkommen und höhere gesellschaftliche Geltung weit von seiner Mühsal abgerückt schienen. Ihn verband mit anderen nicht Übereinstimmung der wirtschaftlichen Interessen, sondern die Gemeinsamkeit des Volksschicksals, und obwohl dem Einkommen und der äußeren Lebenshaltung nach schon Proletarier, blieb er doch ein liberaler Bürger von 1848.

Immer mußte er seinen kleinen Kahn mit äußerster Anstrengung gegen eine Zeitströmung halten, die im Anfang der Fahrt noch nicht vorhanden war. Sie drängte ihn ab von dem Strande, an dem er landen und leben wollte. Und als er die Strömung doch überwand, da konnte er nur seine Söhne noch landen lassen. Er selbst aber war müde und alt geworden und streckte sich in seinem Nachen zum Sterben hin.

Die Söhne sollten einmal nicht am Werkblock des Böttchers in einem aussichtslosen Kampf stehen. Aber sie mußten, solange sie Knaben waren, an bestimmten Tagen der Woche in der Werkstatt helfen. Über das Donnern der Dechsel und Hämmer, über das Knirschen der Hobel hinweg wurde gesungen und gesprochen von Dingen, die mit der Arbeit, roh gesehen, keinen Zusammenhang hatten und doch von der Seele her den hämmernden Armen freudigen Schwung gaben.

Gern sprach der Vater von Fritz Reuter. Die Lebensgeschichte eines in allem Unglück begnadeten Menschen, den die Kleinlich-

keit und Beschränktheit des übelberatenen, anmaßenden „Gottesgnadentums“ ganz nahe an den Rand des Verderbens gestoßen hatte, versetzte den alten Achtundvierziger in einen hochgemuten Zorn. Aber dann gab er etwas zum besten von der außen schnurrig-verschnörkelten, im Wesen aber einfachen und großen Menschlichkeit des Zacharias Bräsig; und über dem Fronlärm der Werkstatt war das Lachen freier Menschen. Darin war Fritz Reuter dem Vater ein Vorbild: in der hohen Fähigkeit, keiner Erbitterung Raum zu geben, trotz aller Not menschen- und lebensfreundlich zu bleiben.

Der Vater hatte in jüngeren Jahren Reuters Werke von seinem alten Lehrer entliehen. „Vadder Bock“ hatte die Bücher zum siebzigsten Geburtstag von seiner Gemeinde als Geschenk erhalten. Wenn schon der alte Lehrer trotz seiner großen Verehrung für Fritz Reuter doch nie an den Erwerb seiner Werke durch Kauf gedacht hatte, so wäre ein Streben nach solchem Besitz dem Vater als eine vollendete Vermessenheit erschienen. Sein jüngerer Bruder, Böttcher wie er, hatte den Kauf gewagt. Aber darum war ihm sein Leben doch nicht geraten. Onkel Fritz war eine warnende Stimme aus dem Lande der Schatten: wenn man ein kleiner Handwerker ist, muß das Verlangen nach Dichtung und Musik immer sehr kurz am Zügel gehalten werden. Der Kauf der teuren Hinstorffschen Reuter-Ausgabe war eine Tat der Hybris und stand als Warnung da. Als eines Tages die verwitwete Tante zurückforderte, was von den „Sämtlichen Werken“ bei uns auf dem Schrank lag, trauerte der Vater den Büchern von Herzen nach.

Aber da war doch *eine* Hoffnung auf ein zukünftiges, ungehindertes Reuter-Lesen.

Der Dorfhandwerker belehrte seinen zehnjährigen Sohn bei der Arbeit über die Schutzfrist geistigen Eigentums: „Reuter ist vierundsiebzig gestorben. 1904 werden seine Bücher frei und damit billig. Junge, vielleicht kann ich mir dann auch noch mal Reuters Werke kaufen.“

In seinen Augen stand eine ganz junge, ganz unverbrauchte Zukunftshoffnung in hellem Lodern. Am Nachmittage eines entsagungsvollen Lebens die paar Bücher erwerben zu können, das war ja wohl keine unbillige Forderung. Aber er sah in der Erfül-

lung dieses bescheidenen Wunsches nicht einen Lohn, den er als schuldige Entschädigung für viel Mühsal unbeweglich und ohne ein Wort, ohne eine Gebärde des Dankes hätte hinnehmen dürfen. Schon die Möglichkeit der Erfüllung war ihm Geschenk, war ihm Gnade. — — —

1905 schenkte ihm sein ältester Sohn, der kurz vorher das erste Amt angetreten hatte, Reuters Werke zum Geburtstag. Da war der Vater siebenundfünfzig Jahre alt.

Auch durch mein Leben ist bewiesen, daß dem Menschen zukommt, was er aus heißem Herzen ersehnt. Die Dinge sind nicht tot, und wo sie Liebe fühlen, da setzen sie sich fest. So haben sich um mich die Bücher gesammelt.

Aber es kommen die Stunden der inneren Leere, da man vor gefüllten Bücherschränken steht mit der Unlust des armen reichen Mannes, den Übersättigung mißgelaunt auf einen wohlbestellten Tisch sehen läßt. Man nimmt ein Buch nach dem andern heraus, blättert, liest eine halbe Seite. Aber dies Lesen ist wie das Arbeiten mit einer stumpfen Feile: ein unlustiges, stummes Darüberhingleiten. Das Gehirn „greift nicht an“ — um in der Sprache des Handwerks zu bleiben. Bei richtigem Lesen muß es im Kopf knirschen und knistern.

Da möchte man noch einmal so lesen können wie als Knabe unter der Petroleumlampe mit den drei Löwen. Wohl sage ich mir, daß es unmöglich ist, weil die Genialität des Kindes mich verlassen hat, das Vermögen, aus eigener Schöpferkraft nicht nur den zweit- und drittrangigen, sondern noch den offenbar unzulänglichen Dichtern auszuhelfen, die auf ihrem Wege im Sande steckenbleiben, in gemeinsamer Arbeit mit ihnen das Angedeutete zu vollenden. Das alles weiß ich, und trotzdem habe ich mir einge-redet, über den alten Büchern müsse die alte Inbrunst des Lesens mir wieder kommen. Auch mir werden kleine Erfüllungen zuteil.

Vor Jahren entdeckte ich in einem Laden, der sich durch das draußen angebrachte Schild mit der Kühnheit eines naiven Hochstaplers als Buchhandlung ausgab, hoch unter der Decke zwei Reihen der alten Hempelschen Klassiker-Ausgaben. Hastig schleppte ich eine Leiter herbei, und ich fand den roten Rock wieder, das gilbende Papier, den rohen, gebräunten Rand, alles,

was den alten Freunden in Hans Vollerts Bauernstube eigen war. Und der einmalige und unverwechselbare Geruch schlug mir fast betäubend entgegen. Ich erstand den altvertrauten und leidlich vollständigen Seume um den Preis eines Groschens für die Lieferung. Dem gepflegten Volk aber, das da wohlbehütet die Paläste meiner Bücherschränke bewohnt, mochte ich die Berührung mit diesen verwahrlosten Herbergsgesellen nicht zumuten, und da ich auch des Buchbinderhandwerks ein wenig kundig bin, so lagen nach einigen Tagen des Hantierens mit Heftnadel, Pinsel und Leimtopf drei leidlich präsentable Bände vor mir. Der rote Rock freilich und die angeräucherten Ränder mußten der Verwandlung geopfert werden; aber der Geruch, auf dessen Erhaltung es mir ankam, hatte sich schon nach wenigen Tagen gegenüber den Angriffen von Leim und Kleister siegreich durchgesetzt. So hielten Seumes Werke ihren Einzug in meinem Bücherschrank, und ich bin gewiß, daß sie das Ereignis nach den Jahren einer durch Geringschätzung angesäuerten Duldung in jenem Papierladen ganz deutlich als Triumph und späte Genugtuung empfunden haben. Immer, wenn das Heimweh kommt, kann ich jetzt an dem Geruch mich laben. Wenn er seine anfängliche Schärfe verloren hat, dann steigen die Wälder und Felder der Heimat auf und duften zu mir herüber.

Immer wieder lockt es mich, mit solchen Erfüllungen ein Spiel zu treiben. Ich erkundigte mich beim Buchhändler nach der „Universal-Bibliothek für die Jugend“. Er versprach, nachzuforschen, und schickte einige Tage später ein Verzeichnis. Da war die wundervolle Erzählung vom „Tyrannen der Goldküste“ als noch lieferbar aufgeführt. Und wieder nach einigen Tagen hielt ich den roten Pappband „für die reifere Jugend“ in den Händen. Dann kam, was kommen mußte: die alte Zeit wollte nicht wieder lebendig werden. Ich war der Erzählung nicht *entwachsen*, sondern mußte bekennen, ihr nicht mehr gewachsen zu sein, und Lord Cliftons Löwenjagd hätte wohl auch unter den drei Löwen der alten Lampe die alte Farbenglut nicht wiedererlangt.

Dem reifen Mann steht nicht zu, was der reiferen Jugend vorbehalten ist. In dem Komparativ steckt die wehmütige Wahrheit: der vollkommenere Zustand liegt hinter dir. Du warst einmal deinem Ziel ganz nahe, und dann hast du dich mehr und

mehr von ihm entfernt. Trotzdem läßt man sich nach einiger Zeit zu neuen Versuchen hinreißen. Der Erzählung vom „Tyrrannen der Goldküste“ war ein vollständiges Verzeichnis der Bücher des Verlages beigegeben. Da fand ich die Geschichte von den Nordpolfahrern aufgeführt, die ich in meiner Jugend nie zu Ende lesen konnte, weil von Seite 225 ab die letzten Blätter aus dem alten Buch herausgerissen waren. Ich habe, gemächlich über die verhängnisvolle Seite hinlesend, nach Jahrzehnten das Ende der Reise erfahren. Aber es hat mir nicht geholfen. Wie sollte es auch? Die Erfüllungen fangen nachgerade an, mir Angst zu machen. Ist denn das Leben meiner Mutter eitel Glück gewesen, nachdem sie Bürgers „Lenore“ wiedergefunden hatte? Blieben meinem Vater die Sorgen erspart, als er Reuters Werke besaß? Mir bleibt als Zuflucht ein anderes altes Buch, dem nicht nur am Schluß, sondern auch im Anfang viele Seiten fehlten. Die paar Bogen des armseligen Restes hingen in gelockerten Fäden nur noch sehr lose zusammen. Es war eine Sammlung von Sagen, und eine der kurzen Geschichten war so schön, daß ich bestimmt nie Schöneres gelesen habe. Sie war so schön, daß ich mir ihren Genuß nicht einfach nahm wie ein Stück Brot, sondern es mir gleich einem Sakrament spendete. Aber was war es mit dieser Erzählung? Wovon handelte sie? Vorbedingungen einer strengen Feierlichkeit mußten erfüllt sein, ehe ich sie las. Alleinsein war eine der Bedingungen. Nacht eine andere. Nur im Lichtkreis der Lampe mit den im Sprung erstarrten Löwen durfte die Geschichte gelesen werden, wenn die Eltern — was selten genug vorkam — am Abend Nachbarsleute besuchten, wenn in den Linden draußen der Sturm tobte. Wenn ich mich ohne Schutz fühlte, gab mir diese Erzählung ein heiliges Vertrauen auch in die dunklen Mächte des Lebens. Was war es doch mit der Geschichte? Wenn ich sie noch einmal lesen könnte, das wäre vielleicht eine Erfüllung! Von einem geängsteten Menschen war die Rede, der verzweifend in einen See sprang und nach einem langen und unsagbar seligen Versinken am Grunde nicht den Tod, sondern die Erfüllung seines Lebens fand.

Das innere Leben unterliegt einem geheimnisvollen Wechsel von Ebbe und Flut. Im öden grauen Watt mit den traurigen

kleinen Prieln und Tümpeln springt plötzlich eine unscheinbare Welle von der Höhe einer Fingerdicke auf. Sie trägt mit einem Glucksen, in dem aufwallende Freude durch ein Schluchzen gebrochen wird, die erste Kunde von der Wiederkehr der Flut an den Stränd. Die Fülle kehrt zurück. Der Umgang mit Büchern gibt wieder echtbürtige Erfüllungen.

Was soll man denen sagen, die hier geringschätzig von einem abgeleiteten, einem Leben aus zweiter Hand reden? Ein französischer Schriftsteller hat gesagt, daß alles darauf hinausläuft, Buch zu werden. Das klingt auch bedenklich nach literatenhafter Bleichsucht und Engbrüstigkeit und kann doch etwas ganz anderes sein. Allen Menschen ohne Unterschied kommt das Leben und seine Erhaltung aus denselben Quellen der Natur, und schon darum ist es irreführend, pralle Natur und Unmittelbarkeit als ein Vorrecht der einen zu preisen, während andere sich mit dem Dasein eines Homunkulus abzufinden haben. Man kann sich zum Schlürfen bäuchlings an den Quellen des Lebens niederwerfen und damit ein unüberbietbares Beispiel der Unmittelbarkeit geben. Es gibt aber auch eine manierlichere Art des Trinkens. Und warum muß geleugnet werden, daß die Quellen aus ihren ursprünglichen Tiefen auch manches Trübe heraufführen? Wer aber eines Weiteren bedarf, um zu seinen Erfüllungen zu gelangen, wem das Bedürfnis eingeboren wurde, die Wasser zu ihrer vollkommenen Klärung noch durch viele Filter des Geistes zu treiben — und wir meinen, daß der in dem Wort „Kultur“ verborgene Imperativ nie zu anderem Tun gedrängt hat —, der nährt sich damit nicht anders als andere Menschen auch. Warum also sollte er ein Homunkulus sein?

Nie kann der Geist verächtlich werden. Dem „sogenannten“ Geist allein eignet die gefährliche Freiheit, im Wolkenkuckucksheim ein ungebundenes Gespensterleben zu führen. Wer aber an der Wirklichkeit des Lebens freiwillig und verantwortungsbewußt mitformt und dennoch das Gefühl des Vorläufigen dieser Wirklichkeit nicht überwinden kann, der darf im „Aufstocken“ den Versuch machen, das Vorläufige ins Endgültige hinaufzutreiben. Es ist nicht der Mühe wert, bei denen eifernd zu verweilen, die sich unter dem Vorwande ihrer Geistigkeit der Teilnahme an der Arbeit des Ganzen entziehen möchten. Die geistige

Arbeit, von der zu reden sich lohnt, ist immer eine zusätzliche Leistung, die nach dem Lohn nicht fragt. — — —

Es gibt Menschen, denen die letzte Wirklichkeit des Lebens sich erst in der geformten Sprache erschließt. Wenn nun die vorläufige Wirklichkeit immer herrischer fordert, daß sich vor ihren Beauftragten jedes Tätigsein über seinen Nutzen befriedigend ausweise, so muß demjenigen, dessen Schicksal die Sprache ist, mit aller Eindringlichkeit empfohlen werden, der Anmaßung nicht wieder Anmaßung entgegenzusetzen. Wäre es nicht anmaßend, wenn er erwidern wollte: „Ich steh' in des größeren Herren Pflicht“? Wem denn hängen die Worte: „Du bist berufen“ immer so im Raum, daß er mit ihrem Hall zu jeder Stunde seine Ohren laben dürfte? Wer weiß nicht um die Stunden, die Tage, die Monde, die Jahre, da seiner erst vertrauensvoll geflüsterten, seiner flehenden, beschwörenden, in der Tonstärke immer gesteigerten, seiner am Ende in lästerlichem Hohn schrill herausgeschrienen Frage: „Was hast du mit mir vor?“ die gottverlassene Stille entgegenschweigt? Wenn er aber trotzdem sein Werk fortführt, wenn die erste Wirklichkeit, die er lebte, aus dem Schlund der Vergangenheit den unendlichen Jammer einer unerlösten Seele heraufklagt, wenn er an ihre Erlösung, an ihre Erhöhung in den Stand der wahren Wirklichkeit sein Herzblut gibt, wenn ihm diese Verpflichtung an keinem einzigen Tage die volle Ruhe läßt, wenn er ans Werk geht, nicht immer in Freuden, sondern in Bangen und Zagen zumeist und oft knirschend wie einer, der den Abgrund seiner Ohnmacht ganz ausgemessen hat, so wird er zuletzt seine Beharrlichkeit hinnehmen als eine Antwort auf die Frage: „Bin ich berufen?“. Er wird erkennen, daß er die Kraft zum Ausharren nicht aus sich selbst schöpfen konnte. Was andere unfruchtbare Vertrotztheit und Eigensinn heißen mögen, wird sich ihm andeuten als das Weiterwirken eines gewaltigen Befehlswortes, das sich auch ohne die freudige Zustimmung dessen, dem befohlen wird, ja, sogar wider seinen Willen, den Gehorsam erzwingt. An diesem schwererkämpften Ersatz einer Gewißheit muß er sich genügen lassen, und sie ermächtigt ihn vor den rechtenden Fragen der anderen Wirklichkeit freilich nicht zur Anmaßung, sondern höchstens zu dem demütigen Stolz der Worte Huttens:

„Kann ich auch nichts gewinnen,
so spür' man meine Treu!“

Was an diesem Wort dann noch ruhmredig erscheinen könnte, verliert sein Gewicht, weil ihm das ehrfürchtige Geständnis der Abhängigkeit von fremden Quellen der Kraft vorangegangen ist. Und hier ist auch der Ort, mit dem Schlüssel des Gleichnisses an das verschlossene Wort „Gnade“ zu rühren. Hier darf der Mensch in der Folgerichtigkeit seiner Bemühungen eine Frucht der Gnade sehen, und weil die Gnade den Glauben bewirkt, so ist ihm gleichnishaft zu sagen erlaubt: „Ich habe Glauben gehalten.“

Wohin haben wir uns verloren? Ist die Rede über die Gnade und den Glauben eine *Verstiegenheit*, wenn sie sich anschließt an ein schlichtes Erzählen vom Lesen und den Büchern? Da aber hinter uns kein gebahnter Weg liegt, und da im Unwegsamen keine Spur unserer Schritte sich erhalten hat, so mag hier am Kleinen einmal geschehen sein, was sonst nur am Großen begegnet. Wir können die Stelle, auf der wir stehen, nicht erstiegen haben; wir müssen zu ihr emporgetragen worden sein. Wie wir in der großen Bedrängnis eines Traumes zuweilen bei einer zufälligen Bewegung der Arme entdecken, daß sie, Flügeln gleich, uns in der Luft zu tragen vermögen, wie wir uns dann im Entschweben weniger über den mühelosen Flug wundern als über das in einem Versagen des Gedächtnisses begründete Übersehen dieser selbstverständlichen Zuflucht, so reißt die geformte Sprache unseren Geist in einem Zuge auf Höhen, vor denen der kühne logische Bergsteiger umkehren muß. Seine letzten Möglichkeiten erreicht der Geist im Fluge. — — —

Immer noch spürt der Mensch, dem sich die Wirklichkeit in der Sprache vollendet, ein Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Er klammert sich an die höchsten Namen, welche die Geschichte des deutschen Geistes zu nennen weiß, wahrlich nicht in der lächerlichen Absicht, ihnen den seinen zu vergleichen, sondern um aus der eigenen Schwäche zu flüchten in das Kraftfeld eines Beispiels, das zum Höchsten verpflichtet. Da darf ihm der Streit der Wirklichkeiten entschieden sein. Wir treten hin vor die beiden Großen, deren Gestalten im erzenen Bilde aufgerichtet stehen in der Stadt, die gewürdigt war, Stätte ihres Wirkens zu sein; wir überdenken

die Worte, mit denen der überlebende Freund die erhabene Beispielskraft des Verewigten zu klären suchte:

„Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
das *Leben* selbst, an dieses *Bild* des Lebens.“

Ist nicht die Wirklichkeit durch Dauer ausgezeichnet gegenüber den vergänglich hinhuschenden Träumen? Wo aber ist die Wirklichkeit und wo der Traum? Das Urteil der Gegenwart, so sicher es immer ausgesprochen werden mag, hat keinen Bestand. Künstlerträume sind nach Jahrhunderten noch wirkende Gegenwart, und was sich vor Jahrhunderten anmaßend Wirklichkeit nannte, ist wesenlos und vergangen. In die beginnende Verdüsterung, in die traumhafte Auflösung seiner Welt, flüsterte der Sänger, den Apollo geschlagen hatte, das stolze Wort:

„Was bleibet aber, stiften die Dichter.“

TRÄUME

Es ist das Vornehmen dieses Buches, ein Preis zu sein der guten Mächte, die mein Leben bestimmt haben. Woher aber sollte mir ein Wissen von ihrem Wirken kommen, wenn ich nicht auch den Widerstand des Bösen erfahren hätte? Wie könnte ich die Mächte rühmen, wenn ich nicht Zeuge ihrer Siege geworden wäre?

Keiner darf die Behauptung wagen, das Leben, an dem er zimmert und mauert, sei ihm unter den Händen und eigentlich unversehens zum Sakralbau gediehen. Es gehört aber zu einem sinnerfüllten Leben, daß im nüchternen und zweckbestimmten Raum der täglichen Arbeit der wilde, tägliche Lärm sich plötzlich verstummend und gezähmt hinstrecken kann wie unter hohe Gewölbe, in die durch verwandelte Fenster ein verwandeltes Licht fällt. Da müssen in einer spiritualen Mitte, die nicht mit der räumlichen eins zu sein braucht, unerwartet Kräfte aufgebrochen sein, vor denen böse Gewalten Schritt um Schritt weichen, bis der mühsam eroberte Raum durch hohe Mauern gesichert werden kann. In dem Kapellenkranz, der die Mitte halb umschließt, verrichten wir hie und da eine stille Andacht. Bevor aber eintritt, was geschehen muß, bevor die dämmerige Unendlichkeit neu zum Ort der täglichen Arbeit wird, lassen wir dem inneren Umgang einen äußeren folgen.

Da strecken scheusälige Wasserspeier ihre langen Hälse über den Dachrand hinaus. Da sind in Winkeln höllische Fratzen angebracht, und halb zerquetscht windet sich an der Basis dieser Portalsäule er selbst, der überwältigte Teufel. Hat sich der Bildner wirklich in diesen Scheußlichkeiten an seinem Auftraggeber gerächt für die erzwungene Arbeit an Heiligengestalten? War er des „trockenen Tones“ der Gläubigkeit so satt, daß er sich bei der ersten Gelegenheit als Spötter und Skeptiker ausweisen mußte? Nein, die Dämonen waren ihm so unbezweifelbare Wirklichkeit wie Gott selbst. Weder konnten sie ihm gleichgültig sein, noch auch wähnte er, sie im frommen Werk ganz überwunden zu haben. Sein Ruhm war es, einen umschlossenen Raum ihrer

Willkür entzogen zu haben, und des zum Zeichen bildete er sie an der Außenmauer ab. Jeder Dombau führt die gefesselten Dämonen als Sklaven in seinem Triumphzug mit. Wird der Bann immer wirksam bleiben? Der überwältigte Teufel an der Säulengrundbasis, der jetzt verurteilt zu sein scheint, den Bau mit zu stützen, kann sich eines Tages aufrichten, kann erst die eine Säule, dann das Portal und am Ende den ganzen Bau zum Sturz bringen. Die immer wieder notwendige Rückverwandlung des Heiligtums in einen Ort der irdischen Arbeit sprengt den Dämonen die Fessel.

Daß wir ihrer Nähe eingedenk bleiben! Wagen wir die lästerlich klingende Behauptung, daß jetzt, in Zeiten eines neuen Anfangs, der Teufelsglaube *vor* dem Gottesglauben zum Heile führt! Den Teufel haben seit zwei Jahrhunderten die Weltklugen so „bündig wegbewiesen“, daß von ihm keiner mehr ein Unheil erwartete. Merkt das Völkchen noch immer nicht, daß er sie „am Kragen“ hat?

Die Klugen entdeckten, daß die Menschheit auf ihrem Wege zur Vollkommenheit wieder und wieder über denselben Stein stolperte: über die Unwissenheit. Als sie dieses großen Steines im Wege endlich ansichtig wurden, fielen ihnen die kleineren schockweise vom Herzen, obwohl sie sich, klug wie sie waren, von ihm noch mancher Sisyphusbeschwerde versahen. Welch ein Glück aber, daß es mit der geheimnisdüsteren und ungreifbaren Unvollkommenheit dieser Welt nichts weiter auf sich hatte! Es mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn man dem Übel nicht mit der Aufklärung beikommen konnte! Die bedauernswerte Welt, die so sehr darauf brennt, „freudig wie ein Held zum Siegen“ die Bahn hinzustürmen bis ans Ziel der Vollkommenheit, sieht sich nun durch das im Grunde doch lächerliche Hindernis der Unwissenheit aufgehalten. Nun springen wir Aufklärer ihr bei, und da mag sie von Glück sagen. Klären wir jetzt die Menschen vorerst darüber auf, daß ihr Zusammenleben in keiner Weise eine mystische Gemeinschaft ist, die von einer Idee geweiht und getragen wird, sondern vielmehr eine soziale Maschinerie. Zugestandenermaßen ergeben sich noch oft genug unliebsame Störungen des Betriebes. Aber da dürft ihr nun um Gottes willen nicht mit schreckhaft geweiteten Augen vom „Bösen“ reden! Ihr

bringt euch damit in den Verdacht, den albernen Teufelsglauben eurer Vorfahren immer noch nicht ganz abgetan zu haben, und eines solchen Verdachtes werdet ihr euch als aufgeklärte Menschen doch hoffentlich gebührend schämen. Seht, das Böse hat in keinem Falle andere als sozusagen mechanische Ursachen. Wenn etwas nicht so ist, wie es sein sollte, dann ist ein Fremdkörper ins soziale Getriebe geraten, vielleicht ein Steinchen, vielleicht ein Stahlsplitter. Aber die Ursache dieser Störung wird sich schon finden lassen, und mit ihr beseitigen wir dann auch die kleine Störung, die ihr rückfällig und maßlos übertreibend das „Böse“ nennt.

Wenn von dem, was das 19. Jahrhundert mitbestimmte, vieles tot und vergangen sein muß, so an allererster Stelle dieser ruchlose Fortschrittsglaube, der das Böse verharmlost und zu einem Popanz macht. Das dunkle Wort Schuld paßte nicht in diese aufgeklärte Welt, und in der Dichtung schickte sich der traurige Irrtum an, die tragische Schuld zu verdrängen. Im Jahre 1843, als dieser Aberglaube in verheißungsvollen Knospen stand, rückte zwar dem Dichter Friedrich Hebbel beim Nachdenken über die menschliche Tragödie die Idee der tragischen Schuld in die unmittelbare Nähe der christlichen Erbsünde, einer unleidlichen mittelalterlichen Abgestandenheit also. Aber die Fortschritts-priester verstanden nicht, daß ihnen da auf eine unheimliche Art widersprochen wurde. Fragen, die ihnen der Bösewicht Golo vorlegte, ließen sie auf sich beruhen, wie sie denn überhaupt von dem „absonderlichen“ Hebbel vorsichtig Abstand hielten. Dem Schöpfer der Mariamne und der Rhodope aber traten sie gleich wieder zu nahe, wenn sie in ihm ihresgleichen sahen, einen wackeren Mann, der sich die Emanzipation unverstandener Frauen angelegen sein ließ. Sie, die da meinten, dem Menschengeschlecht so herrlich die Reveille getrommelt zu haben, befolgten in Wirklichkeit mit ahnungslosem Gehorsam die Mahnung des unverstandenen Dichters: „Nur rühre nimmer an den Schlaf der Welt!“

Den Namen Gottes führte man wohl auch weiterhin noch im Munde. Aber die *Divina commedia* ist langweilig und belanglos geworden, seitdem ihrem Helden der Gegenspieler genommen ist. Es könnte auch sehr leicht so sein, daß in einem Zwischenakt unberufenes Volk aus dem Zuschauerraum auf die Bühne ge-

raten ist, wo ihm mit einem Male sein improvisiertes Pausengeschwätz als Fortsetzung der göttlichen Komödie gilt. Unmißverständliche Zeichen haben aber den Wiederbeginn des großen Spiels schon angezeigt, und es wird Ernst. Das Böse tritt in ungebrochener Kraft wieder auf den Plan, und daß es trotz all der bündigen Beweise seiner Nichtexistenz immer noch sich breit machen kann, das ist in der Tat mit dem Teufel zugegangen. Wir müssen wieder vom Teufel reden, und zwar um Gottes willen; denn nur Gott kann ihn überwinden. Es wird so kommen, daß die Menschen um Gottes Hilfe nicht mehr in gesitteten, lauen und wohlgesetzten Gebetsworten bitten, sondern winseln und heulen, und der Choral „Aus tiefer Not“ wird einmal nicht mehr wohlklingend gesungen, sondern geschrien und gebrüllt werden.

Hier aber dämpfen wir unsere Stimme; denn es will mir scheinen, die feiertägliche Verwandlung sei doch im ganzen einigermaßen gelungen. Noch versehen die Dämonen reglos ihren Dienst an der Außenmauer. Wir wollen sie nicht laut anrufen, sondern ihr Dasein nur für eine kleine Weile scheu beraunen, damit das Bild einer Kindheit sich von Schönfärberei freihalte und nicht zur spannungslosen Idylle werde. — — —

Dem rückgewendeten Menschen kann wohl im Anschauen bestimmter Erinnerungsbilder seiner frühen Jahre vor sich selbst grauen. Da weiß er für seine Taten keine Entschuldigungen, kann nichts von kindlicher Unart vorbringen, nichts von all den ausweichenden Redensarten, die ins Harmlose entschlüpfen möchten. Da sieht er sich seiner Schuld, sieht sich dem wirklich und unabdingbar Bösen gegenüber und muß ihm nachträglich noch standhalten.

Nach einem bösen Tage kam der Übergang in den Schlaf nicht plötzlich und unbemerkt, wie mir denn dies kindliche In-den-Schlaf-fallen nie gegeben war. Schon damals war dem Schlaf eine Zone vorgelagert, die meist durch Nachdenken erst und weiterhin durch freundliche Phantasien und wache Träume langsam an die Grenze des Schlafes und des wirklichen Traumes heranführte. Nach einem bösen Tage aber kam das Grauen vor den Qualen der Hölle, die ich verwirkt hatte. Dann wurde das Wort „Ewigkeit“ mir jenseits aller Bildlichkeit zum „Donner-

wort“, zum „Schwert, das durch die Seele bohrt“. Dann kamen Stunden unendlicher Angst. Humane Pädagogen werden hier vielleicht selbstgefällig sagen: „Man hat doch früher in unverantwortlicher Weise arglose Kinderseelen durch diese wüsten Phantastereien vergiftet.“ Ich meine aber, daß der Mensch früh beginnen soll, an seiner eigenen Vortrefflichkeit zu zweifeln. Auch kann es nicht schaden, wenn er im Widerstand gegen Grauen und Angst früh seine Kräfte stählt; denn einmal werden sie ihn doch anfallen. Mit denen aber, die das Fürchten nicht gelernt haben, ist nicht zu reden.

Es schlich etwas um das Haus, das mich behütete; es wollte etwas an mich heran, um mich wegzuführen. Da war ein Unbekannter, ein großer, schwerer Mann, der mir zum erstenmal erschien, als ich noch ein sehr kleiner Knabe war. Die Erinnerung ist wohl darum so lebendig geblieben, weil die arglistige Erscheinung mit den zusätzlichen Überredungskünsten des Wahrtraumes eine ungewappnete Kindesseele von ihrer Wirklichkeit leicht überzeugen konnte. Wahrträume wählen als Schauplatz den Raum, wo der Schlafende eben weilt, und da die wachen Augen, die sich in höchster Not aufgetan haben, keine andere Umgebung sehen als vorher auch, so verwischen sich die Übergänge vom Traum zum Wachen, und die bestürzende Erscheinung, die plötzlich verschwunden ist, erhebt einen Anspruch auf Leibhaftigkeit, der sich sehr schwer abweisen läßt. Der Unbekannte stand im Schlafzimmer an der Tür und sah zu mir herüber. Von seinem Gesicht konnte ich der tiefen Dunkelheit wegen nichts erkennen; aber von Zeit zu Zeit glühte seine Zigarre auf. Dann stand plötzlich die Mutter an meinem Bett und behauptete, ich hätte geträumt. Aber das konnte ich nicht glauben.

Immer wieder trat mir der unheimliche Unbekannte in den Weg, wenn ich im Elternhaus zunächst noch ganz arglos von einem Raum in den andern ging. Mit einem Male aber griffen meine Hände in hastiger Angst nach der Klinke einer Tür, und dann kam das lähmende Entsetzen, weil ich fühlte, daß der Unbekannte auf der anderen Seite den Türgriff gefaßt hielt. Schwer wie in einer zähen Masse bewegte sich die Tür zwischen uns lautlos hin und her. Mein Unterliegen war nicht zweifelhaft, und in der Gewißheit seines endlichen Sieges vermied der Unbe-

kannte jede geräuschvolle Gewaltsamkeit. Er wütete nicht, hohnlachte nicht, drohte mir nicht mit starken Worten; er war ganz still. Und zuletzt stand ich ihm gegenüber, dem schweren, massigen Mann, dessen Gesicht die Dunkelheit mir verhüllte. Mit keinem Wort, mit keiner Bewegung verriet er seine Absichten. Es blieb ihm dazu wohl keine Zeit. Denn nun war ich erwacht, und ein Gestöhne mit abschließendem Schrei hallte noch nach im eigenen Ohr.

Sein Gesicht zeigte mir der Unbekannte nur durch das Fenster meiner Schlafkammer. Als er zum erstenmal dort stand, hatte ich vor dem Einschlafen vielleicht so lange auf das Fenster gesehen, bis mir sein Nachbild mit der umgekehrten Verteilung von Licht und Finsternis derart auf der Netzhaut liegen blieb, daß die Gestalt des Wahrtraumes in seinem Rahmen erscheinen mußte. Er hatte die Arme auf die äußere Fensterbank gestützt und sah mich aus dunklen und — wie ich meine — schielenden Augen unverwandt an. Sein Gesicht war bleich und starr, umgeben von der Schwärze eines langen, schütterten Bartes. Ich fror in meinem Grauen, wollte mich auflehnen gegen ein Unheimliches, das mehr und mehr Gewalt über mich gewann, konnte mich aber nicht einmal von dem Anblick abkehren. Es half mir nicht: ich mußte aufstehen, an das Fenster gehen, nach dem Vorbild des Unbekannten meine Ellbogen auf die innere Fensterbank stützen. Unbewegt und ohne seinen Willen auf das leiseste zu bekunden, sah er dem allen zu. Nur war er jetzt dem Fenster so nahe gekommen, daß seine Stirn sich an die Scheiben preßte. Da sank ihm mein Kopf langsam entgegen. Zwischen unseren Stirnen war nur noch die dünne, kalte Wand des Glases, und gebannt hing ich über dem Abgrund dunkler Augen, der — wie ich nun sah — mich nicht eigentlich bedrohte, für mich auch keinen Platz mehr hatte, weil er mit der tiefen, luziferischen Trauer des Abtrünnigen bis an den Rand gefüllt war.

Von nun an vermied ich es ängstlich, mit dem Nachbild des Fensters einzuschlafen. Bis über das zwanzigste Lebensjahr hinaus blieb es mir Bedürfnis, mein Bett so zu stellen, daß ich, auf der rechten Körperseite liegend, mit der linken Hand in der beginnenden Bedrohung sofort die Mauer ertasten konnte. An dieser Berührung fand sich mit einem Ruck der halbunterjochte Geist ins Wachen und in die Wehrhaftigkeit zurück. Aber der Unbe-

kannte machte doch immer wieder meine kleinen Künste zunichte; immer wieder zwang er mich zu diesem entsetzlichen Gang an das Fenster.

Ich habe damals von diesem Traum zu keinem Menschen gesprochen, weil ich die Rache des Unbekannten fürchtete. Ohne Wort hatte er von mir Schweigen über unsere nächtlichen Begegnungen gefordert, und ohne Wort hatte ich ihm Schweigen gelobt. Beides war für mich unbezweifelbare Wirklichkeit: der Gang an das Fenster und die Erscheinung dahinter. Heute brauche ich dem Unbekannten nicht mehr in die Augen zu sehen, und ich weiß nicht, in welche Bereiche des Seins er jetzt gebannt ist. Von dem grauenvollen Gang ans Fenster aber glaube ich jetzt noch, daß er auch im Sinne unserer Diesseitigkeit volle Wirklichkeit gewesen ist. Denn als ich in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August 1914 gastweise wieder in meiner Knabenkammer schlief, habe ich noch einmal am Fenster gestanden, ganz so wie in früheren Jahren, mit aufgestützten Ellbogen. Die Juli-Nächte des Jahres 1914 klangen mir noch wie in alter Zeit. (Dadurch unterscheidet sich Luhnstedt von allen Orten der Erde, daß seine Sommernächte klingen, in aller Wirklichkeit und dem wachen Ohr vernehmbar klingen!) In dieser Nacht aber wurde das Klingen fortgesetzt zu einem schrillen, böartigen Telefongeklingel, das mich immer wieder aus unruhigem Schlaf auffahren ließ. In meinem Elternhaus gab es kein Fernsprechgerät. Und doch war es, als müßte ich anhören, wie das Geläut hier und da in deutschen Landen die Männer aus dem Schlaf riß und zu den Waffen rief, und auch ich gehörte zu denen, die ausziehen mußten.

Mit einem Male stand ich am Fenster. Da zogen sie schon hin, auf Nindorf zu, Soldaten, unabsehbare Massen. Kein Wort wurde laut in dem langen Zuge, und die Stiefel gaben auf dem Straßenpflaster keinen Hall. Nur ein kurzer, klickender Laut wie von einem Zusammentreffen metallener Gegenstände war hin und wieder hörbar, ein Geräusch, wie es mir von militärischen Nachtübungen her noch frisch in der Erinnerung lag. — Es sind in der Nacht vor der Mobilmachung keine Soldaten durch Luhnstedt gezogen. Aber ich meine doch, am Fenster gestanden zu haben wie in alten Zeiten, Stunde um Stunde, und da in der übermenschlichen Freiheit der Träume Raum und Zeit keine

Schranken sind, sah ich in jener Nacht vielleicht das Heer der Toten vorüberziehen. — — —

Das Grauen vor dem Unbekannten hatte dem Knaben die kleine List des Tastens nach der Wand eingegeben. Aber sie war nicht seinetwegen allein erfunden, auch in anderen Träumen erwies sie sich als heilsam: in den mannigfaltigen Träumen vom Sturz. Vielleicht habe ich diese Bedrängnisse durch das Spiel mit dem Abgrund selbst heraufbeschworen. Wenn ich das Gesicht ganz fest ins Kissen preßte, so berührte ich in dem Leinen erst ganz körperlich zugleich die Wand der Dunkelheit. Nach kurzer Zeit aber, vielleicht als Folge des Druckes auf die Augäpfel, geriet diese einförmig dunkle Wand in ein geheimnisvolles Sprühen, und zugleich wich sie zurück und versank unter mir. Immer gewaltiger wuchs der Raum in die Tiefe, und meilenfern sah ich auf violetterm Grunde das Gewimmel kreisender Sterne aufblitzen.

Wer sich vor dem Einschlafen über Abgründe beugt, der muß vom Sturz träumen. Zuweilen vergißt die linke Hand das Tasten nach der Wand. Mein Bett wird von unsichtbaren Mächten durch den freien Raum getragen, immer weiter entfernt es sich von der Erde. Ich weiß, es steht mit der kleinen Fläche seiner Stützen auf vier hohen Stangen, die bedrohlich ungleichmäßig aus der Tiefe emporwachsen. Dann ist mir klar, daß ich mit der geringsten Verlagerung meines Körpers den Sturz selbst verschulden werde, und mit dieser Erkenntnis zugleich stellt sich ein gebieterisches Bewegungsbedürfnis ein. Ein Heer von Ameisen ist auf meine zermartete Haut losgelassen; brennende Holzscheite werden mir in die Kniekehlen geschoben. Und nun legen sich mir in das allgemeine Glühen schlüpfrig-kalte Streifen quer über die Brust. Der Ekel vor den Schlangen ist so überwältigend, daß alles andere vergessen oder gering geachtet wird. Ich schleudere die Decke beiseite und springe in den Abgrund.

Niemals aber bemächtigte sich der Abgrund meiner mit einem Überfall. So lange blieb er abwartend gegenwärtig, bis ich dem Sturz selbst zustimmte. Zuweilen verwandelte sich auch der jähe Sturz in ein allmähliches Versinken. Ich saß mit anderen im Boot und fuhr in der Dämmerung über einen See mit ganz unbewegtem Wasser. Irgendwo fern verloren sich die Ufer im Nebel.

Wenn mein Blick von einer Runde durch das Grau zu den Genossen der Fahrt heimkehrte, war immer ihrer einer derart verschwunden, daß er seinen Anteil am Bootsraum mitgenommen hatte ins Nirgendwo. Zuletzt saß ich allein in einem winzigen Nachen, überall dem Wasser gleich nahe. Mit einem Ruck sank ich so tief, daß das Wasser jetzt noch genau abschnitt mit dem Rand meines Fahrzeuges, den es aber nun, eine Sekunde vor dem Einbruch, schon mit einem Wulst überhöhte. Die nächste Gefahr war die Berührung mit eiskaltem Wasser, und da also die Haut als Trägerin der Temperaturempfindungen unmittelbar in der Bedrohung stand, so vollzog sie, unabhängig vom gefangenen Bewußtsein, ihren selbständigen Sprung in die Freiheit des Wachens. Sie stand in der Bereitschaft, dem Bewußtsein exakte Angaben über ihre Temperaturempfindungen zukommen zu lassen. Als nun die kalten Wasser über dem Boot zusammenschlugen und der Versinkende solche Angaben anforderte, wurde ihm das hohe Lied der wohligen Wärme des Bettes zugesandt. Das traumverwirrte Bewußtsein aber begabte mit dieser Wärme das Wasser, so daß wie durch Wunder ein feindseliges Element sich in den guten Freund verwandelte. Seligkeit war dieser jähe Übergang aus der Todesangst und der Bereitschaft zu verzweifelterm Widerstand gegen den Untergang in das unbedingte Vertrauen, in das unbedingte Gutheißen des Geschehenden. Tiefer sank ich hinab in immer tiefere Geborgenheit, in eine immer seligere Entrücktheit. Wie eine Liebkosung aus der Unendlichkeit gingen die Wasser über mich hin. Noch sah ich den bleichen Himmel, dessen Sterne mit der Gemächlichkeit meines Sinkens höher hinaufschwebten in den Raum.

Selige Wandlung! Aber *es ist nicht so*, daß noch den bängsten Traum ein „heimliches Gefühl“ seiner Bedeutungslosigkeit „begleitet“. Das ist nur bei Traumbildern so, die unbehaglich, peinlich sind, und ihnen gibt das besagte Gefühl oft genug eine humoristische Untermalung. Es ist, als schleiche einem wichtigtuerisch dahinstelzenden Mann ein kleiner Kobold im Narrengewande nach, der durch groteske Sprünge und despektierliche Grimassen dies Herrschergebaren als Anmaßung enthüllt. Der bängste Traum schreitet königlich allein, und kein „heimliches Gefühl“ wagt sich in seine Nähe, und keines bestreitet ihm auch nur aus

der Ferne die unbedingte Gewalt über Leben und Tod. Wenn das Gefühl, daß dies alles nichts bedeutet, sich endlich einstellt, dann ist es nicht mehr heimlich, dann ist es schon vom heimgekehrten Bewußtsein öffentlich gerechtfertigt und anerkannt. Vorher aber muß der Kelch bis in die äußerste Bitternis des Bodensatzes geleert werden. Ehe noch das befreiende Gefühl die Traumnatur des Geschehenen enthüllen kann, ist die Todesangst in ihrer ganzen erbarmungslosen Wirklichkeit schon durchlitten.

Zu dieser Behauptung ist berechtigt, wer die Gefühle seiner Angstträume vergleichen kann mit dem, was ihm am Rande des wirklichen Todes, auf dem Schlachtfelde etwa, das Gemüt bewegte. In der höchsten Bedrohung rafft der Mensch als geistbestimmtes Wesen die Heerscharen seines Willens zusammen und weiß, daß er mit Würde dem Übermächtigen erliegen wird. Im Schlaf aber hat er die Rüstung des Geistes abgelegt. Da ist er, seinem dumpfen Gefühl hingegen, nur die ohnmächtige, geängstete, die grauengeschüttelte Kreatur. — — —

Wenn der Traum vom Versinken die Seligkeit der großen Verwandlung mit einer — man möchte fast sagen: behaglichen — Breite ausspinnt, so pressen Sturzträume sie in einen einzigen Augenblick und geben ihr damit die noch höhere Gewalt. Mag ein Traum noch so harmlos beginnen, an jeder Wendung seines wirren Weges kann die Drohung lauern. Ich gehe durch freies Feld in nebliger Landschaft eine Straße hin, die schnurgerade und eben vor mir herläuft. Sie ist in allem so belanglos wie der ganze Traum. Unmerklich aber wächst die Beschwerde des Wanderns, und ich sehe nun, daß meine Straße ansteigt. Schon muß ich den Oberkörper vorneigen. Den Sand und die Steine sehe ich unter mir wie durch ein Vergrößerungsglas. Die unerklärliche Mühsal des Vorwärtstommens zwingt mich zu einem Innehalten. Ich richte mich langsam auf und sehe bei flüchtigem Umschauen, daß sich hinter mir die vormals waagerechte und meilenlange Straße steil aufgerichtet hat und unerbittlich der Senkrechten zustrebt. Meine Füße verlieren den Halt. Habe ich mich hingeworfen? Ist mir die Straße an die Brust gesprungen? Vergebens suchen meine Hände, sich in ihren erbarmungslos harten Grund einzukrallen. Knie und Fußspitzen tasten verzweifelt nach einer Stütze. Da ist keine Rettung. Sturz! Sturz! — — —

Gewisse Nächte müssen den Dämonen freigegeben sein. Wasserspeier, die mit ihren vorgereckten Hälsen aussahen, als seien sie im Niederfahren erstarrt, reißen die ungestalten Leiber aus der Verborgenheit des Dachraumes los und erreichen im Sprung die Erde, der sie sich über Tag in einer Gebärde des Verdurstens zuneigten. Nun ist ihnen Freiheit gegeben, sich ahnungslos schlafenden Menschen auf die Brust zu knien, um ihnen die Seele auszutrinken. Starre Fratzen kommen ins Grinsen, da sie die Umklammerung des Steines schwinden fühlen, und der Überwältigte an der Säulenbasis rührt sich, daß ein Zittern über das Portal geht. Ihn bindet die Wucht des geweihten Baues trotz aller Anstrengung an seinen Platz; ihm bleibt verwehrt, was den Kleinen von den Seinen für eine Nacht gestattet ist. Hallo! Jetzt beginnt die fröhliche Hatz!

Den Fliehenden treibt es in irrem Wechsel durch gespenstische Landschaften und über die endlosen Flure und die unabsehbaren Treppen phantastischer Häuser. Was ihn bedroht, weiß er nicht. Die Flucht scheint sinnlos zu sein; aber die Angst gibt für ihr Be-Sinnen keine Zeit frei. Im Anfang stehen die Dinge noch mit dem Gehetzten im Bunde. Faßt er ein Treppengeländer, so reißt es ihn mit kleinem Ruck sicher in die bergende Tiefe, wo eine schwere Tür geräuschlos aufspringt, um den weiteren Weg freizugeben. Plötzlich aber wird alles Feind. Eine Tür schrumpft vor dem Fliehenden zu einem rohen Mauerloch am Grunde zusammen, durch das er sich nur mit unsäglichen Anstrengungen hindurchzwängen kann. Wohlgefügte Treppen verwandeln sich hämisch in schwanke Leitern, denen vereinzelte Sprossen ausgebrochen sind. Da klappt die große Lücke, an der alles Weiterkommen endet! Noch einmal wird die Gefahr gebannt. Halsbrecherische Klettereien, röchelnd vollführt, bringen den Atemlosen ins Freie. Wild geht seine Brust; das Herz arbeitet mit gewaltigen, hohlhallenden Stößen. Aber die Meute läßt nicht von seiner Spur. Weiter also! An dieser Wand empor, in die Nacht hinaus! Auf unerklärliche Weise drängen sich dem Klimmenden vorspringende Ziegel immer im Augenblick der höchsten Not vor Hände und Füße. Dann ist auch das vorbei. Der Gequälte hängt an einem Nagel an der Wand. Die eine Hand greift schon ins Leere hinaus. Es ist tiefe Nacht; aber auf der Mauerfläche um den

Nagel liegt fahles Licht, damit das Verderben in jedem Schritt seines Nahens sichtbar werde, damit, nachdem die Flucht in allem unbestimmt und roh zusammenfassend blieb, das fürchterliche Ende sich mit der Aufzählung der kleinsten Einzelheiten um so glaubwürdiger mache. Unter dem Gewicht löst sich das Eisen langsam aus der Umklammerung des Mörtels. Es neigt sich, biegt sich, und schon verlieren sich an der Mauer Glanz und Glätte des Metalls unter einer langsam breiter werdenden Kruste von Rost und Mörtel. Unaufhörlich vergrößert sich um den weichenden Nagel in der Fuge die Öffnung, aus der zermahlener Mörtel niederrieselt. Nun muß das Ende kommen: Nach dem Wahnsinn dieser Flucht der Sturz, nach allem Keuchen, Stöhnen und Röcheln das Letzte: der Schrei!

Da aber rührt ein Sendbote der erlösenden Mächte den Verzweifelnden an. Er stimmt dem Sturze zu, wirft sich hintüber ins Leere hinaus, nicht aber in einem verbissenen Trotz gegen das Unabwendbare, sondern in einem plötzlichen und wunderbaren Wissen um seine Unverletzlichkeit, und der Erwachende fühlt noch die Inbrunst, mit der die Schultern, die eben noch ihres zerschmetternden Aufpralls auf steinigem Grund gewärtig waren, sich nun in die weichen Kissen pressen. — — —

Wer darf sich rühmen, ins Geheimnis gezogen zu sein? Träume vom Sturz aber haben mich in eine hartnäckige Lehre genommen, und ich glaube, daß ich durch sie am Ende von der Deutung eines dunklen Wortes wenigstens eine Ahnung gewonnen habe. Das Geheimnis dieses Wortes hat die Menschheit seit Jahrhunderten nicht ruhen lassen, und viele erschöpften an der Sinnfindung ihre Geduld und taten es zuletzt im Trotz als Unsinn ab. In der Welt haben wir Angst. Wer aber in der höchsten Bedrängnis die Traumnatur unseres Lebens in der Welt plötzlich und endgültig durchschaut, wer in einem jähen und doch von da an unverlierbaren Wissen um seine Unverletzbarkeit in den Sturz willigt, wer sich hinauswirft in die Unendlichkeit, der findet sich, nachdem ihm eben noch vor der Zerschmetterung graute, weich gebettet wieder im Schoße der *Gnade*.

„ALLEN, DIE DARIN VERKEHRT!“

„Wohin gehst du?“ — „Nach Hause!“ — So antworten die kleinen Knaben und Mädchen, die man auf den Wegen trifft, wenn sie aus der Schule heimkommen oder von den Feldern. Ihre klaren und leuchtenden Augen sehen aus wie das Gras nach dem Regen, und wenn man sie nicht einschüchtert, so ist ihre Rede gerade und unverbogen gleich Pflanzen, die Raum haben und in ihrem Wachstum nicht behindert werden.

Wohin gehst du?

Sie sagen nicht: Wir kehren heim, und noch weniger: „Wir gehen in unsere Wohnung.“ Sie sagen: das Haus. Zuweilen ist es eine armselige, halb in die Erde gesunkene Hütte. Aber es ist trotz allem „das Haus“. Es gibt nur eines auf der ganzen weiten Welt. Später, später gibt es auch andere: aber die sind dann nicht mehr unbedingt wirklich. — — —

So sagt ein Franzose, wenn er anhebt, von dem Leben in seinem Elternhaus zu erzählen. Und das erste Kapitel seines Buches führt die Überschrift: „Das Königreich.“

Das kleine, strohgedeckte Haus in Luhnstedt stand am südlichen Dorfausgang da, wo das Redder in die Koltwiesen von der Dorfstraße abbiegt. Nahe daran floß die Au vorbei. Hohe Knicks schlossen die beiden sehr spitzen Dreiecke des Gartens und Wiesenhofes ein, und in dem Winkel, wo beide sich vereinigten, lag unter Tannen der Immenhag. Unter Apfelbäumen, zwischen Immenhag und Blumengarten, war der Soot, dessen Wasser wegen seiner besonderen Klarheit und Kühle gerühmt wurde von allen Feldarbeitern, die sommers an ihm ihre Krüge und Flaschen füllten. Wenn ich des Hauses mit voller Kraft der Beschwörung gedenke, so versinkt der Lärm des Tages. Dann duftet die Lindenblüte wie einst, und über mir ist das Summen der Bienen.

Fast an jedem Abend ist die Viertelstunde des Hinwandels auf dem schmalen Grat zwischen Wachen und Traum mit dem jähem Wechsel zwischen Vorstellung und Gesicht ausgefüllt. Oft stelle ich mir „das Haus“ vor. Unter dem Gebot des Willens

schleppt der gehorsame Geist Vorstellungen herzu, verblaßte, unsinnliche Einzelheiten, aus denen sich aber gleichwohl eine leidlich genaue Beschreibung herstellen ließe. Wenn ich mich ganz ohne jede Hinterhältigkeit, ohne alles Lauern der Vorstellung hingebe, dann wird mir ihre Verwandlung als freie Gabe. Unmerklich vollzieht sich der Übergang von der Vorstellung ins Bild, und erst beim Rückfall ins Wachen weiß ich: dies war das Gesicht. Alles Vergangene kann Gegenstand einer solchen Vergegenwärtigung werden; aber das Haus hat den Vorrang.

Eben stand ich davor und sah mit voller sinnlicher Unmittelbarkeit die Risse in seinem Fachwerk. *Das* war die Stelle, an der sich ein besonders klaffender Spalt zu einem Teil mit Mörtel gedichtet fand, und der abgesprungene Teil der Füllung hatte *diese* sonderbare Bruchkante zurückgelassen. An ihrem verbogenen und rostigen Nagel hing des Vaters Imkerkappe. *Diese* Beschaffenheit hatte das grobe, graue Leinen, und seine Rostflecken zeigten *diese* Form. In solchen Augenblicken sehe ich Dinge, die das Gedächtnis ihrer Unerheblichkeit wegen unmöglich verwahren konnte. Diese Traumbruchstücke können sich nicht aus dem Gedächtnis nähren. Ich glaube vielmehr, daß viele Einzelheiten meiner Erinnerung erst rückläufig aus den Gesichtern des beginnenden und sofort wieder unterbrochenen Traumes ihren Weg in das Gedächtnis gefunden haben.

Den Träumen des Mannes wird das Elternhaus immer wieder zum Schauplatz, und dies geschieht, weil das Kind an vertrauten Räumen und vertrautem Hausrat in einer besonderen Weise sein Vermögen übte, die toten Dinge zu verlebendigen. Das Haus blieb eine atmende Einmaligkeit, und die Vorstellung ihrer Vernichtung durch Brand kam an Entsetzlichkeit fast der anderen, der ganz ungeheuerlichen vom Tod der Eltern gleich. In schlimmen Träumen erlebte ich den beginnenden Brand immer wieder auf dieselbe Weise. Es trat eine plötzliche und bösertige Stille ein, und dann begann an der Zimmerdecke ein flammenloses, giftig-grünes Glosen, das in der weißen Tünche um sich fraß wie Tinte im Löschpapier. Aber stets setzte das Erwachen dem Traum ein schnelles Ende.

Immer war die Tür des Hauses geöffnet, und immer nahm sie den Heimkehrenden mit derselben Güte ins Geborgene. Wenn

man, von überlegenen Feinden verfolgt, aufatmend die Tür hinter sich zuschlug, so war man gerettet. Es konnte einem nichts mehr geschehen, wenn man im Sommer gerade noch vor dem Niederbrechen des Gewitterregens die Pforte erreichte. Und im Winter, wenn man sich des Eislaufes wegen für die Mahlzeiten kaum eine Viertelstunde gegönnt hatte, grollte die Stube nicht um einer solchen Vernachlässigung willen. Bei der Heimkehr in der Dämmerung brummelte der Beileger gutmütig: „Hast du deine Lust gehabt, Kind? Gut! Aber nicht wahr, nach einem solchen Tag ist nun doch auch meine Wärme ein gutes Ding?“

Das Haus war aber nicht eigentlich still. Über Tag war es erfüllt vom Lärm der Werkstatt, wo Hammerschläge über dem Resonanzraum der Tonnen manchmal wie Donner rollten. Bei Nacht kamen aus dem Anbau, wo die Tiere hausten, sonderbare und beklemmende Geräusche. Ein altes Strohdachhaus läßt sich von einem kleinen Kind nicht bis in die letzten Winkel durchforschen. Auf dem dämmerigen Boden im Heu zum Beispiel können sich unheimliche Wesen verbergen. Hört man nicht zuweilen durch die Decke das Huschen leiser Füße? Da wird wohl eines Tages in der Knabenkammer unter meinem Bett ein Iltis gestellt und totgeschlagen. Aber eine solche Erklärung geheimnisvoller nächtlicher Geräusche ist doch nicht ganz beruhigend. Eine städtische Wohnung von heute, in der es keine Geheimnisse gibt, wo das elektrische Licht keine Ecken und Winkel zuläßt, deren Leben man auf sich beruhen lassen muß, in einer solchen Wohnung müssen die Rationalisten prächtig gedeihen. Mein dörfliches Elternhaus war von Geistern voll. Es mag ein Nis Puck dabei gewesen sein, der nur Schabernack anstellt, wenn man seine Wünsche nicht errät oder auch böswillig nicht erfüllt. Es mögen sich auch ausgemachte Böslinge umgetrieben haben. Die guten Geister aber hatten die unbestrittene Übermacht. Sie lebten das tägliche Leben in unserer Mitte, während die Bösen ohnmächtig am Rande stehen bleiben mußten.

Dies tägliche Leben war in seinem Wesen Arbeit, harte Arbeit sogar. Immer aber spielten freundliche Lichter darüberhin wie Sonnenflecke über den Waldboden, und immer war das Bestreben spürbar, ernste Arbeit durch die begleitenden Reden aus ihrer Unerbittlichkeit in das Gebiet des Spielerischen herüberzuschmei-

cheln. Das Spiel mit der Sprache war in meinem Elternhause so selbstverständlich notwendig, daß ich es erst spät als eine lebensbestimmende Besonderheit erkennen konnte. Meine Mutter zumal hatte als Gabe der Natur eine sehr eigenwillige und bilderreiche Sprache, und wo sie in Gesprächen mit anderen einen Ausdruck von besonderem Witz und besonderer Schlagkraft hörte, da hob sie ihn auf, putzte noch ein wenig daran herum, nahm ihn ins Eigene und rettete ihn vor dem Vergessenwerden. Wollte sie andere Menschen charakterisieren, so geschah das nie durch die kurze und dürre Aufzählung verschiedener Eigenschaften. Immer stellte sie unter Beteiligung der Mimik die Fremden in der ihnen eigenen Sprache sehr ausführlich dar, wobei es selbstverständlich in manchem Fall ohne kleine Bosheiten nicht abgehen konnte. Der Vater war eine mehr lehrhafte Natur. Seine Geschichten hatten eine Moral und schmückten sich gern mit Zitaten aus der klassischen Dichtung. Unbewußt wuchs vor solchen Vorbildern in den Kindern die Überzeugung, daß es beim Darstellen immer auf die Form ankommt. Ein unbedachtes sprachliches Wiederkäuen der Tagesereignisse war verpönt, und ein Erlebnis galt nicht darum schon als beredenswürdig, weil es sich bereden ließ. War das Ereignis in sich bedeutungsvoll, so behauptete es natürlich auch ohne besondere sprachliche Herrichtung seinen Rang. Vor dem nur Grob-Tatsächlichen aber hatte in jedem Fall die gut erzählte Nichtigkeit den Vorzug. Leute wie Detelt-„Un-so“ und Jehann-„Un-Kram“ (Speck un Kram kann’k bieten un Kram), die ohne die geringste Selbstzucht das Unkraut in ihrem ohnehin dürftigen Sprachwuchs wuchern ließen, stellten uns abschreckende Beispiele der Lächerlichkeit hin. Bei uns mußte jeder sich überwachen, hatte jeder an seinen Pointen zu feilen, und die sogenannten „Dröhnbartel“ waren meiner Mutter ein Greuel. Wenn ich in plattdeutscher Sprache erzähle, so ist die Mutter noch heute als Hörerin und Beurteilerin immer gegenwärtig, und wenn sie mir sagte: „Junge, wat dröhnst du!“ so wäre das vernichtend.

Zu dem Haus und dem Leben, das es umschloß, gehören im weiteren auch alle, die dort ein- und ausgingen, alle, „die darin verkehrt“. Man kam gern in unser Haus, und auch von ihm läßt sich sagen, daß allen, die darin verkehrten, ein guter Mut

besichert wurde. Alle Besucher des Hauses wies ich entweder dem Lager der Kurzweiligen oder dem der Langweiligen zu. Zuweilen erschien nach dem Abendbrot ein langweiliger Gast, der über anderthalb Stunden hin besondere Absichten zu leugnen versuchte, obwohl er sich durch die Lederpantoffeln und die sonntägliche Pfeife schon beim Eintreten verraten hatte. Ein ungeschriebenes Gesetz des Wohlverhaltens verbietet, mit dem Zweck eines Besuches roh herauszufahren. So weit aber waren wir in Luhnstedt gegen homerische Zeiten denn doch schon vorgeschritten, daß wir nicht erst frühestens nach einer Woche der verschwendeten Gastfreundschaft mit Enthüllungen rechnen durften. Doch waren die anderthalb Stunden manchmal schon schwer genug zu ertragen. Hin ging das „Gedröhn“, dem meine Mutter *jetzt* mit schlecht und recht verhohlenem Mißmut, zu anderen Zeiten aber auch mit einem kaum merklichen spöttischen Lächeln zuhörte. Der Vater dagegen schickte sich mit einer vorbildlichen Geduld in das Schneckentempo des Gespräches.

Dem Gast war der Ehrenplatz im Sofa eingeräumt worden; vor ihm stand der Tabakskasten aus Nußbaumholz. Minutenlang stockte die Rede, und im weiteren Verlauf des Abends konnte jede Pause die Wendung auf den Zweck des Besuches bringen. Wenn sich aber die Stille ergebnislos hindehnte, gab mein Vater dem Tabakskasten einen kleinen Stoß und sagte ermunternd: „Stopp in!“ Das geschah denn auch mit aller Umständlichkeit; aber auch frischer Tabaksqualm konnte den Gedankenablauf nicht beschleunigen. Das Ganze hatte Ähnlichkeit mit dem Wachen bei einer Kuh, die gebären soll. Da muß man sich eben mit Geduld wappnen. Endlich kündete sich die Wendung an mit den zögernd vorgebrachten Worten: „Jaaa, Klaas, ik wull man mal mit di snacken.“ Der Unkundige wird meinen, dies sei ja schon lange genug, überlange und im ganzen unergiebig geschehen; er wird nicht sehen, wie hier das Neue hervorbrechen soll. Wem die Worte nicht flink vom Munde gehen, der muß sie, um das Versäumte einigermaßen einzubringen, mit Bedeutung geradezu überlasten, wobei dann auch die Betonung eine große Rolle spielt. „Ik wull man mal mit di snacken“, das bedeutet: „Scherz beiseite!“ und: „Aufgepaßt! Jetzt wird's Ernst, jetzt rücke ich mit meinem Auftrag heraus.“ Nun endlich wurde

die Waschbalje, die Butterkarre oder Büüktonne bestellt; aber auch dann war es zum Aufatmen immer noch zu früh. Es folgte noch ein weiteres Ende unverbindlichen Snackens mit der Bestimmung, bis zum Schluß die Beiläufigkeit des Auftrages glaubhaft zu machen, der sich schließlich so in „Gedröhn“ eingehüllt fand wie ein verlorenes Korn in einem großen Haufen Kaff.

Zu den Langweiligen gehörte auch der alte Nachbar Peter, der seiner übertrieben aufrechten Körperhaltung wegen „Pick“ zubenamt war. Unter dem Vorwand, die Zeitung lesen zu wollen, saß er täglich seine Zeit in der Werkstatt ab. Es war ihm aber nur um die Butterpreise zu tun, und den gesamten sonstigen Inhalt tat er nach wenigen Minuten mit den verächtlichen Worten ab: „Dat oll Blatt, dat lüggt.“ Seiner Überzeugung nach glitt seit der Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark alles unaufhaltsam ins Verderben, und wenn demgegenüber das freisinnige „Rendsburger Wochenblatt“ den Fortschritt pries, so mußte es eben lügen. Dann saß er noch eine Weile schweigend auf seinem Stuhl, lachte hin und wieder Hohn zu Gedanken, die er nicht äußerte, stand auf und sagte mit einer weiten und schwärmerischen Handbewegung: „Fröher, bi'n Dän...“ und verschwand.

Dieser Mann hatte die Kriege von 1848–50, 1864, 1866 und 1870–71 miterlebt, Kriege also, von denen drei das Schicksal unserer Heimatprovinz unmittelbar bestimmten, Kriege, deren Schauplatz auch unser Land war. Von dem allen wußte Peter nichts zu erzählen. *Eine* Geschichte aber habe ich von ihm in seinen seltenen mitteilbaren Stimmungen so oft gehört, daß ich in ihr das größte Ereignis seines Lebens zu erkennen vermeinte. Als junger Mann stand er einmal auf dem Rendsburger Markt im Schneebrei vor einer Kuriositätenbude und kämpfte mit seinem Geiz. Als er aber auf den Bohlen vor dem Eingang in zergehendem Schnee ein Geldstück sah, entschloß er sich schnell. Er deckte die Münze mit einem Fußtritt, der zwischen Kraft und Behutsamkeit die erforderliche Mitte hielt, und konnte denn auch im Dämmer der Bude unbeobachtet das haftende Geldstück von der Stiefelsohle lösen. Es hatte den fünffachen Wert des Eintrittspreises. Wenn Peter nun von den Sehenswürdigkeiten zu berichten gewußt hätte, so wäre ihm die langwierige Einleitung ver-

ziehen gewesen. Aber seine Geschichte war hier schon zu Ende, und die bettelhaften vier Schillinge bildeten eben seine Pointe. „Harr ik veer Schilling glatt verdeent“, wiederholte er noch einige Male mit triumphierendem Gelächter. Peter Pick war ein hoffnungsloser Fall.

Nicht weniger langweilig, aber doch weniger aufreizend war Jochen Suhr, der „Stutenkerl“, der an jedem Sonnabend seine gewaltigen Brotkörbe durch die meist halb verstellte Werkstattentür zwängte. Er hatte von den Jahren seiner Jugend sieben als Goldgräber in Australien verbracht und wußte doch immer nur ein paar Alltäglichkeiten vom Wetter vorzubringen. Einmal aber zwang ihn ein Gewitter zu längerem Verweilen. Er saß da zusammengeduckt auf einem Haublock und starrte in seine Körbe. Dabei murmelte er je nach der Stärke der Schläge ganz überflüssigerweise entweder: „Dat weer’n harden Slag“ oder: „Dat weer nicht so doll.“ Endlich hob er den Kopf und sagte in eine Stille hinein: „As ik in Australien weer . . .“ Da flog ihm mein Herz zu; denn ich meinte, die besondere Stunde habe ihm den Mund entsiegelt und er werde nun endlich die bunten, glitzernen Abenteuer seiner Jugend vor uns ausbreiten. Aber er fügte seinen ankündigenden Worten nur noch hinzu: „Do harrn wi ok mal so’n stark Gewidder.“ Da wurde mir endgültig die Hoffnungslosigkeit auch dieses Falles klar. Wen die Natur einmal unter die Langweiligen verwiesen hat, dem kann selbst ein siebenjähriger Aufenthalt in Australien nicht helfen.

Nun aber ist es an der Zeit, das hohe Lob der Kurzweiligen zu singen, die unser Haus schätzten als eine Stätte, da wohlgesetzte Reden immer Verständnis und Würdigung fanden. Vom Vorfrühling an bis tief in den Herbst hinein stand die Werkstattentür zum Redder gastlich offen und lud die Vorübergehenden zu einem kleinen Schnack. Der Bauer Jakob Sievers, Kampfgenosse von 1870, machte hier seinem Herzen durchweg zweimal täglich Luft. Immer gibt es in einem Dorf irgendeine Geschichte, die eben im Abrollen ist, und wenn Jakob Sievers sich gegen Mittag von seinem Haublock erhob, so konnte sein „Adüß!“ auch „Fortsetzung folgt“ bedeuten. Wenn er am Nachmittag wieder erschien, so hatte er inzwischen bei einem Inspektionsgang über seine Felder andere Leute zur Sache vernommen, und

seinem Bericht schloß sich ein lebhafter Austausch von Vermutungen über den weiteren Gang der Handlung an. Da wurden des weiteren von schnurrigen Käuzen des Dorfes und des Kirchspiels lustige Geschichten erzählt, und wenn der Gesprächsstoff wirklich einmal auszugehen drohte, so brauchte man den Bauern mit einem kleinen schlaun Wort nur auf das unabsehbare Gebiet seiner Kriegserinnerungen zu verweisen.

Zu einem Teil war ich diesen Gesprächen Zeuge, wenn ich meinem Vater helfen mußte. Zum anderen Teil konnte ich sie belauschen von meiner Kammer her, die nur durch eine dünne Tür von der Werkstatt getrennt war. Jakob Sievers war seiner unverwüstlichen Laune und seiner allgemeinen Lebenssicherheit wegen durchweg — wie man zu sagen pflegt — „hoch im Wort“. Nun zwang ihn der Arbeitslärm noch zu einer zusätzlichen Lautverstärkung, so daß mir kaum etwas entgehen konnte. Die Arbeit durfte nicht unterbrochen werden, und im allgemeinen fand sich der Freund mit diesem Grundsatz meines Vaters gut ab. Wenn er aber das Gespräch auf einen Höhepunkt geführt hatte, dann rief er doch zuweilen: „Hol doch mal'n Oogenblick op mit dien unklook Dunsen. Man kann jo sien eegen Word nicht verstahn!“ Doch konnte auch dann von einem Versagen seiner Stimme nicht eigentlich die Rede sein. Er forderte die Stille mehr als eine Ehrenerweisung vor einer gut zugespitzten Redewendung.

Auch meine Mutter konnte von der Küche, vom Wohnzimmer und bei geöffnetem Küchenfenster wohl gar vom Garten her dem Gang der Rede folgen, und zuweilen lief sie von der Arbeit weg mit hochrotem Gesicht in die Werkstatt, um das Gewicht ihrer Frauenmeinung geltend zu machen, wenn die Mannsleute mit ihrem „Getühn“ das Gleichgewicht der Welt in Gefahr brachten. Wohl machte sie sich hier und da mit ihren Temperamentsausbrüchen auch Feinde; aber was Recht war, mußte doch schließlich auch Recht bleiben.

Das „hohe Wort“ aus der Böttcherwerkstatt lockte von Vorübergehenden diejenigen an, die selbst des Wortes mächtig und außerdem fähig waren, einen gelungenen Satz zu genießen: den Gastwirt Hinnerk Mehrens, meinen Onkel Karl, einen Bruder der Mutter, dessen Erzählungen stets die Merkmale einer bewußten Formung zeigten, den putzigen Schuhmacher Henn Lünig,

der mit drolligen „Aphorismen zur Lebensweisheit“ aufwartete und nur fassungslos war, wenn ihn ein plötzlich ausbrechendes Gewitter zwang, in unserem Hause Zuflucht zu suchen. Die Böttcherkate stand ja am Dorfeingang, und was bei nahendem Unwetter von den Feldern flüchtete, fand hier ein schützendes Dach. Der Gast aber, den ich immer mit einem heimlichen Jubel begrüßte, war Hans Vollert, der Unübertreffliche, der Unverwüstliche. Zu den Dorfeingesessenen gesellten sich Durchwandernde aus den umliegenden Dörfern. Fahrende Händler würzten das Gespräch mit ihrer größeren Weltläufigkeit, und als der bis dahin unbekannte Bahnarbeiter Staben einmal des Regens wegen mit seinem Frühstück in die Werkstatt flüchtete, hatte er das Herz meiner Mutter in einer Viertelstunde gewonnen und zählte von da ab zu den Vertrauten: „Wat kunn de Kerl snacken! Wat full'n em de Wörd!“

„Allen, die darin verkehrt,
war ein guter Mut beschert.“

Nicht nur zu Scherz und Kurzweil kehrten die Leute gern bei meinen Eltern ein. Es kamen Ratsuchende, denen nach bestem Wissen geholfen wurde. Die schlichte und gleichmäßig warme Menschlichkeit dieses Hauses muß allen wohlgetan haben, auch den Schuldbeladenen. Einmal saß bei meiner Mutter in der Küche ein junger, etwa dreißigjähriger Mann auf dem Rand des Torfkastens. Er hatte sich durch eigene Schuld in die Vereinsamung drängen lassen und trug schwer an der kalten Ablehnung, die ihm überall entgegenschlug. Nun erzählte er der viel älteren Frau seine düstere Geschichte, klagte sich an, erleichterte sein Gewissen und ging gewiß gestärkt an seine Arbeit zurück. Denn so unerbittlich meine Mutter aus der Ferne in ihrem Urteil über hartgesottene Sünder sein konnte, so milde war sie da, wo ihr der bloße menschliche Jammer des Schuldigen unter die Augen kam.

Der italienische Schachtmeister Antonio Campanella, der eine blonde, verschlossene Luhnstedterin geheiratet hatte, machte mit südländischem Ungestüm meine Mutter zu seiner Vertrauten. Diese Ehe war ein einziges großes Unglück, und ihre unselige

Geschichte stürmte, von Luhnstedt ausgehend, in zunehmend tragischer Verwirrung über die verschiedensten Schauplätze in Deutschland, Österreich und Italien hinweg. Die junge Frau hatte sich vor kurzem wieder einmal nach Luhnstedt ins Elternhaus geflüchtet, und an einem Sonntag flüsterten sich die Leute auf der Dorfstraße mit ernstem Gesicht zu: „Campanella ist da.“ Das friedliche Dorf hatte Mord und Totschlag zu gewärtigen. Meiner Mutter wies der Italiener den Revolver vor, mit dem nun irgendeiner erschossen werden mußte: die Frau, der Schwiegervater, oder auch . . .? Ja, es wäre wohl am besten, sich selbst eine Kugel zu geben. „Sagen Sie es mir, Frau Peters, sagen Sie es mir ganz offen: Bin ich ein schlechter Mensch?“ — „Nein, Campanella“, antwortete ihm die Mutter, „Sie sind gewiß kein schlechter Mensch. Aber Sie sind Italiener, und Greta ist aus Luhnstedt. Da liegt das ganze Unglück, und schuldig ist keiner.“ — „Doch, Frau Peters, ich bin schuldig, ich bin schuldig.“ Dann zeigte die Selbstanklage dem Italiener aus dem Rasen des Zornes einen Ausweg. Er weinte still vor sich hin: „Ich möchte jetzt nur meinen Jungen einmal sehen. Nicht mit ihm sprechen, ihn nur aus der Ferne einmal sehen. Das dürfen sie mir doch nicht verweigern. Darauf habe ich doch ein Recht.“

Die milde Menschlichkeit des Hauses kam allen zugute, die sie atmen wollten, auch den Verworfenen. Den bettelnden Rittern der Landstraße war die Kate wohlbekannt, weil dort die Gabe reichlich und mit einem guten Wort gereicht wurde. Hin und wieder betrat auch ein wandernder Böttchergeselle die Werkstatt und sprach munter und aufgeräumt die herkömmlichen Worte: „Grüß Gott Handwerk, Meister und Gesellen!“ Dann ließ mein Vater nach allen Regeln der Zunft ein Verhör folgen, das die anfängliche Frische des Tones bald verlor und bei der Frage nach dem letzten Arbeitsplatz hoffnungslos ins Stocken geriet. „Ach, Sie wissen ja, Meister, die schlechten Zeiten“, hieß es dann, und mein Vater fügte sehr ernst hinzu: „Und nicht zu vergessen: der Branntwein.“ Trotzdem aber wurde nichts abgezogen von der Gabe, die ein Meister dem vorsprechenden wandernden Gesellen nach den Gebräuchen der Zunft schuldet. Und oft erleichterte auch dies menschliche Strandgut in allerlei Geständnissen Herz und Gewissen.

Dem tobenden Bettler sogar, der sich im Säuferwahn vor eingebildeten Verfolgern in die Werkstatt flüchtete, wurde nicht die Tür gewiesen. Schreiend lief er im Raum von einem Fenster zum anderen. Überall sah er hinter Knicks und Häuserecken die Pikkeltauben der Gendarmen auftauchen, die das Haus umstellt hielten. Mein Vater bekämpfte diese Wahnvorstellungen mit guten, aber unwirksamen Vernunftgründen, bis er den Ungebärdigen zuletzt in einer Ecke auf einen Haufen frischer Späne zum Schlafen niedernötigen konnte.

Ein wahnsinniger Straßenmusikant saß stundenlang in der Werkstatt und führte irre Reden. Seine verbeulte und grünspanbeschlagene Trompete wiegte er zärtlich auf den Knien. Sollte sie ihm als Geschenk Sr. Majestät des Kaisers nicht ganz besonders wert sein? Aber die Feinde hatten trotz aller Vorsicht von seinen Beziehungen zum Kaiserlichen Hof Wind bekommen. Vor zwei Jahren hatten ihn denn auch richtig die Anarchisten zwischen Eisendorf und Nortorf überfallen und böse zugerichtet. Man wird die Narben am Kopf nun immer ganz deutlich sehen können; denn wo die Anarchisten einmal hingestochen und hingeschossen haben, da wächst kein Gras und kein Haar mehr. Eine der Narben ist so tief, daß man einen Finger hineinlegen kann. Mein Vater hörte dem sinnlosen Gerede mit geduldigem Erbarmen zu, bestätigte die Größe und Tiefe der Narben, von denen keine Spur zu entdecken war, gab seinem Abscheu vor Anarchisten Ausdruck, bis dem Musikanten der starre, stählerne Glanz aus den Augen hinwegschmolz, bis er erklärte, nun die letzten Bedenken überwunden zu haben. Dann erhob er sich mit einem ruhigen, glücklichen Lächeln, um sich ohne Verzug von der Tochter eines reichen Bauern in Nindorf endlich das „süße Jawort“ zu holen.

Ich gebe gern zu, daß hier manches in meine Ohren kam, was für sie nicht bestimmt war. Wohl suchten meine Eltern ihre Kinder zu bewahren vor den Gefahren, die aus einem zu frühen Wissen erwachsen können. Aber die Enge des Hauses setzte diesen Bemühungen Schranken, und die Enge eines Dorfes macht es fast unmöglich, bedenkliche Ereignisse vor den Kindern zu verbergen. Früh wird das Dorfkind in alle Verwirrungen des Lebens hineingerissen, und fast möchte ich das dörfliche Leben um dieser Grausamkeit willen preisen. Unter der Hülle seiner ruhi-

gen Gleichförmigkeit wühlen alle Leidenschaften, und fernab der fahrigen Nervosität, die in den Städten das Leben im eigentlichen Sinne verdünnt, hat es hier zu jeder Zeit die ganze Dichte seiner Substanz. Da ist wohl Zusammenhalten und Hilfsbereitschaft und Füreinanderstehen, doch fällt auch einer erbarmungslos über den anderen her, und die Unbeteiligten lassen an den Schuldiggewordenen mit Wonne Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit aus. In einem langen Leben aber kommt die Reihe des Schuldigwerdens einmal auch an die gefährlichsten Tugendbolde. Den Folgen seiner Taten kann sich im Dorf keiner entziehen. Wir Dorfleute wissen zuviel voneinander, und wenn das Böse herzlos und lange genug beredet worden ist, so muß es einmal vergeben und für alle Zeit im großen, dunklen Raum des Schweigens vergraben werden. Zuletzt bewährt sich doch die Menschlichkeit der Dorfgemeinschaft, von der zweifelhafte Bukoliker ohne Kenntniss der Wirklichkeit so rührsame Dinge zu berichten wissen. Sie ist nicht rührselig und idyllisch, die Menschlichkeit der Dorfgemeinschaft; sie geht nicht mit unstörbarem Herrschersschritt von allem Anfang her durch die Ereignisse. Sie ist ein Ende, ein schwer erkämpftes Ziel; in ihr sind die Menschen zur Nachsicht mit anderen reif geworden, nachdem sie erkannt haben, daß sie selbst auch der Nachsicht bedürfen.

Aussprüche, die ich als Kind zwischen Tür und Angel aus den Gesprächen der Erwachsenen erhaschte, blieben mir zuweilen durch Jahrzehnte im Ohr, im Vorraum des wirklichen Verstehens liegen, bis ich sie eines Tages voll deuten und bedeutungsvoll in das Ganze eines menschlichen Schicksals einfügen konnte. In Luhnstedt kann jedes einzelne Haus den Stoff einer langen Erzählung hergeben. Ich konnte dieses Dorfes Leben leidenschaftlich mitleben, weil seine Menschen mir alle blutsverwandt sind. Da ich es aber nie mit der gelassenen Selbstverständlichkeit meiner Jugendgenossen hinzunehmen vermochte, da ich vor unbeachteten Einzelheiten sowohl als auch vor der augenfälligen Gesamtheit immer wieder ins Wundern geriet, so meine ich, daß in mir doch auch etwas Fremdes sein muß, von einem anderen Blut ein Tropfen, dessen geistige Entsprechung den, der eben noch handelnd inmitten der Handelnden stand, jetzt als Beobachter an den Rand zwingt, ein Tropfen fremden Blutes, der den

wie selbstverständlich verwandte Menschen Verstehenden immer wieder aus einem plötzlichen Befremdetsein in das maßlose Staunen hineintreibt. — — —

Ich habe gezeigt, wie das Haus beschaffen war, wie es sich denen darstellte, die darin verkehrten. Die Reden, die es vernahm, waren tage- und wochenlang ein heiteres und schon halbwegs künstlerisch hergerichtetes Bild friedlicher Dorfergebnisse. Hin und wieder aber hörte der Knabe unter vielleicht halbverstandenen Worten den fernen Donner des Schicksals aufmurren, und nicht ohne Bedacht ist schon einige Male ganz kurz vom Gewitter die Rede gewesen, von Gewittern allerdings, die sich am Tage austoben.

In Schauern und Schönheit aber vollendeten sich erst die Gewitter der Nacht. Meine Träume waren von einem sonderbaren Brausen erfüllt, und dunkel fühlte ich durch ihre zusammenhanglosen Bilder die Verpflichtung, sie abzuschütteln und das Erwachen zu erzwingen. Nach einem langen und ergebnislosen Aufbegehren gegen die Fessel des Schlafes hörte ich dann aus unendlicher Ferne meinen Vater rufen: „Jungens, steht auf; es ist Gewitter.“ Sonderbar gepreßt schien mir seine Stimme zu klingen. Hastig raffte ich meine Kleidungsstücke zusammen, einzig erfüllt von dem Gedanken, mich schnell ins Wohnzimmer zu retten. Aber da war vorerst noch die große Werkstatt zu durchqueren. Auf der Schwelle der Kammer stehend, wollte ich den günstigen Augenblick zwischen zwei Donnern abwarten, zögerte dann aber doch so lange, daß ich meistens in den nächsten Blitz hineinlief, der über den Rishauen niederging. Der Neuendingen — die Koppel vor unserem Hause — die dahinter liegenden Wiesen und in der Ferne der Waldrand der Rishauen lagen in einem grellen, grünen Licht. Die groben, buchenen Hauspäne verwundeten meine nackten Füße. Halb geblendet stürzte ich weiter. Jetzt ertasteten die Füße die kühle Glätte des Zements der Vordiele, und wenn ich endlich die Stubentür aufreißen konnte, brüllte auch schon der neue Donner los.

Die Stube schien mir auf seltsame Art verwandelt zu sein. Zuweilen war es kurz nach Mitternacht, und da mir der Bruder versichert hatte, um zwölf Uhr nachts stelle die Welt sich auf den Kopf, so glaubte ich während einiger Zeit die Spuren der Um-

wälzung noch in einer leichten Unordnung erkennen zu können. Auf dem Tisch lag wohl ein aufgeschlagenes Buch; aber zum Lesen war jetzt nicht die Zeit. Die Buchstaben sahen ganz anders aus als zu anderen Zeiten, und wenn man sie doch zu einem Wort oder einem Satz zusammenlas, so ergaben sie keinen rechten Sinn. Die Reden der Eltern klangen ernst und gedämpft. Wir Kinder saßen mit gefalteten Händen aufrecht an unserem Platz und waren still wie in der Schule.

Dieses Aufstehen beim Gewitter war meinen Eltern weniger verstandesmäßig begründbare Vorsichtsmaßregel als vielmehr eine Ehrerweisung vor den Gewalten, die sich im Gewitter offenbarten. Mir aber stand das Haus in Gefahr, das einmalige, unersetzbare Haus, und verstohlen suchte ich mit den Augen von Zeit zu Zeit die Zimmerdecke ab nach den grünlich glosenden, auseinanderlaufenden Feuerflecken, die ich in meinen Träumen sah. Wenn die Blitze sich in immer kürzeren Zeitabständen folgten, wenn es keine stillen Pausen mehr gab, sondern nur ein Mehr oder Minder des Donners, dann verließ der Vater die Stube, und wenig später hörten wir das Gestampfe des Stiefelanziehens. Die langen Stiefel hatten im Sommer unter dem Beileger der Werkstatt Zeit zu vollkommenem Ausdörren, und nun war es nicht leicht, die Füße hineinzuzwängen. Immer wieder fuhr der Absatz mit Gedröhn gegen die Kante des unregelmäßigen Bodenbelags der Werkstatt. Aber endlich war das Werk getan, und der Vater verließ das Haus, das er von nun an unablässig umschritt, um nach allen Seiten Ausschau halten zu können. Seine Schritte verhallten im Garten, und wenn die Luft in der Stube dann auch noch beklemmender wurde, so hörte ich im abschwellenden Donner vom Redder her doch bald wieder das Gestampfe der schweren Stiefel, in das ich von nun an meine Zuversicht setzte. Unter den Fenstern der Wohnstube hielt der nächtliche Wanderer einen Augenblick inne, um uns mit Nachrichten zu versorgen: „Über den Rishauen ist es noch sehr schwarz.“ — „Nach Holtdorf und Brammer hinüber brennt es irgendwo.“ — „Es fängt an zu regnen, und das Gewitter wird wohl nachlassen.“ — „Vom Süden her rückt auch etwas heran; aber es scheint außen herumzuziehen.“ — Und wieder entfernte sich das Gestampfe in der Richtung des Gartens.

Die Stimme des Vaters, die da von draußen hereinkam, hatte einen Klang, der mich eigenartig ergriff und mir zugleich das wankende Herz mit wunderbarer Zuversicht füllte. Der Vater stand draußen als Wache, und die Sicherheit seiner Worte gab die Gewißheit, daß er sich den Mächten des Verderbens gewachsen fühlte. Mit seinem Wandern um das Haus tat er ein Werk der Magie, und der Kreis, den er beschrieb, hielt das Böse im Bann. Dann war der Zauber der Stunde so stark, daß ich heiß in mich hineinwünschte, es möge nur immer weiter blitzen und donnern, dann begrüßte ich mit heimlichem Jubel die Ankündigung: „Dies ist nun vorbei, aber über den Rishauen zieht es schon neu herauf, und fürs erste werden wir nicht ins Bett kommen.“ Im Tosen der wilden Mächte wurde die Übermacht des Guten herrlich offenbar, und in dieser Erhöhung sollte die Stunde stillstehen und nie mehr zurücksinken auf das Maß der anderen.

Zu früh zerschlägt das Leben dem Kinde seinen Glauben an die Allmacht des Vaters. Die Eltern sterben, und alte Häuser werden niedergerissen. Da muß man sich selbst auf Erden eine neue Heimstätte schaffen, und was man auch sagen möge, es gibt hier keine Vorbilder, die in allen Einzelheiten übernommen werden könnten, und zuletzt steht jeder allein vor seiner Verantwortung. Während man *hier* noch Stein auf Stein schichtet, um einer Mauer endlich die gewollte Höhe zu geben, beginnt *dort* schon wieder der Verfall, und vieles erweist sich schon in der halben Vollendung als verfehlt und muß eingerissen und nach besserer Einsicht erneuert werden. Und immer wieder steigen die Gewitter herauf, die das Ganze mit einem Schlage vernichten können. Immer wieder aber begnadet den Verängstigten in der Gefahr auch die große Zuversicht. Es ist ein magischer Kreis geschlagen, der das völlige Verderben ausschließt. Eben jetzt ist eine plötzliche und wunderbare Stille eingetreten. *Ein* Donner ist verhallt, und der neue, der schrecklichere Blitz zögert in seiner Wolke noch einen Augenblick hin. Und nun horche hinaus! Vernimmst du dies Stampfen von schweren Schritten? Der Vater geht ums Haus.

INHALT

Die Paradiespforte	7
Erstes Erwachen	16
„Ich rede noch mit dir“	23
„Wo soll ich hingehen vor deinem Geist?“	33
Heimelig-unheimliche Stunde	44
Christian Ralf	53
„Du holde Kunst!“	69
Landschaft der Väter	94
Raum und Zeit	112
Tage der Fülle	131
Name ist mehr als Schall und Rauch	142
Erfüllungen	150
Träume	171
„Allen, die darin verkehrt!“	183

VANDENHOECK & RUPRECHT · VERLAGSBUCHHANDLUNG
GÖTTINGEN

FRIEDRICH ERNST PETERS

Noch lieferbare Titel

—
BANGEN UND ZUVERSICHT

Gedichte · 1947 · 112 S. · kart. DM 2,80 · Ppbd. DM 3,80

DER HEILSAME UMWEG

Roman · 12.—16. Tsd. · 1943 · 277 S. · kart. DM 4,50 · Ln. DM 7,50

DIE DRÖGE TRINA

1946 · 176 S. · Ppbd. DM 3,80

IM DIENST DER FORM

Ges. Aufsätze · 1947 · 276 S. · kart. DM 4,80 · Ppbd. DM 5,80

KLEINE ERZÄHLUNGEN

1942 · 60 S. · Ppbd. DM 1,80

LICHT ZWISCHEN ZWEI DUNKELN

Gedichte · 3. Aufl. · 1943 · 68 S. · kart. DM 2,— · Ppbd. DM 2,80

PREIS DER GUTEN MÄCHTE

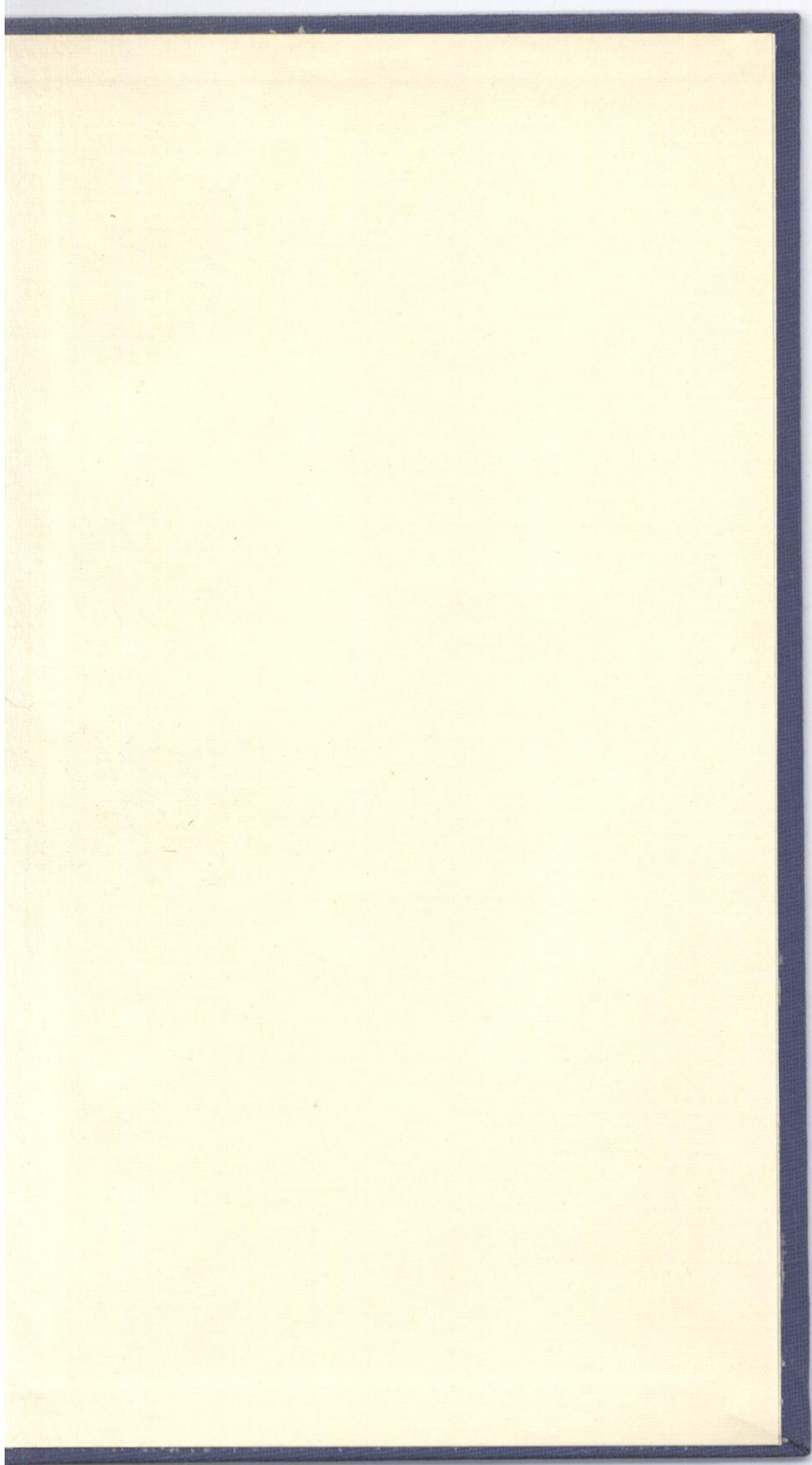
3. Aufl. · 1944 · 190 S. · kart. DM 3,— · Ppbd. DM 3,80

TOTENMASKEN

Gedichte · 3. Aufl. · 1944 · 38 S. · kart. DM 1,10

ZWEIERLEI GNADEN

Neue Gedichte · 2. Aufl. · 1943 · 100 S. · kart. DM 2,50 · Ppbd. DM 3,20



VANDERBILT LIBRARY IN VANDERBILT MUSEUM
CONTENTS

PAID UP BY BARRY PATTER

Not in the list.

REMARKS AND EXPLANATIONS

Number of the list - not the list - not the list

THE HISTORY OF THE

From the list - not the list - not the list

THE HISTORY OF THE

From the list - not the list - not the list

THE HISTORY OF THE

From the list - not the list - not the list

THE HISTORY OF THE

From the list - not the list - not the list

THE HISTORY OF THE

From the list - not the list - not the list

THE HISTORY OF THE

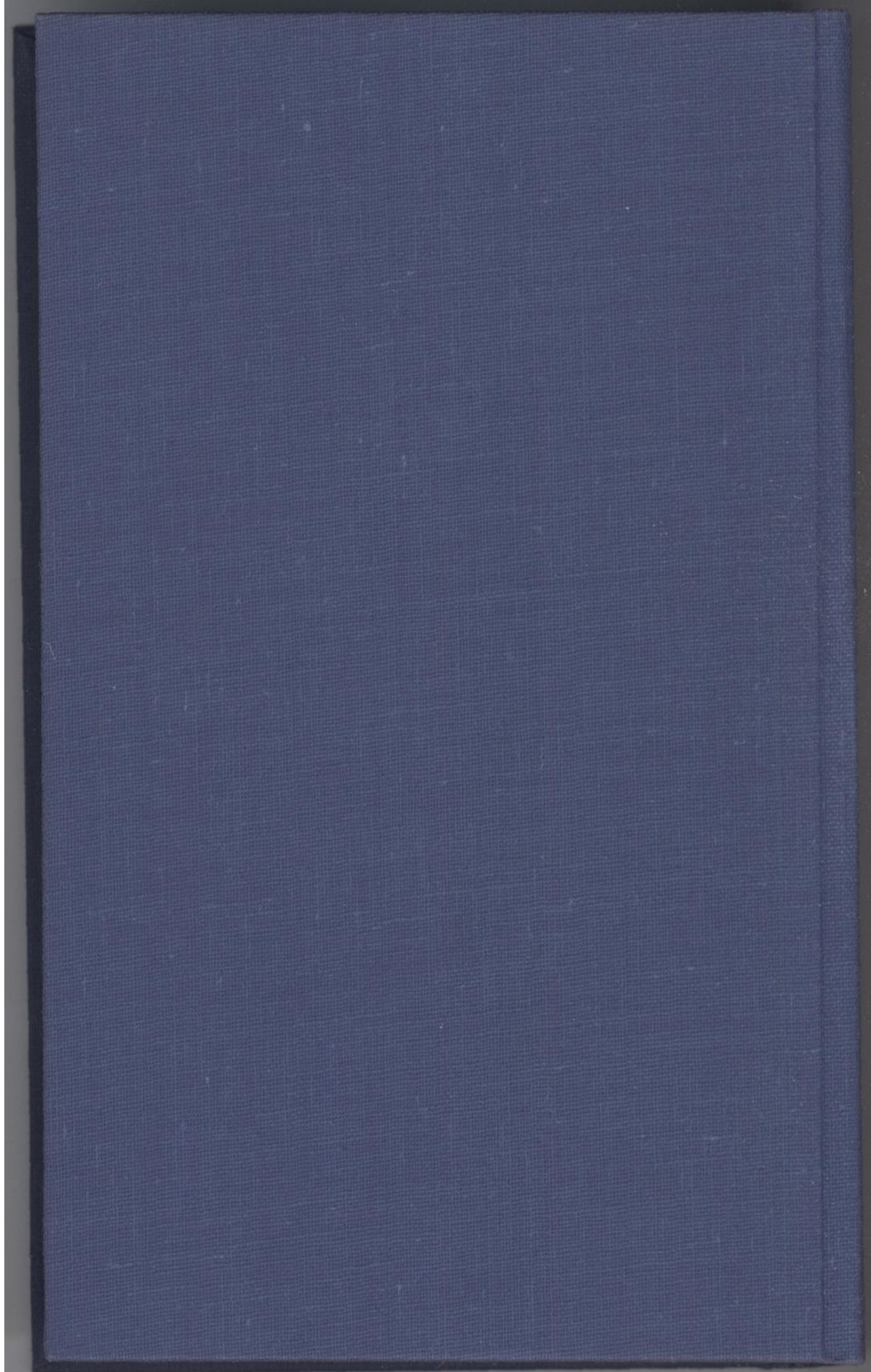
From the list - not the list - not the list

THE HISTORY OF THE

From the list - not the list - not the list

THE HISTORY OF THE

From the list - not the list - not the list



JOSEF WEINHEBER

Adel und Untergang

Gedichte · 164 Seiten

Dokumente des Herzens

Aus dem Gesamtwerk vom Dichter
selbst ausgewählte Gedichte
184 Seiten

Zwischen Göttern
und Dämonen

Vierzig Oden · 72 Seiten

Kammermusik

Gedichte · 88 Seiten

Späte Krone

Gedichte · 128 Seiten

O Mensch gib acht

Ein erbauliches Kalenderbuch
für Stadt- und Landleut
136 Seiten

Wien wörtlich

Gedichte · 112 Seiten

Hier ist das Wort

Gedichte · 176 Seiten

HOFFMANN UND CAMPE
VERLAG

